WILS
CLS
PT1337
.B53x
1914
od.2

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild.

Zweite, vermehrte Auflage.

Bearbeitet von Hauptmann a. D. **Hutter**, Prof. Dr. **K. Dove**, **Heinrich Seidel**, Dr. **Franz Reinecke**, Wirkl. Admiralitätsrat Dr. **Schrameier**, Dr. **E. Obst**, Prof. Dr. **R. Büttner**, Direktor **C. v. Beck**.

Mit 22 ein- und mehrfarbigen Karten, 23 ganzseitigen Tafeln und 250 Textabbildungen.

Zwei elegante Leinenbände. Preis 15 Mark.

„Das überseeische Deutschland" ist für Behörden, Kolonialgesellschaften und -vereine, Bibliotheken und Gelehrte, Militärs, die Exportindustrie, den Handelsstand, die Presse, die Missionsgesellschaften, für unsere wackeren Kulturpioniere und deren Angehörige von hervorragender Bedeutung. Ihnen allen wird es als ein auf der Höhe der Zeit stehendes authentisches Nachschlagewerk gute Dienste leisten, den Gebildeten aller Stände will es in anziehender Weise die interessante Kenntnis des Kulturstandes unserer Kolonien vermitteln. Die einzelnen Abschnitte sind von hervorragenden Kennern von Land und Leuten verfaßt; die Karten enthalten die neuesten Ermittelungen. (Königsberger Allgem. Zeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Inserate in der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" haben infolge sachgemäßer Verbreitung in allen Schichten der Bevölkerung dauernde Wirkungskraft. Wegen der Insertionspreise, insbesondere der Preise für **Vorzugsseiten**, wende man sich an die Anzeigengeschäftsstelle der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" in Berlin SW 61, Blücherstraße 31.

Infantina.

(Dr. Theinhardt's Kindernahrung.)

Zuverlässiger Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen Ärztefamilien, Säuglingsmilchküchen, Krankenhäusern usw. seit über 24 Jahren ständig im Gebrauch.

Preis der ½ Büchse à 500 gr. M. 1.90.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen **gratis** erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet", welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblings enthält.

Hygiama.

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk für Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten Ärzten seit über 24 Jahren als vorzügliche „Bereicherung der Krankenkost" geschätzt und vorzugsweise verordnet.

Preis der ½ Büchse à 500 gr. M. 2.50.

Hygiama-Tabletten.

Gebrauchsfertige Kraftnahrung.

Für Sporttreibende, Theaterbesucher und alle Diejenigen, welche nicht regelmäßig zu ihren üblichen Mahlzeiten kommen, von ganz besonderem Wert.

Preis einer Schachtel mit 20 Doppeltabletten M. 1.—.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft m. b. H. Stuttgart-Cannstatt herausgegebenen und unter Berufung auf die „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" **gratis** erhältlichen Broschüren

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen"

und „Hygiama-Tabletten und ihre Verwendung".

Eine rationelle Körperpflege

bedingt Gesundheit und langes Leben, erhält die Energie und Spannkraft, die Hauptfaktoren für das heutige wirtschaftliche Fortkommen!

Täglich 1/4 Stündchen Sanax-Massage

ist die beste und bequemste Körperpflege, festigt Gesundheit und Körperkraft, beugt der Entwicklung von Krankheiten vor und entfernt etwaige Krankheitsstoffe und krankhafte Ablagerungen aus den Geweben. Wer sich gesund erhalten will, muß für die Sanax-Massage 1/4 Stündchen täglich erübrigen.

Zu beziehen durch alle Geschäfte,
wo obige Plakate ausliegen.

Sanax-Fabrik: BERLIN N. 24, Friedrichstr. 131 d.

Twin Cities Campus

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Reklame muß ſein!“ von W. Granville Schmidt. (S. 14)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

❖

Jahrgang 1914 ❖ Zweiter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ❖ Berlin ❖ Leipzig

Digitized by Google

Copyright 1913 by Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart
Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

WILS, cls
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Reklame muß sein!
Eine Gaunergeschichte von W. Granville Schmidt. Mit Bildern von Th. Volz 5

Kupplerinnen.
Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer (Fortsetzung) 20

Das Säuglingsheim in Weißensee.
Von Dr. Fr. Parkner. Mit 7 Bildern 83

Regenidylle.
Novelle von Rudolf Kleinecke 94

Mein Grisly.
Abenteuer eines Grenzvermessers in Alaska. Von Benno Alexander. Mit 11 Bildern 130

Zwischen den Stunden.
Nach einer wahren Begebenheit erzählt von H. Schobert 149

Früchte, die der Herbst beschert.
Von B. Haldy. Mit 14 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers 192

Mannigfaltiges:
Die Unglücksfahrt des „Neptun“ 210
Das Nest der Kronprinzessin 215
Eine Felddienstübung des englischen freiwilligen Frauensanitätskorps 217
Mit 2 Bildern.
Gelungene List 219

Seite

Die Träne im Leben des Kindes 221
Verbrecherischer Leichenhandel 224
Bewiesener Einfluß 225
Ein wirksamer Inhalationsapparat 226
Mit 3 Bildern.
Die Schwurfinger 229
Gefälschte und geborgte Kronen 230
Sonderbare Eier 232
Wie die Marokkanerin ihren Mann fesselt 234
Automobilreisewagen 234
Mit Bild.
„Sie starb am gebrochenen Herzen“ 236
Geschäftsgrundsätze des Mittelalters 238
Vom Erzherzog Rainer 239
Was den Frauen versagt ist 239
Die königliche Kuh 240

Reklame muß sein!

Eine Gaunergeschichte von W. Granville Schmidt.

Mit Bildern von
Th. Volz.

(Nachdruck verboten.)

„So, das hätten wir hinter uns! Achtzehn Monate in diesem Kasten nehmen doch bös mit.“

Der Sprecher, ein ungefähr dreißigjähriger Mann mit scheuem Blick und verschlagenen Gesichtszügen, warf noch einen haßerfüllten Blick auf den düsteren Backsteinbau des Zentralgefängnisses und zog dann die schwere eiserne Ausgangspforte hinter sich ins Schloß.

Sein jüngerer Gefährte nickte und entgegnete in einem Anfluge von Galgenhumor: „Vorteilhaft haben wir uns jedenfalls nicht verändert. Du siehst im Gesicht wie eine Wasserleiche aus, und ich, als hätt' man mich eben aus der Mehlkiste gezogen. Deinen Spitznamen, der ‚schöne Adolf‘, verdienst du wahrhaftig nicht mehr.“

Der andere sah ingrimmig an seiner schlotternden Kleidung hinab und brummte: „Vierzig Pfund habe ich mindestens abgenommen. Und in dieser Kluft können wir uns in der Stadt nicht sehen lassen. Wir müssen uns vor allen Dingen neu einkleiden.“

„Nee, vor allen Dingen möcht' ich anständig essen und mein ‚Diner‘ selbst bestimmen.“

Der Ältere lachte rauh auf, erwiderte aber nichts.

Schweigend schritten sie den staubigen Feldweg entlang, der nach der Stadt führte.

— — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Eine Stunde später verließen die beiden Genossen neueingekleidet ein Trödelgeschäft in der Vorstadt.

„Ich fühle mich wie neugeboren," stellte der „schöne

Adolf" mit innerer Befriedigung fest und zupfte sich noch einmal die Weste seines mausgrauen Jackettanzuges zurecht.

Auch der Jüngere machte sich ganz vorteilhaft in seinem neuen Sommeranzug. Von Zeit zu Zeit streiften seine Blicke wohlgefällig die scharfgekniffte Bügelfalte in den Beinkleidern.

„Wie 'n Graf!“ spöttelte der Ältere, der die Eitelkeit seines Begleiters kannte. Ernster werdend fügte er hinzu: „Nun ist mein Vermögen aber auch mächtig zusammengeschmolzen. Wenn wir nicht bald was ‚drehen‘ können, sitzen wir auf dem trockenen!“

„Ach was! Jetzt wollen wir erst einmal da drüben in die Weinstube. Mir ist ganz schwach. Das macht ja wohl die ungewohnte Freiheit. Eine Pulle Wein können wir uns schließlich zur Feier des Tages noch genehmigen. Wir können da gleich ungestört über unser nächstes Geschäft sprechen.“

Der „schöne Adolf“ zog mißmutig die Schultern hoch, folgte aber doch seinem jüngeren Genossen über die Straße. Vor dem Lokal musterte er sich noch einmal schnellen Blickes. Die Gewißheit, gut gekleidet zu sein, gab ihm schnell die alte, im Gefängnis verlorene Sicherheit wieder, und mit einem herablassenden Kopfneigen erwiderte er den Gruß des Kellners.

Behaglich ließen sie sich in einer versteckten Ecke auf dem Plüschsofa nieder, und als der Wein vor ihnen stand, leerten sie das erste Glas vergnügt auf die wiedergewonnene Freiheit.

Eine Weile saßen sie so in flüsterndem Gespräch, als zwei sehr elegant gekleidete Herren das Lokal betraten. Augenscheinlich schienen sie in der Weinstube bekannt zu sein, denn der eine Inhaber selbst begrüßte sie sehr entgegenkommend.

Die Herren nahmen in einem Verschlag Platz, neben dem die beiden Genossen saßen. Dort unterhielten sie sich ziemlich laut.

So erfuhren die Lauschenden bald, daß der eine Herr kein Geringerer war als der berühmte Geigenvirtuose Viktor Isaro. Sein Begleiter war zweifellos sein Impresario.

Anfangs horchte der „schöne Adolf“ nur gewohnheitsmäßig; aber plötzlich stellte er sein Weinglas geräuschlos nieder und ermahnte den Genossen durch einen warnenden Blick, still zu sein, denn die Unterhaltung in der Nebenbox nahm eine unerwartete Wendung.

Viktor Isaro schien schlechter Laune zu sein. Seine Stimme hatte einen grämlichen Klang, als er, zu dem Impresario gewandt, meinte: „Ich bin gar nicht recht zufrieden, mein lieber Landsky. Das vorige Konzert war viel besser besucht. Damals waren schon am Tage vor meinem Auftreten alle Karten ausverkauft, diesmal waren's kaum sechshundert. Es ist, als ob das Interesse des Publikums für mich erlahmte.“

Der Impresario rieb sich sinnend die Stirn.

„Ja, Sie haben recht. Wir müssen mal wieder etwas ausfindig machen, das Ihren Namen wieder mehr in den Mund der Leute bringt. So ein kleines Sensatiönchen könnte absolut nicht schaden. Voriges Jahr hatten wir ja die Sache mit der kleinen Amerikanerin, die Sie wegen Bruch des Eheversprechens auf eine halbe Million Schadenersatz verklagte. Vor zwei Jahren die Duellgeschichte. Ja, ja, ich sage immer: Reklame muß sein!“

Viktor Isaro winkte ungnädig ab. „Der Schwindel hat mich Geld genug gekostet. Erst gab der Kerl sich mit fünf blauen Scheinen zufrieden, und nachher verlangte er noch weitere fünf unter der Drohung, es sonst in die Presse zu bringen, daß das ganze Duell nur eine von mir in Szene gesetzte Komödie war und daß wir mit Platzpatronen geschossen haben. — Nein, Landsky, eine etwas originellere Reklame müßte es schon sein. Etwas ganz Neues, damit kein Verdacht erweckt wird.“

Der Impresario starrte nachdenkend in sein Glas. Dann sagte er: „Schön — sollen Sie haben. Wenn nicht

morgen die ganze Stadt von Ihnen ſpricht, dann will ich — ich wollte ſagen, dann ſoll mein beſter Freund auf der Stelle tot umfallen!“

„Schießen Sie los, Landsky! Sie wiſſen, Geld ſpielt bei mir keine Rolle.“

Landsky nahm einen tiefen Zug aus ſeinem Glaſe. „Sie wiſſen doch, was für einen Aufruhr es gegeben hat, als die ‚Mona Liſa‘ geſtohlen wurde. Mit einem Schlage war Paris und der Louvre in jedermanns Mund. Was meinen Sie nun, wenn Ihnen plötzlich die Geige abhanden käme, Ihre berühmte Stradivari, auf der ſchon Paganini geſpielt hat? Das wäre eine Senſation allererſten Ranges. Die Preſſe wird den Fall bearbeiten, in den Kaffeehäuſern wird man von nichts anderem reden — kurz und gut: Sie bilden das Tagesgeſpräch.“

Der Violinvirtuoſe hob entſetzt die Hand: „Aber, beſter Landsky, welche wahnſinnige Idee! Meine Violine ſollte ich mir ſtehlen laſſen? Meine Stradivari, die einfach unerſetzlich iſt, für die mir Pierpont Morgan ſofort eine Million Dollar in bar auf den Tiſch zahlen wollte? — Nein, ich begreife einfach nicht —“

„Verehrteſter, wozu die Aufregung! Natürlich ſoll die Geige nur zum Schein geſtohlen werden. Hören Sie mich an. Ich kenne hier in der Stadt einen Filmfabrikanten, der Aufnahmen für Kinematographentheater liefert. An den wenden wir uns vertrauensvoll. Er wird uns ein paar als Einbrecher verkleidete Mitglieder ſeiner Truppe ſchicken, und Sie können ſich darauf verlaſſen, daß die Leute den Einbruch bis ins kleinſte täuſchend inſzenieren werden. Er hat nur bewährte Kräfte, auf deren Ehrlichkeit und Geſchicklichkeit wir uns vollauf verlaſſen können. Sowie die Pſeudoeinbrecher die Geige im Beſitz haben, werden ſie ſich

mit ihrer Beute zu Herrn Vangelow begeben, und von dort holen wir ſie zu gelegener Zeit wieder ab. Es heißt dann eben, ein von uns engagierter Privatdetektiv

hat ſie wieder aufgeſpürt, oder der Dieb hat ſie, von Gewiſſensbiſſen gepeinigt, anonym zurückgeſandt, nachdem er erfahren, welchem gottbegnadeten Künſtler ſie gehört. Nicht wahr, der Plan iſt famos und ohne Riſiko?“

„Sie sind ein Genie, Landsky!“ rief Isaro begeistert und schenkte neu ein. „Wahrhaftig, das wird eine Sensation werden, und ich werde mit meiner Geige einmal wieder das Tagesgespräch. Die Leute werden allein schon deshalb in hellen Scharen kommen, um zu hören, ob ich mein Reserveinstrument ebenso beherrsche. Wissen Sie was — meine Ehrengaben von Fürstlichkeiten müssen mir Ihre famosen Einbrecher auch noch stehlen. Die Liste der gestohlenen Sachen wird ja in allen Tageszeitungen unter Angabe des Schenkers veröffentlicht werden. Dann wird das Publikum doch einmal wieder daran erinnert, daß mir der Zar eine kostbare Uhr, der König von Spanien eine wundervolle Busennadel und der Sultan einen prächtigen Diamantring verehrt haben. Ich kann ja meinen Schmuckschrank offenstehen lassen, damit die ‚Einbrecher‘ nicht zu viel Zeit verlieren.“

„Nein, es ist besser, wir verschließen die Sachen. Das Schloß ist ja sehr leicht herauszunehmen. Wenn nicht ein bißchen Gewalt angewendet wird, könnte es leicht Verdacht erregen. Ihre Idee ist übrigens vorzüglich.“

„Schmeichler!“ entgegnete Isaro lächelnd und fuhr dann eifrig fort: „Natürlich müssen wir diesen Plan unverzüglich ins Werk setzen. Ich brenne darauf, wieder Mittelpunkt zu werden und die Leute reden zu machen. — Wann kann die Sache also gemacht werden?“

„Noch morgen in aller Frühe, damit schon die Morgenzeitungen berichten können. Vielleicht wird gar ein Extrablatt erscheinen.“ Der Impresario rieb sich schmunzelnd die Hände, ehe er fortfuhr: „Ich gehe noch heute nachmittag zu Direktor Vangelow. Zwei Leute stehen uns immer von seinen bewährten Kräften zur Verfügung. So zwischen vier und fünf Uhr morgens finden die meisten Einbrüche statt, denn um diese Zeit

schlafen die Menschen am tiefsten. Es genügt wohl, wenn die beiden Leute um halb oder ein Viertel fünf kommen. Wir verstecken uns vorher im kleinen Gartenhäuschen. Von dort können wir die ganze Front der Villa übersehen, und Sie können sich durch den Augenschein überzeugen, wie gewandt die Leute arbeiten. Sowie die ‚Einbrecher' verschwunden sind, verlassen wir den Gartenpavillon, begeben uns ins Haus und legen uns zur Ruhe, als ob nichts passiert sei. Wenn dann die Dienstboten um sechs zum Reinmachen kommen, werden sie uns schon wecken. Also, abgemacht: die Geige sollen sie holen und die Geschenke der Fürstlichkeiten! Ich werde Herrn Bangelow noch instruieren, daß seine Leute das Schloß vom Silberschränkchen nicht sprengen und dadurch den ganzen Schrank verderben, sondern daß sie es möglichst glatt herausstemmen."

„Teilen Sie dem Herrn auch mit, daß ich die Geige und den Silberschrank im Balkonzimmer belassen will, damit die Leute nicht mit Suchen zuviel Zeit verlieren," warf Isaro ein.

„Wird alles gemacht! Sie sollen schon mit mir zufrieden sein," versicherte der Impresario siegesgewiß. „Sie sollen sehen, der Erfolg wird enorm. Wie gesagt, meine Devise ist: Reklame muß sein!"

Gleich darauf zahlten die Herren und verließen das Lokal.

Auch der „schöne Adolf" winkte den Kellner heran, und während er die Zeche berichtigte, horchte er den jungen Menschen geschickt über die Lage der Isaroschen Villa aus.

Als die beiden Genossen ins Freie traten, sahen sie sich mit verständnisinnigem Grinsen in die Augen, und der Jüngere meinte: „Du, ich glaube, die Flasche Wein macht sich bezahlt. — Ich bin pünktlich da und werde

Digitized by Google

noch heute abend telephonieren, damit wir freie Bahn haben."

Einen festen Händedruck wechselten sie noch, dann trennten sich ihre Wege.

* * *

Kurz nach vier Uhr morgens klopfte der Impresario, der das Fremdenzimmer in der Isaroschen Villa bewohnte, an die Schlafstubentür des Virtuosen.

Viktor Isaro öffnete ihm verdrießlich. „Ich habe eine recht unruhige Nacht gehabt, mein lieber Landsky. Sie wissen ja, wie nervös ich bin. Wenn nur alles ordentlich klappt!"

„Keine Sorge!" tröstete der Impresario. „Ein kleiner Nervenkitzel läßt sich nicht vermeiden. Große Ereignisse werfen eben ihre Schatten voraus."

Er lachte selbstgefällig über seine Bemerkung und schritt dem Künstler leise voran die breite Treppe vom Oberstock hinab. Unten öffneten sie geräuschlos die Haustür.

Es war Spätsommer, und draußen wurde es eben erst dämmerig.

Fröstelnd traten sie in den Vorgarten hinaus und eilten nach dem kleinen Pavillon, der hart an dem Gitter lag, das den Garten von der Straße trennte. Als sie die fensterlose Tür hinter sich zugezogen hatten, stellten sie sich an das winzige ovale Seitenfenster auf ihren Beobachtungsposten. Von hier aus hatte man die Front der Villa gerade vor sich und konnte das Balkonzimmer zum Teil übersehen.

Reichlich eine Viertelstunde verging, die den Harrenden zu Ewigkeiten wurde, da knarrte leise die Gartenpforte, und zwei Männer betraten den Kiesweg. An dem Pavillon vorbei gingen sie geradeswegs auf das Haus zu.

„Aha, endlich!“ seufzte Isaro.

„Nun passen Sie nur gut auf!“ mahnte Landsky. „Sie werden Ihr Wunder erleben, wie die Leute klettern können.“

Wirklich entwickelten die beiden Männer eine fabelhafte Geschwindigkeit. Der größere von beiden kletterte auf des Genossen Schulter und von da, die Mauervorsprünge benützend, auf den Balkon im ersten Stock. Aus einem Sack, den er bei sich führte, holte er eine Strickleiter hervor und befestigte sie am Geländer. Jetzt klomm auch der Zurückgebliebene mit Leichtigkeit hinauf*).

Sachgemäß drückte der eine einen mit Seife bestrichenen Lappen gegen die Scheibe der Balkontür, bis das Glas mit leichtem Knistern barst und die Splitter an dem Lappen hängen blieben.

Dann verschwanden die beiden im Innern des Zimmers.

Isaro hatte den Vorgang mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt. „Fabelhaft,“ lobte er, „wie die Kerle geschwind und geräuschlos zu Werke gehen! Besser hätten professionelle Einbrecher es auch nicht gekonnt.“

„Na ja, hab' ich's nicht gesagt!“ triumphierte Landsky, der sich schon im Besitz einer fürstlichen Belohnung für seine smarte Reklameidee sah. Plötzlich zuckten die beiden Beobachter zusammen. Ein schwerer Schritt näherte sich auf der Straße, und wenige Augenblicke später klinkte wiederum die Gartenpforte.

„O weh, das ist der Wächter!“ stöhnte Isaro. „Ich habe vergessen, ihn gestern abend abzubestellen. Wenn er das zertrümmerte Fenster sieht, schlägt er Lärm und

*) Siehe das Titelbild.

bringt uns damit in eine fatale Lage. Es hilft nichts, wir müſſen ihn einweihen, wenn auch noch ein blauer Lappen flöten geht.“

In dieſem Augenblick hatte der Wächter auch ſchon die ſcheibenloſe Balkontür bemerkt. Er zauderte und machte dann Miene, auf das Haus zuzueilen.

Geſchwind ſteckte der Impreſario den Kopf zur Tür hinaus und winkte den Mann durch einen leiſen Anruf heran.

Der machte ein recht einfältiges Geſicht, als er Iſaro ſelbſt gewahrte; aber als der ihm in Kürze den wahren Sachverhalt mitteilte und ihm ein blaues papierenes Schweigegeld in die Hand drückte, wollte er ſich königlich amüſieren und ſtellte ſich ebenfalls mit ans Fenſter.

Zehn Minuten vergingen, da tauchten die beiden Einbrecher wieder im Türrahmen auf. Der eine trug den Geigenkaſten, der andere einen ziemlich prallgefüllten Sack.

Behende kletterten ſie die Strickleiter hinab.

„Na ja," meinte der Wächter bedächtig, „da iſt es kein Wunder, wenn die Bilder im Kientopp immer ſo natürlich ſind. Die können's reichlich ſo gut wie ein paar abgefeimte Spitzbuben. Der eine hat 'n richtiges Galgengeſicht und hat eine gewiſſe Ähnlichkeit mit dem berüchtigten Adolf Pingel — wiſſen Sie nicht mehr, der erſt vor zwei Jahren zu Zuchthaus verurteilt wurde. Ich hab' ſein Bild damals in der Zeitung geſehen."

Die beiden „Einbrecher" hatten inzwiſchen die Erde erreicht. Sie kamen nicht wieder an dem Pavillon vorbei, ſondern überquerten im Geſchwindſchritt den Raſen und ſchwangen ſich über die ſeitliche Einfriedigung, die auf eine Nebenſtraße führte.

Sowie ſie verſchwunden waren, verließen die drei ihren Beobachtungspoſten.

„Was wohl in dem Sack war?" forſchte Iſaro nachdenklich.

„Ihr Geſchirr. Vielleicht haben Sie auch noch 'n bißchen anderen Plunder mitgehen laſſen, um die Sache natürlicher zu machen," meinte der Impreſario, der

sehr viel von der Darstellungskunst dieser „Kientopp-schauspieler“ hielt.

Der Virtuose schickte den Wächter nach Hause und begab sich dann mit dem Impresario lautlos nach oben.

Als er die Tür zum Balkonzimmer öffnete, blieb er mit einem Ausruf peinlichster Überraschung stehen.

In dem Zimmer sah es wüst aus. Alle Behälter waren erbrochen, und der Inhalt der Schreibtischschubladen lag zerstreut auf dem Perserteppich.

„Zum Teufel,“ zürnte der Künstler, „die Leute haben ihre Mission aber gar zu naturgetreu ausgeführt! Etwas mehr Schonung hätte ich doch erwartet!“

Plötzlich weiteten sich seine Augen, und seine Finger umkrampften des Impresarios Arm.

Keuchend kam es über seine Lippen: „Landsky, um Gottes willen, das Geheimfach im Schreibtisch, das geschlossen war, ist ja auch geöffnet! Dort lagen noch ungefähr fünfzehntausend Mark in Wertpapieren. — Und die beiden schwersilbernen Leuchter auf dem Kamin — wo sind die geblieben?“

„Ich — ich weiß nicht!“ stammelte der Impresario erbleichend und blickte mit stieren Augen umher.

Da wurden unten im Garten leise, knirschende Schritte vernehmbar.

Nichts Gutes ahnend trat Isaro auf den Balkon hinaus und bemerkte drei Männer, von denen der eine gerade eine Leiter an die Hauswand lehnen wollte.

„Was wollen Sie hier?“ rief der Künstler vom Balkon. — „Landsky, schnell kommen Sie her und bringen Sie meinen Revolver aus dem Schlafzimmer mit!“

Der auf der Leiter Stehende prallte erschrocken zurück und zog schnell ein Papier aus der Brusttasche. Entrüstet rief er dann: „Aber Herr, was wollen Sie eigent-

lich? Wir kommen von Herrn Vangelow und ſind hier herbeſtellt. — Hier iſt eine Legitimation, die hat Herr Vangelow uns für alle Fälle mitgegeben.“

Viktor Iſaro war aus allen Himmeln gefallen. „Hier ſind aber eben doch ſchon zwei Leute geweſen. Um halb fünf kamen ſie, und zu der Zeit hatte ich ſie auch beſtellt. — Warum kommen Sie denn jetzt erſt?“

Der Mann auf der Leiter zuckte beleidigt die Schultern. „Wir ſind pünktlich gekommen. Ihr Impreſario

hat noch gestern abend telephoniert, wir sollten erst um fünf kommen, halb fünf sei Ihnen noch zu früh."

„Das ist mir nicht eingefallen," beteuerte Landsky, der auch auf den Balkon hinausgetreten war. „Ich bin gestern nachmittag persönlich bei Ihrem Chef gewesen und weiß nichts von einer telephonischen Bestellung."

„Dann sind wir 'reingelegt worden durch ein paar echte Gauner!" ächzte Isaro ganz gebrochen. „Oh, Landsky, Sie sind ein — sind ein —!"

Er sprach lieber nicht aus, was er dachte, sondern wankte ins Zimmer zurück.

Ein weißer Zettel, der ihm jetzt erst auffiel und der auf der Kante des Schreibtisches lag, enthielt folgende, mit Bleistift hingekritzelte Worte: „Geehrter Gönner! Nach einer längeren Ruhepause, die wir uns unfreiwillig auferlegen mußten, hatten wir nun endlich einmal wieder Gelegenheit, zu beweisen, daß wir unsere Arbeit noch nicht verlernt haben. Den Ruhm wollten wir uns nicht nehmen lassen, und Sie wissen ja — Reklame muß sein!"

Kupplerinnen.

Der Roman eines Leutnants. Von Horst Bodemer.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Maria Hoffmann wartete in Ungeduld. Vier Wochen waren eine lange Zeit! Und wie sollte sie den überhaupt kennen lernen, der ihr Mann werden würde, wenn sie nicht in Gesellschaft ging?

Da redete sie sich in stillen Stunden ein: der Onkel ist meine Kette; an der kann ich zerren, so viel ich will, ich werde sie nicht los! Warum hat mir der Vater das angetan? Ich wäre hinausgezogen nach dem Westen, hätte Fühlung mit den Kreisen bekommen, in die meine Genfer Pensionsfreundinnen geheiratet haben. Es wär' alles ganz anders geworden!

Mit Onkel Konrad konnte sie dort natürlich keinen Staat machen. Der fand sich in diese Kreise gar nicht hinein, der ehemalige Unteroffizier und Feldwebel. Gewiß, er war ein ehrenwerter Mann, ehrenwerter vielleicht wie mancher, der im Westen das große Wort führte, aber —

Da seufzte die lebenshungrige Maria Hoffmann, ihre Lippen zitterten, Tränen traten ihr in die Augen, die Finger spreizte sie und drückte sie wieder zu Fäusten zusammen. Vierundzwanzig war sie schon geworden, eine wilde Sehnsucht fraß ihr am Herzen. Sie war doch reich und hübsch! — Aber Onkel Konrad ließ sich

nicht abſchütteln, der nicht! Was der gelobt, hielt er auch. Ein ſpöttiſches Lächeln zuckte um ihren Mund. Für den war Chriſtian Meinhold ein Freier, der in jeder Beziehung willkommen zu heißen war! —

Ein Ende mußte gemacht werden, dies Leben hielt ſie nicht länger aus.

Es waren zwar kaum drei Wochen vergangen, aber warum ſollte ſie nicht heute ſchon zur Frau Skodrowsky gehen? Es war ja ſo erſtaunlich, was die Karten geſagt hatten, es grenzte faſt ans Wunderbare!

Eine Stunde ſpäter meldete die Vertraute der Kartenlegerin, daß das reiche Fräulein wieder da ſei.

Frau Skodrowsky erhob ſich. Sie hatte ein gutes Gedächtnis. Die vier Wochen waren noch nicht vorüber. Aber es paßte ſoweit alles ganz gut.

Dann ging ſie in das reſervierte Zimmer, in dem Maria wartete. „Guten Tag, mein liebes Fräulein! Schade, daß Sie gerade heute kommen! Aber ich kann leider jetzt unmöglich eine Sitzung mit Ihnen abhalten! Eine Prinzeſſin hat ſich bei mir angeſagt. Solch hohe Damen darf man nicht warten laſſen. Mir liegt ja auch beſonders viel daran, gerade gegen das Vorurteil dieſer hohen Kreiſe anzukämpfen. Die Wahrheit bricht ſich ja immer nur ſehr langſam Bahn. — Aber beſtimmen Sie mir Tag und Stunde, dann halte ich mich frei für Sie!“

Der kommende Montag, nachmittags vier Uhr, wurde verabredet.

Frau Skodrowsky notierte es ſich. Dann gab ſie Maria freundlich die Hand, nickte ihr aufmunternd zu und begab ſich wieder in ihr „Sitzungszimmer“. —

Am Sonntag gab es wieder einen Tanz mit dem Onkel. Maria war in ihrer Nervoſität recht ausfallend geworden.

„Du verstehst mich eben nicht, kannst mich gar nicht verstehen! Ich bin doch in ganz anderen Kreisen groß geworden wie du! — Ich mach' dir keinen Vorwurf — wie sollte ich! Aber daß der Vater dich mir vor die Nase gesetzt — das — das —"

Sie würgte nach Worten und fand sie nicht.

Der Rechnungsrat blies bedächtig den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. „Dein guter Vater hat sein Lebtag gewußt, was er tat. Ständest du ganz allein in der Welt, da möchte ich wetten, du wärest schon kreuzunglücklich geworden. Ich aber halte die Augen offen. — Und daß du dich immer noch sperrst gegen ein Verlöbnis mit dem jungen Meinhold, das ist direkt töricht! Sieh mal, Kind, der braucht doch nur die Finger auszustrecken! Wer so —"

Weiter kam er nicht, denn Maria hielt sich die Ohren zu. „Du und dein Christian Meinhold! Es ist zum Lachen! Zum Lachen ist's!"

Sie verließ das Zimmer und schlug die Türe hinter sich zu.

Als der Rechnungsrat nebenan ihr Schluchzen hörte, wollte er den Schaden wieder einrenken. Er ging zu ihr hinein. „Herrgott, Maria, ich dränge dich doch nicht! Ich stelle dir nur vor, daß mir diese Verbindung in jeder Weise vorteilhaft für dich erscheint. So weit kenne ich mich doch in dir aus! Du möchtest gerne heiraten, das ist auch ganz selbstverständlich. Und der Christian Meinhold bereut ehrlich, daß er — hm ja — so scharf vorgegangen ist! Aber er ist doch, Gott sei Dank, auch jung! Es war nicht recht, aber es war begreiflich! — Und nun sei nicht so! Unser Verkehr ist doch beschränkt, was seine großen Vorteile hat —"

„Nein," schrie sie ihren Onkel an. „Das ist ja gerade das Traurige! Da hockt man hier oben im Norden,

lernt keinen vernünftigen Menſchen kennen, denn die einem in unſeren Kreiſen über den Weg laufen — ach du lieber Gott!“

Für ſolche Anſichten hatte der Rechnungsrat nicht das geringſte Verſtändnis. Die Hoffmanns waren einfache, anſtändige Leute, und Maria ſollte einfach und anſtändig bleiben, das hatte er ſeinem Bruder in die Hand gelobt.

Eine weitere Auseinanderſetzung hatte jetzt aber keinen Sinn, da verließ er achſelzuckend das Zimmer.

Maria aber ſaß da mit zuſammengekniffenen Lippen und geballten Fäuſten. Es war ja Unſinn, wenn die Kartenlegerin ihr geſagt, daß ſie in allernächſter Zeit den kennen lernen ſollte, den ſie heiraten würde. Sie kam ja mit keinem „vernünftigen“ Menſchen zuſammen!

Aber am Montag fand ſie ſich doch pünktlich um vier Uhr bei Frau Skodrowsky ein.

Die ſah ſofort, daß es in dem jungen Mädchen ſtürmte und wetterte. „Na, nun wollen wir einmal ſehen, ob uns die Karten mehr verraten! Bitte dreimal abzuheben — nach ſich zu, liebes Fräulein!“

Sehr langſam legte Frau Skodrowsky die vier Reihen zu je acht Karten, hielt manchmal inne, dann aber lief ein Strahlen über ihr freundliches Geſicht.

„Alſo wir erfahren heute mehr! Aber bitte Ruhe, mein Fräulein!“

Sie lehnte ſich in ihren Seſſel zurück und ſchloß die Augen.

Dann öffnete ſie ſie wieder, tat, als ob ſie halb im Traume ſei, gab ſich einen Ruck und beugte ſich über die Karten: „Sehr, ſehr bald lernen Sie den kennen, dem Sie angehören werden! Es kann ſich nur noch um Tage, vielleicht um Stunden handeln! — Oh! Oh! Oh! — Er iſt groß, ſehr vornehm und hat eine lange Fahrt

über das Waſſer hinter ſich! — Reich iſt er aber nicht! — Er ſcheint auch nicht ganz gut zu ſehen! — Im Alter paßt er ſehr gut zu Ihnen!“

Wieder lehnte ſich die Kartenlegerin in ihren Seſſel zurück. Ganz erſchöpft ſchien ſie zu ſein.

Marias Nerven aber waren angeſpannt bis zum Äußerſten. Sie konnte es nicht glauben! Wie ſollte ſie eine ſolche Bekanntſchaft machen? Aber was Frau Skodrowsky ihr bisher geſagt, hatte doch alles geſtimmt!

Die Hauptſache wollte ſie endlich wiſſen. Die Worte ziſchten durch ihre Zähne. „Werde ich mit ihm glücklich?“

Erſt bekam Maria keine Antwort. Die Kartenlegerin ſchloß die Augen und rührte ſich nicht. Dann endlich nahm ſie die Karten zuſammen, miſchte ſie ſehr lange und ließ wieder abheben.

Und dieſes Mal dauerte das Auflegen noch länger. Ganz leiſe ſprach Frau Skodrowsky, als ſei ſie mit ihrer Kraft zu Ende: „Ja! Sehr, ſehr glücklich! — Das heißt, ganz glatt geht nicht alles. Sie werden Widerſtand zu überwinden haben, heftigen ſogar. Tränen werden dabei überreichlich fließen. Aber Sie ſetzen Ihren Willen durch. Und das ſchlägt gut aus. — Ein paar Enttäuſchungen — da und da — bleiben Ihnen allerdings nicht erſpart! Wer erlebt denn die nicht? — Aber die zerrütten Ihr Glück nicht, im Gegenteil, nachher wird das Leben für Sie — und ihn — doppelt ſchön!“

Da ſank Frau Skodrowsky zum dritten Male in ihren Seſſel zurück — ganz teilnahmlos.

Maria erhob ſich. Straff ſtand ſie da und mit blitzenden Augen. Wenn das wahr würde! Oh, wenn das wahr würde! Sie war ja reich. Wenn der Mann groß und vornehm war und ſie liebgewann, ach Gott, dann war es ihr doch ganz einerlei, ob er arm war.

Ihre Handtaſche klappte ſie auf und zog einen Hundert-

markſchein heraus. „Liebe Frau Skodrowsky! Wenn Sie recht hätten! Und ich komme wieder und ſag's Ihnen, wenn ich wirklich den gefunden habe, den Sie mir prophezeit haben. — Ich kann's noch gar nicht glauben — wirklich nicht!“

Die alte Frau lächelte und ſah Maria dankbar an. „Das iſt wieder ſo eine Stunde, die mir gefällt! Sie ſind nicht die erſte, die ſtrahlend von mir geht — und ſtrahlend wiederkommt. Freilich, nicht vielen hab' ich ſo Gutes vermelden können. Und hätt' es doch immer ſo gern getan! Aber die Wahrheit iſt unerbittlich. — Ja, kommen Sie, wenn Sie ihn gefunden haben. Ich brauche Freude bei meinem ſchweren Beruf. — Neulich, die Prinzeſſin, in heller Verzweiflung mußte ich ſie gehen laſſen! Und ſie iſt ſicher eine liebe, gute Frau. Wie leid mir das immer tut! — Da gibt's Kämpfe, liebes Fräulein, da möchte man ſo gern ſchweigen! Aber Wiſſenſchaft iſt Wiſſenſchaft!“

Schwerfällig erhob ſie ſich, nahm den Kopf des jungen Mädchens in ihre beiden Hände und küßte es auf die Stirn.

„Sie ſind gut! Ja, Sie ſind gut!“

Das Blut brauſte Maria Hoffmann in den Ohren, Tränen ſtürzten ihr aus den Augen. Sie ging, die linke Hand auf die Augen gedrückt. „Wenn das wahr wäre! Wenn das wahr wäre!“

Frau Skodrowsky aber ſetzte ſich wieder würdevoll in ihren Seſſel, um die nächſte Dame zu empfangen.

Aber erſt verſchwand mit raſchem Griff der Hundertmarkſchein in der weiten Taſche ihres Rockes.

* * *

Maria war ſo erregt, daß ſie ganz vergeſſen hatte, den Schleier wieder herunterzuziehen, bevor ſie Frau

Skodrowskys Zimmer verließ. Als sie auf die Straße trat, war die Dämmerung schon hereingebrochen, die Laternen flammten gerade auf, Schneeflocken wirbelten vereinzelt vom Himmel. Ihr Herz war übervoll. Immer wieder sagte sie vor sich hin: „Wenn das wahr wäre! Wenn das wahr wäre!“

Da blieb eine kleine Dame vor ihr stehen. Ein leiser Schrei, sie humpelte zum nächsten Laternenpfahl und hielt sich an dem fest. Dabei blickte sie Maria bittend an.

Helfen, Gutes tun, danach verlangte jetzt ihr Herz! Sie trat sofort heran an die Dame und fragte teilnehmend: „Gnädige Frau, ist Ihnen nicht wohl?“

„Es wird ja weiter nichts sein. Ich bin ausgerutscht bei der Glätte. Und da ich an Krampfadern leide, empfinde ich ungeheure Schmerzen. Würden Sie so freundlich sein und so lange bei mir stehen bleiben, bis ein leeres Automobil vorüberfährt, es anrufen und mir in den Wagen helfen? — Ich wohne nämlich ganz draußen im Westen.“

Die ältliche Dame machte einen so hilflosen Eindruck, der Schmerz zuckte so deutlich über ihr Gesicht, daß Maria gar nicht anders konnte, als eine zusagende Antwort zu geben. Sie tat's mit Freuden. Ihr Herz war ja so voll, nur sprechen jetzt — und wenn es die gleichgültigsten Worte waren! Was sollte sie auch zu Hause? Mit Onkel Konrad ließ sich doch nicht reden! Mit dem begann zuerst der Tanz — falls Frau Skodrowsky recht behielt. Wenn sie ihm sagte, sie werde einen sehr vornehmen, aber armen Mann heiraten, da wußte sie schon, was er antworten würde. Die Skodrowsky hatte ihr ja auch verraten, viele Tränen blieben ihr nicht erspart, denn sie müsse sich ihr Glück erkämpfen!

In der Brunnenstraße fauchen aber leere Auto-

mobile nicht hin und her wie Unter den Linden. Da stand sie nun neben der Dame, sah nach der Fahrstraße, aber Minute verstrich auf Minute. Und da die Schmerzen der Dame einen leisen Seufzer nach dem anderen entrangen, fragte sie teilnahmvoll, ob sich die Dame nicht lieber in einen Laden setzen wolle und dort warten.

„Nein — ich danke sehr. Der Schreck, als ich ausglitt, hat auch auf mein Herz eingewirkt, es steht mit ihm nicht zum besten. Da tut mir frische Luft besser."

„Wenn Sie aber ohnmächtig werden, gnädige Frau!"

„Das fürchte ich nicht. Ich kenne den Zustand bei mir. Es dauert ein halbes Stündchen, dann ist's vorüber!"

Endlich kam ein leeres Auto. Maria hob die Hand, der Chauffeur fuhr heran an den Fußsteig.

„Ich werde Sie nach Hause bringen, gnädige Frau, habe wirklich nichts zu versäumen."

„Darf ich denn so viel Liebenswürdigkeit nur annehmen?"

Maria machte kurzen Prozeß, half der Dame in den Wagen, bettete ihr die Füße hoch, ließ sich die Adresse sagen und rief sie dem Chauffeur zu.

Dankbar streckte die Dame dem jungen Mädchen die Hand hin. „Sie sind wirklich zu rührend! Es geht mir schon besser! Wenn ich in solchem Zustande nicht allein bin, beruhigt sich mein Herz immer schnell wieder. — Mein Name ist Frau Heisterloh."

Maria nannte den ihrigen, dann schwiegen die beiden einige Zeit.

Schließlich sagte Frau Heisterloh: „Selten genug komme ich hier heraus nach dem Norden. Nur, wenn ich für die Jungens meiner Schwester Einkäufe mache.

In der Brunnenstraße ist nämlich ein Konfektionsgeschäft, in dem man sehr gut und preiswert kauft. Da war ich gerade."

Maria nahm den Norden in Schutz. Sie wohne selbst da. So schlimm, wie die Leute im Westen ihn machten, wäre er wirklich nicht.

Frau Heisterloh schien ihre Schmerzen ganz vergessen zu haben. Sie wurde sehr freundlich, fragte alles mögliche, und Maria stand ihr willig Rede und Antwort. Sie war ja so froh, jetzt harmlos plaudern zu können.

Da fuhr das Automobil schon den Kurfürstendamm entlang, bog rechts ein, und eine Minute später hielt es vor der Wohnung der Frau Heisterloh.

Die zog die Füße von dem Polster. „Gott sei Dank, der Anfall ist fast ganz überwunden. Kommt man auf andere Gedanken, fühlt man die Schmerzen nicht so — und das Herz beruhigt sich. — Nun müssen Sie aber eine Tasse Tee bei mir trinken, Sie gütige Samariterin!"

„Gnädige Frau, in Ihrem Zustand! Ich fürchte, ich bin Ihnen lästig."

Frau Heisterloh versicherte, daß davon gar keine Rede sein könne. „Erstens tut mir das jetzt nur gut und zweitens will ich hoffen, bei der flüchtigen Bekanntschaft bleibt es nicht."

Das Herz schlug Maria schneller. Vielleicht eröffneten sich ihr durch diese Dame Möglichkeiten, in Kreise zu kommen, die ihr bisher verschlossen gewesen waren. Der Zufall geht ja so absonderliche Wege. Und was hatte Frau Skodrowsky gesagt? In den allernächsten Tagen, vielleicht schon in Stunden, würde sie den kennen lernen, der sie heiraten werde!

Da nahm ſie dankbar an.

Im Aufzug fuhren ſie zum zweiten Stockwerk. Das Dienſtmädchen öffnete und griff auf eine Handbewegung der gnädigen Frau gleich ſtumm unter den Arm. Sie ſchien deren „Anfälle“ zu kennen.

Fünf Minuten ſpäter ſaßen ſich die beiden Damen in dem netten Empireſalon gegenüber, den Teewagen mit dem brodelnden Samowar zwiſchen ſich.

Frau Heiſterloh erkundigte ſich ſehr teilnehmend und zartfühlend nach den Familienverhältniſſen von Fräulein Hoffmann. „O weh! O weh! Keine Eltern mehr — und gar keine Geſchwiſter! Sie müſſen ſich doch ſehr vereinſamt fühlen!“

Maria nahm ſich kein Blatt vor den Mund. Frau Skodrowsky hatte ihr Blut in Wallung gebracht. „Ja, ſehen Sie, da hauſe ich nun mit meinem alten Onkel! Wie ein Dornröschen komme ich mir vor, da oben im Norden!“

Frau Heiſterloh begriff vollkommen. „Aber warum leben Sie denn ſo zurückgezogen? Ein junges Mädchen will ſich amüſieren! In Berlin iſt es doch nicht ſchwer, geeigneten Anſchluß zu finden!“

„Wenn man mich nicht in die Genfer Penſion geſteckt hätte, gnädige Frau, hätte ich vielleicht gar nicht das Bedürfnis dazu empfunden. Aber ich war nun einmal dort. Zuſammen mit den Töchtern vieler guter deutſcher Familien. Die haben ſich nachher amüſiert, verlobt, verheiratet, einige haben ſchon Kinder. Ich aber wurde unter Verſchluß gehalten!“

Frau Heiſterloh ſchüttelte erſt nur ſtumm den Kopf, dann aber redete ſie — eindringlich und doch taktvoll. „Ich kann die Ihrigen verſtehen. Aber ich kann auch Sie verſtehen. Ganz gewiß kann ich das! — Und die Lebenden haben bekanntlich recht! — Nun, ich habe

einige Beziehungen, allerdings nicht allzuviel. Wenn ich Ihnen also auf diese Weise meinen Dank abstatten kann, Sie liebe Samariterin."

Maria wischte sich die Tränen aus den Augen. „Wie dankbar würde ich Ihnen sein, gnädige Frau! Freilich mein Onkel —"

Frau Heisterloh winkte sehr energisch mit der Hand ab. „Den lassen wir aus dem Spiele. Wir leben in Berlin — nicht in einer Kleinstadt!"

Maria atmete erleichtert auf. „Da wäre ich allerdings über ein großes Hindernis hinweg!"

Es klingelte, das Dienstmädchen trat ein und meldete: „Gnädige Frau, Frau Baronin Lehrburg-Blankenbach fragt an —"

„Ich lasse bitten, Lina!" — Als das Dienstmädchen verschwunden war, griff Frau Heisterloh nach Marias Hand. „Das paßt ja ausgezeichnet! Sie werden der Baronin gefallen, denn sie ist eine herzensgute Frau, viele Wohltätigkeitsveranstaltungen legen Wert auf ihre Mitwirkung, sie kennt ganz Berlin. Wenn die Sie unter ihre Fittiche nimmt, werden Sie sich bald wohl fühlen! Lassen Sie mich das nur machen!"

Das junge Mädchen schloß die Augen und hielt den Atem an. War es zu begreifen, daß es so komisch auf der Welt zuging? Vor anderthalb Stunden hatte sie noch bei der Frau Skodrowsky gesessen, halb ungläubig, halb hoffnungsfreudig ihrer Weisheit gelauscht — und nun? Und nun?

Da öffnete sich die Tür, die Baronin kam hereingerauscht, ganz Dame der großen Welt.

„Meine liebe Frau Heisterloh! Ihr Mädchen sagte mir, Sie hätten wieder einen Ihrer bösen Anfälle gehabt. O weh! O weh!" — Und als die lächelnd erwidert hatte, daß das schon fast ganz überwunden sei,

gab die Baronin ihrer herzlichen Freude Ausdruck. „Das ist aber schön! Ja, ja, jünger werden wir nicht!“

Jetzt erst stellte Frau Heisterloh Maria der Baronin vor. Die nahm die Lorgnette an die Augen und nickte recht hochmütig. Als aber Frau Heisterloh erzählte, wie ungeheuer hilfreich Fräulein Hoffmann gewesen sei, verschwand der hochmütige Ausdruck aus dem Gesicht der Baronin. Sie wurde hinreißend liebenswürdig. Herzlich drückte sie dem jungen Mädchen die Hand.

„Da muß ich Ihnen auch danken, liebes Fräulein! Das läßt auf ein sehr gutes Herz schließen. Heutzutage eine Seltenheit. Jeder denkt ja nur an sich — es ist ein Elend!“

Maria wurde ganz verwirrt. „Es war doch einfach meine Pflicht, die ich gern erfüllt habe!“

„Ich gebe sehr viel auf den ersten Eindruck, liebes Fräulein. Und ich glaube Ihnen, daß Sie gern meiner Freundin Ihren Beistand gewährt haben.“

Die Baronin blieb zu einer Tasse Tee. Frau Heisterloh schmiedete das Eisen. Sie erzählte der Baronin, daß sich Fräulein Hoffmann als „Dornröschen“ fühle. Sehr ausführlich erzählte sie, was sie wußte.

Maria war das nicht recht, ein paarmal unterbrach sie schüchtern den Redeschwall der Frau Heisterloh. Aber die ließ sich nicht stören.

Die Baronin führte oft die Lorgnette an die Augen und musterte sie. Wie furchtbar peinlich das war! Immer schwächer wurden ihre Einwendungen, immer wieder mußte sie daran denken, was ihr Frau Skodrowsky heute nachmittag gesagt. Also mochte das Schicksal seinen Lauf nehmen! Sich dagegen stemmen, wäre doch töricht gewesen! Die elegante Baronin mit ihren vielen Beziehungen — da eröffneten sich

vielleicht Ausblicke, an die sie vor ein paar Stunden nicht im Traume zu denken gewagt hatte. Ihr Onkel erschien auf einmal vor ihrem geistigen Auge in seiner ganzen biederen Behäbigkeit, mit seinem beschränkten Gesichtskreis — und hier saß eine, die nur den Mund aufzutun brauchte, um sie ins brausende, lockende Leben zu bringen!

Ganz still war Maria geworden, und Frau Heisterloh redete immer noch weiter. An den schmalen Händen der Baronin blitzten die Diamanten, das vornehme Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck bekommen. Aber kein Wort entschlüpfte ihren Lippen.

Marias Herz schlug stürmisch. Was würde nun kommen? Sollte Frau Skodrowsky wirklich recht behalten?

„So, liebe Baronin," sagte Frau Heisterloh endlich mit einem Seufzer. „Ich lege Ihnen also die junge Dame dringend ans Herz. Nehmen Sie sie unter Ihre bewährten Fittiche."

Da glitt ein herzgewinnendes Lächeln über das Gesicht der Baronin Lehrburg. „Was haben Sie sich doch für einen brillanten Anwalt erwählt, Fräulein Hoffmann! — Oh, bitte, es sollte nur eine kleine Schmeichelei für die liebe Frau Heisterloh sein! — Sie könnten mir sogar sofort einen großen Gefallen tun. Weil Sie mir so sehr gut gefallen. Ich sitze nämlich etwas in der Tinte. Der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Pfungstedt, ein alter lieber Herr — er war bis zu seiner Pensionierung Vortragender Rat im Handelsministerium — und die Gräfin Reinstorff kommen heute abend zum Whist zu mir. Und nun hat sich ein Regimentskamerad meines verstorbenen Mannes — er stand einige Jahre bei seiner Schwadron — der Oberleutnant v. Uffeln von den Gardejägern zu Pferde, bei mir angesagt. Ich wollte ihm nicht abschreiben. Es

ist doch rührend, wenn so ein junger, lebenslustiger Herr mich nicht ganz vergißt in meiner Grunewalder Einsamkeit. Aber er würde sich sicher heute fürchterlich langweilen. — Nun wie wär' es da, wenn Sie mir aus dieser Verlegenheit helfen würden?"

Ihr bezauberndstes Lächeln hatte sie aufgesetzt. Maria brauste das Blut in den Schläfen. Ein Gardekavallerieoffizier! Vielleicht der, den ihr Frau Skodrowsky aus den Karten verraten? — Ja, sie wollte mit Freuden annehmen, aber erst mußte sie sich etwas sperren.

„Wirklich zu liebenswürdig, Frau Baronin! Leider bin ich nur ganz einfach angezogen und —"

„Es gibt in Berlin doch Automobile, liebes Fräulein Hoffmann, wenn Sie sich noch schöner machen wollen! — Halb neun, bitte — jetzt ist's doch erst reichlich sechs!"

„Aber ich muß Ihnen doch eigentlich erst meinen Besuch machen —"

„O je, diese Umstände! Das holen Sie einfach nach! — Ich sagte Ihnen doch schon, ich sitze in der Tinte! Und ich will nicht, daß es bei meinem lieben, alten Regiment heißt: Bei der Baronin Lehrburg mopst man sich zu Tode! — Also Sie tun mir wirklich einen Gefallen! Und Herr v. Uffeln versteht zu plaudern. Er hat auch den Feldzug in Südwestafrika mitgemacht. Von dem erzählt er gern."

Ein Zucken lief durch Marias Körper. Wie hatte Frau Skodrowsky gesagt: Übers große Wasser ist er gefahren! — Sollte er's wirklich sein? Er, der für sie bestimmt war vom Schicksal?!

Sie erhob sich und küßte der Baronin die Hand. „Vielen, vielen Dank!" Sie wandte sich an Frau Heisterloh. „Gnädige Frau, unter diesen Umständen darf ich mich wohl verabschieden?"

„Natürlich — natürlich!“

Und während die beiden Kupplerinnen die Köpfe zusammensteckten und sich zufrieden die Hände rieben, fuhr Maria Hoffmann im Automobil nach Hause. Rote Flecken brannten auf ihren Wangen, stürmisch hob und senkte sich ihre Brust. Ein wilder Taumel hatte sie erfaßt. Ihr war's, als hätte sie eine Kette zersprengt. Frei war sie, unabhängig, nur noch ein Lachen hatte sie für den spießbürgerlichen Onkel und seinen Christian Meinhold übrig! Bedenken kamen ihr gar nicht. Ihre Freundin Dorothee hatte einen leibhaftigen Grafen geheiratet, der als Hauptmann im Generalstab in Metz stand. Warum sollte sie nicht auch nach den Sternen greifen? —

Die beiden Mädchen zu Hause mußten springen. Vier Toiletten lagen auf Bett und Chaiselongue ausgebreitet, die Friseuse waltete ihres Amtes. Sie mußte ihren guten Rat auch geben. Eine kirschfarbene, kostbare Seidenrobe, reich mit Valenciennespitzen garniert, stand ihr unzweifelhaft am besten. Zwar meinte das eine Mädchen, pickfein sei ja das Kleid, aber in ihm sähe sie nicht wie ein Mädchen, sondern wie eine junge, sehr schöne Frau aus.

Da lachte Maria, jagte die drei zum Zimmer hinaus und besah sich in dem großen Spiegel. Das satte Rot hob ihre jugendliche Gestalt, ihr Blondhaar flimmerte, das Näschen zuckte, die blauen Augen strahlten, ein gesundes Rot lag auf den Wangen ihres schmalen Gesichtes. Ja sie konnte sich sehen lassen!

Bevor sie die Wohnung verließ, ging sie in ihrer Pracht zum Onkel, der beim Abendbrot saß. Sein Lieblingsgericht hatte er sich bestellt. Matjeshering in Sahnensoße mit Pellkartoffeln. Ein großer Krug Bier stand vor ihm.

„Du willst fort!“ fragte er verwundert.

„Ja, Onkel.“

„Wohin denn?“

Neugier schwang durch seine Frage. Da lachte sie ihn aus.

„Hinaus will ich fliegen — ins Leben!“

Da wurde er ärgerlich. „Das ist keine Antwort auf meine Frage, Kind!“

„Nun, das ‚Kind‘ wird sich schon nicht die Flügel verbrennen!“

Hinaus war sie. Vor der Haustür stand das Automobil schon bereit.

Dem Rechnungsrat aber schmeckte sein Lieblingsgericht gar nicht mehr.

* * *

Helmut v. Uffeln stand im graugrünen Überrock der Gardejäger zu Pferde in seinem Zimmer mit nachdenklichem Gesicht. Durch ein Knopfloch gezogen trug er das schwarz-weiße Band des Kronenordens mit Schwertern, den er sich in Südwest erworben. Auf seiner hohen Stirn zuckten die Nerven. Die Kriegszeiten, in denen er halb verdurstet durch das wüste, ausgetrocknete Land gezogen war, jeden Augenblick gewärtig, aus den dornigen Büschen, die die morschen Kleider in Fetzen rissen, eine feindliche Kugel in die Rippen zu bekommen, waren die reine Wonne gewesen, gegen den heutigen Zustand. Der elende Mammon! Als ob seine Gläubiger sich verbunden hätten gegen ihn! Sie hetzten ihm einen Zahlungsbefehl nach dem anderen ins Haus. Und der Onkel half nicht mehr. Die beiden Schwestern waren verheiratet, die eine an einen Landrat in Ostpreußen, die andere an einen Deutzer Kürassier, hatten Kinder. Wenn er an sie

ſchrieb, holte er ſich doch nur einen Korb, oder ſie ſchickten ihm ein Sümmchen, das nicht hinreichte, um auch nur die allernotwendigſten Löcher zuzuſtopfen. So hatte ihm die Not noch nie auf den Nägeln gebrannt!

Als er heute mittag vom Dienſt gekommen war, hatte er einen Rohrpoſtbrief von der Baronin vorgefunden. „Vielleicht lernen Sie heute abend die junge Dame bei mir kennen. Ich habe noch ein paar Leute eingeladen, und ſo ſieht die Sache ganz harmlos aus. Kommen Sie pünktlich um acht, damit wir vorher noch einiges beſprechen können!“

War das ekelhaft! Aber was blieb ihm anderes übrig, als in den ſauren Apfel zu beißen? Wenn ſie nur erträglich war!

Wenn ſie ihn aber ſofort mit einer Handbewegung abtat?

Da ſchoß Helmut v. Uffeln die Röte ins Geſicht. Soweit war's alſo ſchon mit ihm gekommen? Da ſtand er vom Kopf bis zu den Füßen in Schulden gehüllt! Das Geld verkrümelte ſich aber auch geradezu unter ſeinen Fingern! Na ja, er hatte ja auch manchen Spaß davon gehabt! Aber nun kam der Katzenjammer!

Da rieb er ſich die Stirn, ſchüttelte den Kopf. Nein, ein ſchlechter Kerl war er nie geweſen! Ein bißchen arg ſorglos höchſtens! Und wenn er nicht zugriff, dann war alles aus!

Aber wenn er das Mädchen, das ihm vertrauensvoll die Hand reichen würde, nicht in Ehren hielt, dann wäre er ein kompletter Schuft! Nein, das würde nicht geſchehen! Er würde es ja allein ihr verdanken, wenn er wieder feſten Boden unter die Füße bekam!

Der Burſche brachte ihm den Stahlhelm mit dem langen Nackenſchutz, über den Arm trug er den grauen

Mantel mit dem grünen Kragen. „Das Automobil iſt vorgefahren, Herr Oberleutnant!“ meldete er.

Uffeln nickte und dachte dabei: Die Baronin weiß ſchon, warum ſie in einer ſo verſchmitzten Ecke wohnt. In die ſchnüffelt ſo leicht keine Kriminalpolizei.

Ein eiſiger Schauer jagte über ſeinen Rücken hin. Ach was! Jetzt nur keine Nerven!

Entſchloſſen warf er die Tür des Autos hinter ſich zu. —

Beide Hände ſtreckte ihm die Baronin entgegen, als er bei ihr eintrat.

„Himmel, was für ein Geſicht Sie machen!“ rief ſie lachend. „Nun, es wird eine erfreuliche Enttäuſchung für Sie geben!“

Da atmete Uffeln tief auf. „Wenn man in einer Haut ſteckt wie ich, da gibt es wahrhaftig nichts zu lachen!“

Die Baronin wurde ernſt. „Kann eine ſich in Ihre Lage verſetzen, dann bin doch ich es! — Was meinen Sie, wie mir zumute war, als aus heiterem Himmel das Unglück über mich hereinbrach! Und ich ſaß da mit zwei kleinen Kindern! Faßt man da nicht feſt zu, hält man da ſich nicht gewaltſam auf der Höhe, dann iſt man verloren! — Aber ſetzen Sie ſich, bitte. Wir werden nicht lange mehr allein ſein. Der Oberregierungsrat Pfungſtedt kommt und die Gräfin Reinstorff. Die iſt zwar gräßlich neugierig, aber abſichtlich hab' ich ſie eingeladen — Ihretwegen. Die verkehrt ja bei Pontius und Pilatus, und wenn die das Lob des jungen Mädchens ſingt, bekommt die ganze Geſchichte einen harmloſen Anſtrich! Alſo ſeien Sie zu der recht liebenswürdig. — Ja, und nun hören Sie weiter!“

Uffelns Geſicht wurde recht lang. Der Rechnungsrat mußte an die Wand gedrückt werden — da hatte

die Baronin entschieden recht. Und wenn sie die junge Dame herausstrich wie ein Pferdehändler seinen Gaul, so war das vom geschäftlichen Standpunkte aus ganz begreiflich. Ein Schlauberger war diese Frau! — Aber wenn er nun merkte, es ginge über seine Kraft — was dann?

Er sagte seine Bedenken der Baronin, aber die lachte ihn aus.

„Du lieber Himmel, nehmen Sie doch nicht alles so tragisch, mein lieber Herr v. Uffeln! Sie verstehen sich doch aufs Flirten — das weiß ich ja von früher her! — Na, was macht man da, wenn einem zwei Millionen in erreichbarer Nähe winken? Man geht mit dem ganzen Pack unbezahlter Rechnungen zu einem Anwalt, zu dem ich Sie führen werde, der schreibt einfach Ihren Gläubigern: ‚Herrschaften, ein halbes Jahr Schonzeit für Herrn v. Uffeln! Bis dahin rangiert er sich. Wer nicht wartet, bekommt keinen roten Pfennig!‘ — Dann wird einer nach dem anderen Ihrer Gläubiger sich zum Anwalt begeben, weil doch keiner sein Geld verlieren will und der wird den Leuten etwas vorgeigen, sehr leise, sehr eindringlich — und man wird sich gedulden!“

Uffeln atmete erleichtert auf, erwiderte aber nichts.

Die Baronin fuhr energisch fort: „Sie allein bringen das sicher nicht fertig, denn Ihnen wird man gar nicht glauben! Lassen Sie das also meine Sorge sein!“

Und dann kam noch ein sehr peinlicher Augenblick. Uffeln mußte seinen Namen unter fünf Wechsel zu je zehntausend Mark setzen.

„Natürlich werden die nur präsentiert,“ erklärte die Baronin, „wenn die Heirat zustande kommt. Daß Sie das nötige Geld hierzu von Ihrer Braut erhalten

und noch beträchtlich mehr, dafür laſſen Sie mich ſorgen! — Das iſt übrigens nicht alles für mich, es geht in viele Teile! Ja, man will leben, Herr v. Uffeln!“

Wie fürchterlich das war! Am liebſten hätte er der Baronin den Federhalter, den ſie ihm in die Hand gedrückt, ins Geſicht geworfen. Aber die Schlinge hing ihm zu feſt um den Hals. Würde nichts aus der Heirat, würde ſich die Baronin ſchön hüten, die Wechſel kurſieren zu laſſen. Da konnte er ihr einfach das Genick brechen — und zu holen war doch nichts von ihm!

Mit einem tiefen Seufzer ſchob er die unterſchriebenen Papiere von ſich.

„So!“ Die Baronin ſchloß die Wechſel weg und ſchüttelte ſich. „Ja, ja, Herr v. Uffeln, ſo ganz los wird man die ſchönen Zeiten von einſt, die gute Erziehung, doch nicht! — Machte ich aber das Geſchäft nicht, machte es eine andere, und wir beiden hätten das Nachſehen! Wäre uns damit geholfen? — Und ſchließlich machen wir es noch verhältnismäßig anſtändig! Vorausgeſetzt, Sie vergeſſen nicht, daß ein Menſchenleben in Ihre Hand gegeben wird, das Ihnen vertraut!“

Das war in der Tat ein Anklang aus den beſſeren Tagen.

Er ſagte gar nichts; er nickte nur. Seine Augen aber waren feucht geworden.

* * *

Zuerſt kam der Wirkliche Geheime Oberregierungsrat Pfungſtedt. Ein Herr, der ſich trotz ſeiner ſiebzig Jahre noch ſtramm aufrecht hielt. Der lange, am Kinn ausraſierte weiße Vollbart, die breite, eckige Stirn, der ruhige, gemeſſene Gang gaben ihm ein ſehr würdevolles Ausſehen. Er küßte der Baronin die Hand. Sie ſtellte ihm Uffeln vor.

„Ah — Gardejäger zu Pferd! — Alte Anhänglichkeit! Das ist recht, Herr v. Uffeln!“ Und dann lächelte er der Baronin zu. „Wer käme nicht gern in Ihren molligen Winkel, zu einer Hausfrau, unter deren Dach man sich direkt sehnt!“

Die Baronin drohte ihm mit dem Finger. „Ihre beiden Söhne, die Straßburger Husaren, haben also von Ihnen das Flirten gelernt! — Ich sage Ihnen, Herr v. Uffeln, wenn die kommen, da schweb' ich immer in Todesängsten, daß einer von ihnen mir alten Frau noch einen Heiratsantrag macht!“

„Alte Frau?! Oh! Oh! Ich weiß Bescheid! Und wer es nicht weiß, taxiert höchstens auf dreißig! — Hab' ich nicht recht, Herr v. Uffeln?“

Die Baronin lachte ihr sonnigstes Lachen. Ein bißchen Flirten gehörte zu ihrem Wohlbefinden. Zwischen ihr und dem alten Herrn prasselte ein geistreiches Feuerwerk hin und her, bis die Gräfin Reinstorff, eine kleine, rundliche Dame mit schneeweißem Haar und jugendlich-hastigen Bewegungen, erschien. Kaum war ihr Uffeln vorgestellt, wußte sie schon in der Familiengeschichte Bescheid.

„Uffeln, kurhessischer Uradel — nicht wahr? — Sehen Sie, ich bin im Bilde! — War das Ihr Herr Vater, der in Kassel die Husaren kommandiert hat?“

„Ja, gnädigste Gräfin.“

„Natürlich! Diese Ähnlichkeit! So eine dumme Frage von mir! Ein eleganter Mann war's. Ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle! — In Wiesbaden hab' ich ihn vor Jahren einmal kennen gelernt. — Ihre beiden Schwestern waren damals noch Mädelchen mit langen, goldblonden Haaren. Hatten zu bald die Mutter verloren — ich weiß!“

Die Gräfin hörte nicht auf mit Fragen.

Die Baronin wurde ungeduldig. „Einen Augenblick, bitte, meine Herrſchaften! Es kommt noch eine junge Dame, ein Fräulein Hoffmann. Herr v. Uffeln hatte ſich heute bei mir angeſagt — wieder einmal im letzten Augenblick! Und wir alten Leutchen — proteſtieren Sie nicht, Wirkliches Geheimrätchen — wollen aber doch nicht um unſeren Whiſt kommen. Da hab' ich mir die junge Dame extra wegen Herr v. Uffeln verſchrieben. Iſt das nicht rührend von mir?"

Es war rührend, darüber war man ſich einig.

Ein Automobil tutete. Uffeln ſchlug das Herz bis zum Hals hinauf. Da ſaß er drinnen im Hexenkeſſel! Nun hieß es mit den Wölfen heulen! Hoffentlich wurde es ihm nicht zu ſchwer gemacht.

Die Baronin nickte ihm auch noch aufmunternd zu. Es war ekelhaft!

Das Dienſtmädchen meldete feierlich an. Uffelns Herzſchlag ſetzte aus. Da kam ſie ja ſchon, das „Objekt". Die Mundwinkel des Offiziers zuckten — und dann riß er die Augen weit auf.

Es war wirklich eine angenehme Enttäuſchung — nein, es war mehr!

Die Baronin war Maria mit ausgeſtreckter Hand entgegengegangen. Gut erzogen war das junge Mädchen in ihrer Penſion. Sie küßte die Hand der Damen, neigte reſpektvoll das Haupt vor dem Wirklichen Geheimen Rat und lächelte höflich, als ihr Uffeln vorgeſtellt wurde. Bei dem ſtand es ſofort feſt: die wußte nicht, was man mit ihr vorhatte!

Man nahm Platz. Der Baronin kribbelte es in den Fingern. Zu viele Spitzen an dem ſonſt ſehr gut gearbeiteten Kleid Marias, da hätte ſie am liebſten die Schere zur Hand nehmen mögen. Die ſchöne Figur wäre weit beſſer zur Geltung gekommen.

Als habe sie immer in diesen Kreisen verkehrt, so bewegte sich Maria Hoffmann. Sie fühlte, hier gehörte sie hin, der Ton, der angeschlagen wurde, schwang bei ihr nach, traf die gleichen Saiten.

Und dann ging man zu Tisch. Der Wirkliche Geheime Rat führte die Baronin, Uffeln die Gräfin.

Die Baronin rief ihm zu: „Nehmen Sie Fräulein Hoffmann an den anderen Arm! Es kommt schließlich schon einmal vor, daß die Damen in der Überzahl sind!“

Das bestätigte der Wirkliche Geheime Rat mit einem Lachen.

Maria saß links neben Uffeln. Im ersten Augenblick, als sie ihn sah, hatte sich ihr Herz zusammengekrampft. Was hatte Frau Skodrowsky gesagt? „Er“ scheint nicht ganz gut zu sehen! Und Uffeln trug Monokel! Es stimmte aber auch alles!

Ein Mädchen wie sie ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. Nur jetzt nicht an die Kartenlegerin denken, sondern allein an die Gegenwart! Die war ja so schön!

Zwar war Herr v. Uffeln erst etwas einsilbig, aber ihr scharfer Verstand arbeitete. Sie wollte ihm schon die Zunge lösen.

Und es gelang ihr bald. Denn die Gräfin haspelte mit dem Wirklichen Geheimen Rat die Minister und Staatssekretäre durch, und die Baronin schien das sehr zu interessieren. Sie sorgte dafür, daß dies Gespräch nicht zur Ruhe kam.

Maria Hoffmann hütete sich sehr, sich eine Blöße zu geben. Sie sprach nicht von Dingen, von denen sie nichts verstand. Den Feldzug in Südwest hatte sie einst mit großem Interesse verfolgt. Uffeln mußte von den Strapazen da unten erzählen. Wie häufig

hatte er das nicht ſchon getan, oft recht widerwillig! Heute aber war er ganz bei der Sache. Und wenn ſie dann ein „Schrecklich — ſchrecklich!“ dazwiſchen warf, lachte er.

„Ja, jetzt denkt man an die Zeiten mit einem vergnügten Schmunzeln, damals freilich war's keinem von uns zum Lachen.“

Es wurde ſchnell ſerviert, zwei Mädchen bedienten. Nach einer halben Stunde erhob man ſich vom Tiſche und kehrte in den Salon zurück. Da war der Spieltiſch ſchon aufgeſchlagen.

„Unſere liebe Gräfin kann es ja doch nicht erwarten,“ ſagte die Baronin lachend. Und dann wandte ſie ſich an Maria. „Da nebenan iſt ein kleines Zimmerchen. Entführen Sie den Kriegsheld dorthin und laſſen Sie ſich gut unterhalten, von Zeit zu Zeit ſtecke ich die Naſe ſchon herein! Auf Wiederſehen, glückliche Jugend!“

Der Wirkliche Geheime Rat meinte: „Eigentlich ſollte man Sie ſelbſt zu der Jugend ſtecken!“

„Da kratzte Ihnen die Gräfin die Augen aus. Wenn ich den Strohmann beim Spiel habe, werden Sie Ihre Wunder erleben, denn natürlich bringen Sie die falſche Karte heraus!“

Die Gräfin miſchte ſchon eifrig. Whiſt ſpielen war eine ernſte Sache, der man ſich mit Hingabe zu widmen hatte. Familienbeziehungen, Miniſter und Staatsſekretäre waren ihr jetzt ganz gleichgültig.

Mit einem luſtigen Lachen hatte Maria Uffelns Arm genommen. Das ſchmale, einfenſtrige Zimmer, das eine rotverhangene Lampe matt erleuchtete, hatte eine nette Plauderecke mit bequemen Polſterſtühlen.

Uffeln nahm dem jungen Mädchen gegenüber Platz. Auf einem Tiſchchen ſtanden Wein und Zigaretten.

Er hielt ihr die Schachtel hin.

„Danke! Aber, bitte, rauchen Sie nur! Ich hab' das gern!“

Er brannte ſich eine Zigarette an, rückte an ſeinem Monokel und beugte ſich vor. Er wollte Maria Hoffmann auf die Probe ſtellen.

„Gnädiges Fräulein, nun aber erzählen Sie, bitte, zunächſt auch etwas von ſich.“

„Intereſſiert es Sie wirklich?“ fragte ſie ſchelmiſch.

„Ja,“ erwiderte er ehrlich.

Sie ſah ihn an. Ruhig und feſt. Er war ein ſchöner, eleganter Mann. Ein Gardekavallerieoffizier. Was für ein Geſicht würde er machen, wenn ſie ihm die Wahrheit ſagte? Dieſe Herren mit ihrem Dünkel! Aber jedenfalls — reiner Tiſch!

Sie erzählte von ihrer Jugend, von des Vaters Fleiß, vom frühen Tod der Mutter, von den Genfer Tagen, dem Onkel Rechnungsrat. Von ihrem Reichtum und Chriſtian Meinhold ſagte ſie aber nichts.

Uffeln ſaß da, vornübergeneigt, die geſpreizten Fingerſpitzen gegeneinanderdrückend, und hörte den Unterton, den ſie ihm unter ein paar luſtigen Bemerkungen verbergen wollte. „Mich hungert nach dem Leben! Ich bin vierundzwanzig und hab' Sehnſucht nach einem Manne, der mich in die Arme reißt!“ — So lautete der.

„Nun wiſſen Sie Beſcheid,“ ſchloß ſie mit zuckenden Lippen. „Eine Enttäuſchung — nicht wahr?“

Er aber ſagte nichts, zog nur ihre Hand an ſeine Lippen.

Und ſie ließ ihm die Hand für einige Augenblicke.

Gerade als die Hand wieder in ihren Schoß zurückgefallen war, ſteckte die Baronin den Kopf durch den Vorhang. „So ſchweigſam?“

Da erhob sich Helmut v. Uffeln und sagte ernst: „Wir unterhalten uns ausgezeichnet, Frau Baronin.“

„Recht so! Wir sind nämlich bei der Arbeit, die Gräfin ein wenig einzuseifen. Das gelingt selten. Der Tag muß ausgenützt werden!“

Der Türvorhang fiel zurück. Uffeln biß die Zähne aufeinander. Er hatte die Baronin verstanden. Wie ekelhaft das war! Wie gräßlich! — Aber jetzt nur um Himmels willen nicht verspielen! Es kam ja ein Tag, er mußte kommen, an dem er vor Maria Hoffmann auf den Knien lag. „Du, hör zu — und behalt mich lieb!“ — Er hatte sie wirklich lieb, das Mädel ohne Falsch, die hier geschmort werden sollte an einem höllischen Feuer! — Und wenn er Herr über Millionen gewesen wäre und die da ein armes Hascherl — er hätte sie lieb gehabt! — Herrgott, warum war es nicht so?!

Ein Druck lag jetzt auf den beiden. Sie sahen sich nicht mehr gerade in die Augen. Das Gespräch schleppte sich hin. Waren denn die da drüben immer noch nicht fertig?

Endlich! Die beiden standen auf, sahen sich an eine Sekunde lang. Um beider Mund lag ein müdes Lächeln.

Die Baronin kam hereingerauscht. „Na, war's nett?“

Maria Hoffmann bog sich dankerfüllt über der Baronin Hand, und Helmut v. Uffeln bekam einen roten Kopf, als ihm die Hausherrin einen nicht mißzuverstehenden Blick zuwarf.

Man brach auf.

„Lieber Herr v. Uffeln! Sie bringen wohl Fräulein Hoffmann nach Hause? Ich hab' schon nach einem Automobil geschickt!“

Er schlug die Sporen zusammen. „Wenn das gnädige Fräulein es gestattet.“

Die war ganz Dame geworden. Kühl war ihr Blick, hochaufgerichtet stand sie da. „Ich gestatte es gerne, Herr v. Uffeln!“

Er saß ihr respektvoll gegenüber auf dem Rücksitz in der anderen Ecke. Sie hatten sich nichts zu sagen mit Worten. Aber die Gedanken arbeiteten.

Sie begriff das noch nicht ganz. Wie konnten die Karten solche Dinge verraten? War bis jetzt alles eingetroffen, warum sollte nicht auch das letzte noch eintreffen?

Diese schweigende Fahrt! — Webten da nicht Zaubermächte ein festes Band? Eines, das hielt ein ganzes, langes Leben?!

Christian Meinhold schob sich mit einem Male vor ihr geistiges Auge. Höhnisch krümmten sich ihre Lippen. Dieser alberne Rüpel und hier — der Kavalier, der sich bescheiden in die andere Ecke drückte und wartete, bis er angeredet wurde. Wie eine Königin behandelte er sie!

Da sauste das Automobil schon an der Gedächtniskirche vorüber. Das riß sie aus ihren Träumen. Jetzt an die Gegenwart gedacht, denn die Zukunft lag nicht in ihren Händen, sondern in den sehnigen Reiterfäusten da drüben.

„Herr v. Uffeln, ich hab' eine Bitte!“

Er reckte sich auf. „Sie brauchen nur zu befehlen, gnädiges Fräulein.“

„Setzen Sie mich jetzt in ein anderes Automobil! Da, im Norden vor meiner Haustür möcht' ich nicht mit Ihnen vorfahren. Sie begreifen, man würde reden!“

Die Sporen klirrten, eine stumme Verbeugung.

Am Brandenburger Tor drückte er auf den Gummi-

ball. Das Automobil fuhr an den Fußsteig und hielt.

Uffeln sprang heraus, winkte einem leer vorbeifahrenden Auto. Dann reichte er Maria die Hand.

Ein Weib drängte sich an die beiden, ein Körbchen in der Hand. Höhnische Augen sahen ihn an, aus einem verlebten Gesicht. Die keifende Stimme bettelte: „Herr Oberleitnant, e Sträußeken vor det Fräilein Braut! Zwee Groschen nur!“

Er drehte sich um. Zehn Sträußchen mindestens lagen noch in dem Korb. Kleine, dürftige, halbverwelkte Dingerchen.

Seine Hand griff in den Korb, raffte die Sträußchen zusammen, legte sie neben das junge Mädchen. Dann fuhr die Hand an den Stahlhelm. „Schlafen Sie gut, gnädiges Fräulein!“

„Danke — danke!“

Der Schlag fiel zu, fort sauste das Automobil. Dem Weib warf er einen Taler in den leeren Korb.

* * *

Der Rechnungsrat hatte auf die Rückkehr seiner Nichte gewartet. Mitternacht war längst vorüber, als sie endlich kam mit blitzenden Augen, die halbwelken Veilchensträußchen in der Hand.

„Wo warst du denn nur?“ fuhr er sie an, bevor sie noch ein Begrüßungswort sagen konnte.

„Ich hab' mich gut unterhalten, sehr gut sogar, Onkel!“

„Das seh' ich dir an. Aber es ist keine Antwort auf meine Frage.“

Sie setzte sich und legte die Veilchensträußchen vor sich hin. Jetzt begann also der Tanz! Nur keine Schwäche gezeigt! Sie ging jetzt ihren Weg allein und ließ sich

von keinem Menschen zur Seite führen. Lange genug hatte sie nach Selbständigkeit, nach dem Glück gehungert.

„Erlaube, lieber Onkel, ich bin vierundzwanzig Jahre alt und niemandem mehr Rechenschaft schuldig!“

Der Rechnungsrat zog die Augenbrauen hoch. Ein Ton schwang durch Marias Worte, ihre Augen strahlten, ein Lächeln lag um ihren Mund, ein Lächeln, das ihn ahnen ließ, da hatte einer ihre Pfade gekreuzt, der Eindruck auf sie gemacht hatte. Da hieß es vorsichtig sein.

„Hab' ich dich je bevormunden wollen?“ fragte er.

„Oft genug, Onkelchen.“

„Nein, mein Kind, das ist mir nie eingefallen. Und wenn du es so aufgefaßt hast, tut es mir leid. Ich fühle mich nur verpflichtet, das Versprechen, das ich deinem sterbenden Vater in die Hand gelobt, getreulich zu erfüllen. — Vielleicht hab' ich dabei nicht immer den richtigen Ton getroffen. Ich bin eben nur ein einfacher Mann! Aber an meinem guten Willen dir gegenüber zu zweifeln, dafür liegt wohl kein Grund vor!“

Da war schwer zu antworten! — Ach was, jetzt nur nicht den kleinen Finger hingehalten!

„Es stimmt in der Tat! Du hast oft nicht den richtigen Ton getroffen, Onkel Konrad! Auch heute abend nicht! — Und ich brauche jetzt meine ganze Kraft. Zur rechten Zeit wirst du schon erfahren, was du wissen mußt und sollst. Aber schon jetzt darüber zu reden, hat gar keinen Sinn! — Bitte, mach' mir das Leben nicht schwer! Nie habe ich einen so klaren Kopf gebraucht, wie gerade jetzt! Ich taumle nicht leichtsinnig an eine Männerbrust, da darfst du dich drauf verlassen!“ Sie erhob sich. „Gute Nacht, Onkel!“

Der Rechnungsrat ſah ihr verblüfft nach. Alſo ihr Herz hatte doch geſprochen! Er zermarterte ſich den Kopf, aber er fand ſich in ſeiner Nichte nicht mehr zurecht. Wo mochte ſie dieſe Bekanntſchaft gemacht haben? Wie war ſie zu dieſer Einladung heute abend gekommen? Dieſe Heimlichtuerei war jedenfalls verdächtig. — Und wie ſpät ſie zurückgekommen war! Allein! Tat das ein Mädchen aus guter Familie?

Dem alten, braven Mann trat der Schweiß auf die Stirn. Was nun? Was nun? An wen ſollte er ſich um Rat wenden?

Der Rechnungsrat fand in dieſer Nacht keinen Schlaf. Tauſend Pläne wälzte er durch den Kopf und alle verwarf er wieder. Seiner Weisheit letzter Schluß war: Abgewartet, was die Zukunft bringt, und zur rechten Zeit, wenn es ſein muß, dazwiſchen gefahren mit ſtarker Hand! — Ja, wann war aber die „rechte Zeit“? Da ſchütterte ein Krampf durch ſeinen maſſigen Körper. Ratlos ſtarrten ſeine Augen in die ſchwarze Nacht!

* * *

Uffeln hatte ſein Automobil bezahlt und war mit hochgeſchlagenem Mantelkragen und die Hände in die Taſchen vergraben in den Tiergarten hineingebummelt. Unter ſeinen Lackſtiefeln knirſchten Sand und Schnee. Bitterkalt war's geworden.

Aber nur jetzt allein ſein mit den Gedanken! Im Traume hätte er ja nicht gedacht, daß der Abend ſo endigen könnte. Er, der ſo oft über das Hofparkett gegangen war, der ſo manches Mädel im Arm gehalten, nach dem ſich andere die Finger geleckt — er liebte dieſes Mädchen aus dem Norden, die dort zuſammen mit ihrem Onkel Rechnungsrat hauſte!

Nun, das war keine Schande! Eine Schande aber war's, wenn dies herzige, taufrische Mädel verkuppelt wurde! Und wenn es auch an ihn war! An ihn, der sie lieb hatte!

Wenn er Maria Hoffmann klaren Wein einschenkte? Ach, er hätt' es ja von Herzen gern getan! Aber wenn sie sich dann von ihm abwandte? Ja, läge ihm der Strick nur nicht so fest um den Hals! Und am Ende mußte er doch auch die Baronin schützen!

Nun, wenn er auch diesen Schritt in seiner Verzweiflung getan hatte, ein Schuft war er deshalb noch nicht, wollte es auch nicht sein Maria Hoffmann gegenüber. Wenn er sie auf Händen trug, wenn sie überzeugt war von seiner Liebe, dann kam schon einmal die große Stunde, die ihn vor ihr entsündigen würde!

Da knirschte er mit den Zähnen. Also so lange wurde gefrevelt — gefrevelt an einem Mädchenherzen.

Er schlug wild mit der Faust in die Luft. Jetzt mußte Schluß gemacht, Schlag auf Schlag geführt werden, damit der Frevel nicht länger dauerte, als er unbedingt dauern mußte!

* * *

Die Baronin Lehrburg hatte am nächsten Morgen zeitig ihre Villa verlassen. Sie fuhr zu Frau Heisterloh.

„Alles wird wunderschön klappen! Dieses Mal ist's ein leichtes Geschäft! — Da, ein Wechsel über zehntausend Mark für Sie, die beiden anderen geben Sie an Frau Skodrowsky! Fahren Sie sofort hin! Er braucht mindestens hunderttausend Mark in die eigene Hand!"

Langsam schlenderte dann die Baronin an dem kalten Wintermorgen nach Hause. Kam das Geschäft zustande, machte sie ihre kleine Villa ganz lastenfrei. So viel und so glatt wurde selten verdient!

Als das Dienſtmädchen auf ihr Klingeln die Haustür öffnete, ſagte es: „Der Herr Oberleutnant v. Uffeln wartet ſchon ſeit einer halben Stunde auf die Frau Baronin.“

Da blitzten ihre braunen Augen.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Rechnungsrat hatte am nächſten Morgen nochmals ſein Heil probiert — in aller Ruhe. Aber Maria hatte nur ſtumm und energiſch den Kopf geſchüttelt.

Und doch war ihr bange. Unmöglich war's nicht, daß die Baronin zu ihr kam. Oder Herr v. Uffeln! Das war ſehr wahrſcheinlich. Natürlich erſchien er in Uniform, denn hoffentlich hatte Uffeln ſie geſtern nacht verſtanden und war ſo taktvoll und kam nicht etwa in Zivil!

Das hatte man aber davon, wenn man im Norden wohnte! Kränkungen dieſer Art war man hier ausgeſetzt!

Als ihr Onkel zum Dämmerſchoppen gegangen war, atmete ſie auf. Kam er jetzt, ſo konnte ſie ihn wenigſtens allein empfangen — und deutſch mit ihm reden! Das mußte ſein, ſo ſchwer es ihr fallen würde — ſchrecklich ſchwer!

Und wenn dann alles — geweſen war?

Ihre Augen wurden feucht. Die Nerven meldeten ſich.

Da brachte ihr das Mädchen einen Rohrpoſtbrief. Große, eckige Schriftzüge — ſie wußte ſofort, der kam von der Baronin. Erleichtert atmete ſie auf und öffnete den Umſchlag ſo haſtig, daß ihr der Siegellack ins Geſicht ſplitterte.

Die Baronin ſchrieb: „Sie haben mir da ein ſchönes Unheil angerichtet! Denken Sie nur, Herr v. Uffeln

war heute morgen schon wieder bei mir — Ihretwegen! Und gebettelt hat er zum Steinerweichen! — Ja, was soll man da tun? — Also ich bitte Sie, mir morgen um fünf Uhr Ihren offiziellen Besuch zu machen, zum Tee zu bleiben — und hoffentlich auch zum Abendbrot! — Bin neugierig, ob Sie kommen werden? Würde es Sie sehr wundern, wenn Sie einen gewissen Jemand bei mir antreffen würden? — Der möchte Ihnen gern seinen Besuch machen, will aber doch lieber erst morgen abwarten! Ich bin nicht recht daraus klug geworden, er meint aber, das wäre wohl in Ihrem Sinne! Nein, bin ich neugierig! Und viele herzliche Grüße von

Ihrer

Gertrud v. Lehrburg."

Maria ließ den Bogen sinken. Also wirklich? Also wirklich!

Und wenn sie hinging, vergab sie sich da etwas?

Doch wohl nicht! Sie liebte ihn doch! Und er?! Es war nicht auszudenken, das große Glück.

Aber sie würde der Baronin nicht antworten! Er sollte zappeln!

Und dann sprang sie auf, sang ein lustiges Liedchen und — verstummte plötzlich.

Am anderen Morgen ganz früh ging sie zur Frau Skodrowsky. Bis jetzt hatten die Karten nicht gelogen, warum sollten sie es auf einmal tun?

Die Kartenlegerin hätte gar nichts wissen brauchen, sie sah es dem jungen Mädchen sofort an, wie die Dinge standen.

„Schon wieder da?"

„Ich glaube, ich habe wirklich den schon kennen gelernt, den ich heiraten werde!"

Bei dem Nachsatze wurde sie über und über rot.

Die Kartenlegerin ſah ſie treuherzig an und lachte dann. „Nun ſoll ich Ihnen wohl ſagen, ob es wahrhaftig ihr zukünftiger Bräutigam iſt?“

„Ja, Frau Skodrowsky — bitte!“

Maria ſaß ſchon ungeduldig auf dem Stuhle, nervös fuhren ihre Hände auf der Tiſchplatte hin und her.

Die Kartenlegerin machte ein ernſtes Geſicht und dachte dabei: „Es iſt doch zum Lachen, wie dumm die Menſchen ſind!“

Und dann miſchte ſie lange. Das junge Mädchen hob ab, zu ſich zu — dreimal. Langſam legte Frau Skodrowsky die Karten auf. Aber ſie ſagte nichts, zählte bloß immer wieder ab.

„Aber ſo reden Sie doch!“ ſagte Maria erregt.

„Wollen Sie die volle Wahrheit wiſſen?“

Es lag ein Drohen in ihrer Stimme. Maria war die Kehle wie zugeſchnürt. Rote Flecken tanzten ihr vor den Augen, in den Ohren lag ein Brauſen.

„Ja!“ preßte ſie endlich heraus.

„Der, den Sie kennen gelernt haben, wird Ihr Ehemann! Aber nur Geduld, denn ſo einfach liegen die Dinge nicht! Große Hinderniſſe ſtehen im Wege. Auf ſeiner Seite wie auf der Ihren. — Warten Sie, warten Sie! — Ein Berufswechſel liegt da. Seine Angehörigen ſcheinen den nicht zugeben zu wollen! — Doch das wird zu regeln ſein! — Aber da — o weh, o weh!“ Sie tippte auf die Treffzehn. „Da liegt der Haſe im Pfeffer! — Wiſſen Sie, was das bedeutet? Schulden, viel Schulden!“

Da lachte Maria hell auf.

Erſtaunt ſah die Kartenlegerin ſie an.

„Ja, können Sie ſich denn einen Gardekavallerieoffizier vorſtellen, der keine Schulden hat?“ Da merkte

Maria, daß sie sich verschnappt hatte. „Na, was hilft es! Nun wissen Sie es ja!“ schloß sie.

Frau Skodrowsky machte große Augen. „Ein nobler Gardekavallerieoffizier?“

„Und ein bildhübscher, eleganter, lieber Mensch! — Und wenn die Schulden das schlimmste Hindernis sind — na, dann reiß' ich das herunter, indem ich unter einen Scheck meinen Namen schreibe! Der wiegt nämlich ziemlich schwer, Frau Skodrowsky!“

„Freilich, wenn Sie so reich sind! Na, wir wollen einmal sehen!“ — Wieder begann sie zu zählen. „Ja, dann wär' das Schlimmste überwunden! — Aber es scheint, es scheint, liebes Fräulein, es ist doch eine sehr beträchtliche Summe!“

Maria erhob sich. „Ihre Weisheit ist mir gut noch einmal hundert Mark wert! — Da! Adieu, Frau Skodrowsky! In die Luft muß ich jetzt — in die Luft! Am liebsten möcht' ich fliegen!“

Frau Skodrowsky ließ sich von ihrer Vertrauten Feder und Papier bringen und schrieb einen sehr ausführlichen Rohrpostbrief an Frau Heisterloh. Denn seitdem die Baronin Frau Heisterloh einmal hatte „ausschalten“ wollen, wünschte sie mit der vornehmen Dame keinen direkten Geschäftsverkehr mehr.

In Geldangelegenheiten mußte es reell zugehen — streng reell!

* * *

Die Baronin gab Maria einen Kuß auf jede Wange, hielt sie auf Armlänge von sich und schüttelte den Kopf. „Soll man das für möglich halten? — Sie kam, sie sah, sie siegte! — Ich bin Uffeln gestern morgen gar nicht wieder los geworden, so übervoll war sein Herz. Nur gut, daß Sie nicht die ganze Beichte gehört haben!“

Maria Hoffmann klangen die Worte wie Sphärenmuſik. Sie wurde über und über rot und ſah ſich um.

Die Baronin lachte. „Nein, er iſt noch nicht da! Er kommt erſt in einer Stunde. Ich hab' ihm das beigebracht!“ Sie ſeufzte. „Ich kenne ihn ſeit dreizehn Jahren! Als blutjunger Leutnant kam er zur Schwadron meines Mannes. Und wenn ich auch nicht viel älter bin als er, immer hat er mir ſein Herz ausgeſchüttet, und dann hab' ich ihm wieder den Kopf grade auf die Schultern geſetzt! — Dieſe Leutnants! Dieſe leichtſinnige Raſſelbande! — Aber laſſen Sie ſich erſt einmal bewundern, mein liebes Fräulein Hoffmann! — Hm! Hm! Dieſes elfenbeinfarbige Kleid mit dem roſigen Unterton ſteht Ihnen famos! Überhaupt, Sie haben Geſchmack. In jeder Beziehung — ja, ja! In Balltoilette müſſen Sie herrlich ausſehen. Blond hat zarte, weiße Haut! Und es ſteht ſchon in der Bibel: die Frau aber ſehe, wie ſie dem Mann gefalle. Das iſt alſo ganz in der Ordnung! — Aber nun wollen wir uns ſetzen und Tee trinken. Vor allen Dingen meinen herzlichſten Dank für Ihren offiziellen Beſuch!“

Die Baronin lachte wieder, gab Maria noch einen Kuß, dieſes Mal auf den Mund und drückte ſie in einen bequemen Seſſel.

„Nun ſagen Sie mir, bitte, wie ſtellen Sie ſich denn zu dieſen unerwarteten Ereigniſſen?“

Maria hätte am liebſten laut hinausgejubelt, aber ſie beherrſchte ſich. Erſt reiner Tiſch! Und den Männern gefiel es ganz ſicher nicht, wenn ſie nicht auf ein wenig Widerſtand ſtießen. Die geſellſchaftlichen Unterſchiede waren doch reichlich groß, da hieß es doppelt vorſichtig ſein.

„Frau Baronin,“ ſagte ſie, „es kann doch nicht alles im Leben mit Eilzugsgeſchwindigkeit gehen!

Ich kenne Herrn v. Uffeln kaum. Und er mich nicht beſſer!“

Dieſe Antwort hatte die Baronin nicht im Traume erwartet. Die konnte ja ihren ganzen Plan über den Haufen werfen! Das durfte nicht ſein! „Nun, nun — Liebe auf den erſten Blick! Meinen Sie wirklich, es käme im Leben nicht vor?“

Maria wurde verlegen. „Ganz ſicher. Aber ich meine, auch an Hinderniſſen fehlt es nicht.“

Die Baronin atmete auf. Da kam ſie wieder ins rechte Fahrwaſſer. Jetzt das Steuer aber nicht wieder aus der Hand gegeben! Wenn Uffeln kam, mußten die „Hinderniſſe“ völlig beſeitigt ſein. „Ganz gewiß ſind auch Hinderniſſe vorhanden. Über die hab' ich geſtern mit Uffeln lange geſprochen und deshalb wurde ich ihn ja gar nicht wieder los! Er hat mich gebeten, als ſeine gute Freundin die Steine des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen. Nur kein fataler Reſt, der doch ſpäter ans Tageslicht kommt und die Harmonie ſtört! An mangelnder Ehrlichkeit gehen ja ſo viele Ehen zugrunde! — Das ſehen Sie doch ein, liebes Fräulein Hoffmann — nicht wahr?“

Maria nickte nur. Kein Wort brachte ſie aus der Kehle, denn jetzt mußte ſich's ja zeigen, ob die Karten auch in dieſem Punkte recht behielten.

„Wiſſen Sie, das iſt für mich eine ſehr peinliche Aufgabe,“ meinte die Baronin ſeufzend. „Und wenn mir Uffeln nicht ſo nahe ſtände, ließ ich die Finger lieber davon.“

Abſichtlich ſchwieg ſie jetzt. Maria Hoffmann ſollte ſie drängen. Aus der Art, wie das geſchah, ließen ſich Schlußfolgerungen ziehen.

Über Maria war eine Ruhe gekommen — eine eiſige Ruhe. „Frau Baronin, ſprechen Sie doch unge-

ſcheut! Ich weiß, Sie meinen es auch mit mir gut. Ich habe für Ehrlichkeit unbedingtes Verſtändnis.“

Da faßte die Baronin nach Marias Hand. „Das war eine vernünftige, eine anſtändige Antwort! Und übelnehmen gibt es nicht — nicht wahr?“

„Nein!“

Die Baronin ließ die Hand Marias nicht los. „Ich weiß nicht, ob Sie das Leben in unſeren Kreiſen, bei der Gardekavallerie, beurteilen können. Ich glaube es nicht. Neben rieſigem Reichtum — Sie brauchen nur einmal die Rangliſte aufzuſchlagen, Herzöge, Fürſten und Prinzen ſtehen da in Maſſen bei dieſen Regimentern — finden Sie aber auch Herren von altem Adel, die nicht übermäßig mit Glücksgütern geſegnet ſind, Namen, die ſich auf den Schlachtfeldern wie im Hofdienſt bewährt haben, deren Väter mit dieſen ſtolzen Regimentern hinausgezogen ſind gegen den Feind. Ja, du lieber Gott, das iſt recht und gut. Es iſt Tradition. Auf die hält ein anſtändiger Menſch. Nun aber kommt die Kehrſeite der Medaille! Man lebt heute nicht mehr ſo einfach wie vor zweihundert, hundert, vor fünfzig Jahren. Heute iſt ein Zehnmarkſtück nicht mehr ſo viel wert wie vor fünfzig Jahren ein Taler! Was ſoll nun ſo ein Gardekavalleriſt machen? Er kann ſich doch nicht zurückziehen! Er macht alſo Schulden. Und die läppern ſich auf — raſend ſchnell! Sie glauben gar nicht, wie ſchnell, liebes Fräulein Hoffmann! Ein Gardekavallerieoffizier hat ja Kredit. Er wird ihm förmlich aufgedrängt. Alter Name, hervorragendes Regiment, die Herren meiſtens auch ſehr elegant, von gutem Ausſehen — alſo es hat keine Gefahr! Und wenn ſchon mal an dem einen verloren wird, da bekommen dafür die anderen eben ein bißchen mehr angekreidet. Die Geſchäftsleute kommen auf

ihre Koſten. Denn eines Tages heiraten doch die Herren, die Schweſtern reicher Kameraden — oder in die Hochfinanz hinein! Daß der Herr Schwiegerpapa einen Packen Schulden, meiſtens einen tüchtigen, zu bezahlen hat, damit rechnet er von allem Anfang an als eine ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung! — In Einzelheiten möcht' ich mich nicht weiter verlieren. — Können Sie ſich das vorſtellen, mein liebes Fräulein Hoffmann?"

Die ſchloß die Augen. Nur ein Gedanke hatte vollkommen Beſitz von ihr genommen: die Karten! War es denn überhaupt denkbar, daß die ſo deutlich alles verraten konnten? Und was hatte Frau Skodrowsky noch geſagt? Sehr glücklich würde ſie werden! Das war der ſpringende Punkt!

Die Augen riß ſie auf und lächelte verſonnen. „Frau Baronin, ich kann es mir vorſtellen."

„Das hab' ich mir gedacht, daß Sie ſo vernünftig ſein würden. Wollen Sie es auch weiter ſein? Denn nun muß ich auch ehrlich über Sie ſelbſt ſprechen dürfen."

Sie wußte, was nun kommen würde — der „Berufswechſel". Das ſah ſie ohne weiteres ein, in den Kreiſen der Herzöge, Fürſten und Prinzen hatte ſie nichts zu ſuchen.

„Hab' ich in dem einen Punkt Verſtändnis gezeigt, warum ſollte ich es nicht in dem anderen?"

„Gott, wie ſind Sie vernünftig! Ihr Mann wird einmal ein leichtes Auskommen mit Ihnen haben. Und das verbürgt ein glückliches Leben. — Alſo hören Sie! Herr v. Uffeln hat gerade darüber ſehr ausführlich mit mir geſprochen. Sagt er es ſelbſt, klingt es ungeheuer peinlich. Und ich kenne auch angenehmere Dinge, als Ihnen das mitzuteilen. Nun, wir wollen es kurz machen. Er hat Sie ſo lieb, daß er ſeine glänzende

Uniform ausziehen will. Aber er will arbeiten. Den Prinzgemahl ſpielen, wär' ihm zu erbärmlich! — Würde es nicht möglich ſein, daß Sie ein Gut kaufen? Er will ſich einarbeiten, es bewirtſchaften mit aller Pflichttreue. Und Sie, mein liebes Fräulein Hoffmann, hätten ihn dann ganz für ſich!"

Da öffneten ſich ihre vollen Lippen. Der Atem pfiff ihr durch die Zähne. Sie glaubte, ihr Herz könne zerſpringen. — Da war ja das Glück, das große Glück! Der elegante Uffeln brauchte doch nur die Hand auszuſtrecken, die Hochfinanz hätte ihn mit offenen Armen aufgenommen! Und er zog die glänzende Uniform aus — ihretwegen! Nur ihretwegen!

Des Vaters Blut erwachte in ihr. Kerzengerade ſetzte ſie ſich in ihren Seſſel. Jetzt ganz reiner Tiſch. Jeden Augenblick konnte er ja kommen!

„Frau Baronin, wie viel braucht Herr v. Uffeln?"

„Ein rundes Sümmchen. Er muß auch noch etwas in der Hand behalten. Das wird ihm angenehm ſein, denn ſeine einzige Angſt iſt, daß Sie ihn zum ‚Prinzgemahl' degradieren könnten. Alſo ſagen wir: hunderttauſend Mark!"

„Die Angſt ſoll er nicht haben. Er bringt mir doch auch ein Opfer! Ich werde ihm hundertfünfzigtauſend zur Verfügung ſtellen."

Da ſprang die Baronin auf und drückte Maria an ſich. „So edel — ſo gut! Iſt doch ein Menſchenkenner, der Teufelskerl, daß er Ihren Wert ſofort erkannt hat! Laſſen Sie ſich küſſen, Maria! So — und ſo! Und wie lieb Sie ſich verraten haben! — Oh, oh, werden Sie doch nicht rot! Ich hatte ſolche Furcht vor heute nachmittag! Und nun — es war ſüß, einfach himmliſch! — Noch einen Kuß auf gute Freundſchaft, Maria! Nun aber wollen wir Tee trinken und warten! Auf ihn! Er wird

nicht Durſt haben auf das lapprige Zeug, ſondern auf ſein herziges Mädel!“

* * *

Das Dienſtmädchen meldete Uffeln an. Keinen Wagen hatte man vorfahren hören, keine Klingel ſchrillen.

Die Baronin zuckte zuſammen. Während ſie ſaßen und warteten, war ſie die Angſt nicht losgeworden, im letzten Augenblick könne doch ſich noch irgend etwas ereignen, das den ganzen Plan über den Haufen warf. Uffeln war ſo ſchrecklich aufgeregt geſtern geweſen und ſie hatte ihn durchſchaut. Daß er ſich in den Handel eingelaſſen hatte, empörte ihn. Aber er ſaß in der Falle, konnte ſich nicht mehr rühren. Ekelhaft war es ihm ſicher, hierher zu kommen. Und er mußte doch! —

In ähnlichen Lagen war die Baronin ſchon ſelbſt ein paarmal geweſen. Heute war ſie abgebrüht. Sie wußte: ſind die erſten Schritte getan, hat man die Wechſel der Herren in der Taſche, dann dürfen ſie nicht mehr mucken!

Aber Uffeln betrachtete die Angelegenheit nicht rein geſchäftlich. Sein Herz hatte wider Erwarten geſprochen. In ſolchem Zuſtande macht ein Menſch leicht Dummheiten. Sie hatte die Abſicht gehabt, ihn abzufangen, erſt einmal deutſch mit ihm unter vier Augen zu reden, ſehr kurz und ſehr bündig. Nun war's zu ſpät!

Die Gedanken zuckten blitzartig durch ihren Kopf. Sie ſah Maria Hoffmann an. Die ſaß glutübergoſſen da, wagte es nicht, den Blick zu heben.

Sporen klirrten; Uffeln trat ein und ſchlug die Hacken zuſammen. Zwei Roſenſträuße trug er in der Hand.

Die Baronin verließ ihre Spannkraft nicht. Hoffentlich genügte ein warnender Blick, ein aufmunterndes Nicken.

„Da ſind Sie ja! — Ah, zwei Roſenſträuße! Sie ſehen, Sie haben ſich nicht verrechnet!“

Ganz dicht war ſie vor ihn getreten, ihre Augen ſprachen. Er verſtand ſie. Und doch zuckten ſeine Mundwinkel — geradezu höhniſch ſah das aus.

Nun, zwanzigtauſend Mark waren kein Pappenſtiel für ſie! Und wenn er erſt verheiratet war, ging ſie die Angelegenheit nichts mehr an. Dann mochten ſich die beiden allein zurechtfinden!

Maria hatte ſich auch erhoben. Sie ſah Uffeln an und ſenkte die Augen verwirrt nieder, als er auf ſie zutrat.

„Mein gnädigſtes Fräulein! — Und vielen, vielen herzlichen Dank, daß Sie gekommen ſind!“

So viel Innigkeit ſchwang durch ſeine Worte, daß ihr das Herz weit wurde. Sie wollte einen Scherz machen, aber ihre Lippen verzogen ſich nur.

Da half die Baronin, wie ſie es immer tat, mit einem luſtigen Lachen. „Ich fühle mich wahrhaftig überflüſſig hier! — Wollen Sie wieder da hinübergehen? Ja? — Es wird wohl das einzig richtige ſein. — Keine Sorge um mich! Ich hab' einen ausgezeichneten Roman, rieſig ſpannend, der wird mir die Zeit bis zum Abendeſſen vertreiben, denn vor Mitternacht laß ich Sie beide nicht wieder fort!“

Uffeln verbeugte ſich vor Maria. „Wenn Ihnen der Vorſchlag recht iſt, mein gnädiges Fräulein —“

Stumm reichte ſie ihm den Arm, wie im Traum ging ſie dahin. Dunkelrote Roſen trug er in der Hand.

Für ſie! Für ſie!

Und was dann kam? Gab es überhaupt ein ſolches

Glück? Der große, elegante Gardekavallerieoffizier liebte sie, die Maria Hoffmann?

Es war kein Zweifel! Sie hörte es an seiner Stimme, fühlte es aus jedem Blick!

Der schwere Vorhang fiel zurück. Er drückte ihr die Rosen in die Hand, sah ihr in die Augen. Ein stummes Werben war's.

„Maria!"

Ganz leise sprach er das Wort und mit einer Innigkeit, die ihr die Tränen in die Augen trieb.

„Maria!"

Seine Hand umfaßte ihre Schultern.

„Maria, ich hab' dich ehrlich lieb!"

Da sank sie an seine Brust, fühlte den stürmischen Schlag seines Herzens. Er sah auf sie nieder. Liebe und Schmach stritten einen harten Kampf in seinem Herzen. Wenn er jetzt beichtete, war das nicht Frevel? Frevel an dieser reinen Mädchenblüte? — Und doch wollten sich die Worte auf seine Zunge drängen. Er hatte es sich genau überlegt, wie er es ihr sagen wollte — schonend und doch ehrlich.

Aber da hob sie den Kopf und sah ihn selig an. Wartete auf seine Küsse.

Ein Beben ging durch seine Glieder, fester zog er sie an sich, ihre Lippen lagen aufeinander. Immer wieder! Immer wieder! Fest klammerten sich ihre Arme um seinen Hals. So fest, als sei er ihre Rettung.

Nein — jetzt nichts sagen! Die große Stunde kam schon noch! Wenn er erst bewiesen hatte, wie er sie liebte! — Jetzt nur Seligkeit — Seligkeit!

„Maria!"

Immer wieder legten sich seine Lippen auf die ihren, konnten sich nicht satt trinken an dieser Mädchenblüte. Wonneschauer jagten über die beiden — nur

ausdehnen dieſen ſeligen Augenblick zu Minuten — zu Viertelſtunden!

„Maria — wie hab' ich dich lieb! Wie hab' ich dich lieb!“

„Du! Du! O du! — Und ich kenne nicht einmal deinen Vornamen!“

„Helmut!“

Das übervolle Mädchenherz fand gleich einen Koſenamen.

„Heller — mein Heller!“

Stürmiſch riß er ſie an ſich. Wie das klang! Wie lieb und ſüß und gut! An dieſem Mädchenherzen war ſeine Heimat. Was ſcherte ihn der äußere Prunk? Eine Heimat hatte er gefunden! Oh, er wollte es ihr danken! — Heller — wie das klang! Nicht nur lieb und ſüß und gut — kampfesmutig klang es! Herrgott, was konnte die Liebe aus einem Manne machen! Der Schmutz würde von ihm abfallen! Er ſtand ſeinen Mann im Leben — und ſie ſtand an ſeiner Seite!

Da zog er ſie auf ſeinen Schoß. Den Arm legte Maria um ſeinen Hals, den Kopf auf ſein Achſelſtück.

„Sitz ſtill, Heller, ganz ſtill! So iſt's ſchön! Und ich kann dich anſehen. Grade und ſtark die Naſe. Alſo — du haſt Energie. Lange Wimpern und kleine Ohren. Nein, wie kann ein Mann nur ſo kleine Ohren haben! Und dein Mund, Gott, iſt der ſüß, Heller! Die Stirn hoch und eckig. Ja, ja, Heller, du weißt, was du willſt! — Oh, werde doch nicht ungeduldig! Ich bin noch lange nicht fertig! — In dem blonden Haar haben freilich die Mäuschen ſchon ein bißchen gehauſt. Das kommt wohl von Südweſtafrika?“

Da mußte er lachen. Und ſie kicherte mit. Drückte den Kopf noch feſter auf ſein Achſelſtück.

„Oh, du ſollſt auch über deine Frau lachen. Alle

ſieben Tage in der Woche. Noch, wenn du ſteinalt biſt! — Heller, dreh deinen Kopf mal ein bißchen 'rum zu mir! Deine guten, lieben, blauen Augen will ich ſehen!“

Er tat es und küßte ſie gleich wieder. Jetzt in dieſe reinen Augen blicken — es war eine Qual! Das brachte er nicht fertig! Aber er würde es ſchon lernen — bald, bald!

„Biſt du ſtürmiſch, biſt du ſüß, Heller! — Du, und morgen ſprechen wir von der Zukunft, nicht heute! — Wenn du nur willſt, dann geht alles Schlag auf Schlag!“

Uffeln bekam einen roten Kopf.

Da hing Maria ſchon wieder an ſeinem Halſe. „Die Wolken ſcheuch' ich dir von der Stirne! Wir ſind ja nun eins! Wir ſind ja nun eins!“

Stumm zog er ihre Hände an ſeine Lippen.

„Nun — und mein Mund?“

Herrgott war dieſes taufriſche Mädel ſüß! Nur jetzt nicht an das Böſe denken! An das reine, liebe, gute Mädel, das er in ſeinen Armen hielt! — Der große Tag kam ſchon — und wurde überwunden!

Die beiden fuhren auseinander, als die Baronin eine halbe Minute mit einer kleinen Schelle läutete und dann erſt den Kopf durch den Vorhang ſteckte.

Ein warmes Gefühl wallte in Maria auf. Sie fiel ihr um den Hals. „Frau Baronin — Frau Baronin! Nein, wie glücklich bin ich!“

Feſt zog ſie das junge Mädchen an ihre Bruſt und ſah mit einem vielſagenden Lächeln Uffeln an.

Der nagte an den Lippen und machte ein finſteres Geſicht.

Aber das ſtörte die Baronin nicht weiter, ſie lachte ihn aus, gab Maria voller Überſchwang ein halbes

Dutzend Küſſe und wünſchte mit herzlichen Worten Glück. Dann aber legte ſie ſich Reſerve auf. Uffeln hatte moraliſchen Katzenjammer, und wenn ſie zu heftig Theater ſpielte, konnte ein Trauerſpiel aus dem Schwank werden.

Die Männer waren doch zu komiſche Geſchöpfe! Ein Weib war ganz anders, wenn es galt, mit diplomatiſchem Geſchick Fäden zu ziehen. Das einmal Gewollte verfolgte ein Weib mit unerſchütterlicher Kraft, hielt alle unnützen Gedanken von ſich fern. Das begriffen die Männer, das „ſtarke Geſchlecht“, ſo ſelten. —

Nach dem Abendbrot brannte Uffeln der Boden unter den Füßen.

Maria aber bettelte: „Noch ein ganz knappes Stündchen, Heller!“

„Wir ſind doch morgen wieder hier, müſſen jetzt Rückſicht auf die Frau Baronin nehmen!“

Die wehrte ſehr geſchickt ab. „Na, ein Stündchen noch, Herr v. Uffeln! Herrſchaften, dann iſt's aber wahrhaftig für heute genug! Das ging ja alles raſend geſchwind!“

Er war wieder nett mit Maria. Sie merkte gar nicht, daß er ſchließlich recht ungeduldig wurde.

Als ſie aber endlich im Automobil ſaßen, griff er nach ihrer Hand. „Maria, ich bitte dich, laß es morgen bei der Baronin zum letzten Male ſein! Ich komm' doch tauſendmal lieber zu dir!“

Da nickte ſie. „Das ſollſt du auch. Von übermorgen an! Dann hab' ich mich mit meinem Onkel ausgeſprochen.“

Er öffnete ihren Handſchuh, drückte ſtumm einen Kuß auf die innere Handfläche und ſetzte ſie am Brandenburger Tor wieder in ein anderes Automobil.

Als Maria nach Hauſe kam, brannte noch Licht in

ihres Onkels Zimmer. Aber sie huschte gleich in ihr Schlafzimmer. Nur jetzt allein sein mit ihrem übervollen Herzen! Morgen war auch ein Tag. Und gleich in der Frühe sollte die große Schlacht geschlagen werden. Dazu würde sie alle ihre Kräfte brauchen.

* * *

Nachdem Onkel und Nichte gemeinschaftlich Kaffee am nächsten Morgen getrunken, sagte Maria: „Ich möchte dich bitten, Onkel, die Vermögensverwaltung von jetzt ab mir zu überlassen."

Ruhig antwortete der Rechnungsrat — er hatte ja schon seit einiger Zeit mit dieser Möglichkeit gerechnet —: „Eigentlich sollte ich es nicht. Ich hab' den Wunsch deines Vaters zu respektieren. Aber ich weiß, gesetzlich kann ich nichts dagegen tun. Sogar gezwungen kann ich werden, durch das Gericht, deinem Ansuchen nachzukommen."

„Du bist ja ausgezeichnet informiert!"

„Wie du soeben gehört hast — ja. Reden wir nicht weiter darüber. — Also in einigen Tagen werde ich dir die Bücher und Bankauszüge übergeben."

„Ich bitte dich, das lieber sofort zu tun."

Langsam hob der Rechnungsrat den Kopf und sah seine Nichte scharf an. „Ich will von dir Entlastung in aller Form haben. Da müssen alle Bücher abgeschlossen, alle Belege zur Hand sein. Das macht mir ein paar Tage Arbeit."

„Nun, die Entlastung erteile ich dir auf der Stelle, Onkel! Wenn du es haben willst, sogar schriftlich!"

„Selbstverständlich will ich es schriftlich haben! Ordnung muß sein. Aber ordnungsgemäß muß auch alles übergeben werden."

Nur jetzt Ruhe! sagte sich Maria, denn binnen drei

Stunden mußte sie über ihr Guthaben auf der Bank verfügen können. „Mit den Häusern — ich seh' das ja ein, bei all den kleinen Reparaturen und was sonst noch drum und dran hängt — dazu brauchst du Zeit. Aber was auf der Bank liegt, das macht dir doch keine Arbeit! Gib mir einfach das Scheckbuch heraus, ich hab' ja doch immer meinen Namen darunter setzen müssen, wenn wir etwas brauchten. Die Werte sind auf meinen Namen deponiert, gehören mir ja auch allein."

„Weshalb willst du denn das Scheckbuch haben, Maria?"

Sie tat gleichgültig. „Sagte ich dir's, so rempelten wir uns doch nur wieder an. Leider ist das in der letzten Zeit sehr häufig vorgekommen. In Zukunft möcht' ich das vermeiden. Laß es also vorläufig mit diesem Grunde genug sein!"

Der Rechnungsrat hatte sich schon längst seinen Vers gemacht. Also nun kam die Stunde! Er hatte nicht geglaubt, daß sie so rasch schlagen würde. „Ich werde gar nichts erwidern. Sag mir nur ruhig die volle Wahrheit, Maria! Du hast allerlei Pläne. Mangelt es dir an Vertrauen, die mir mitzuteilen?"

„Nein, Onkel, die sind bloß noch nicht ganz spruchreif. — Aber ich denke morgen."

„Und trotzdem brauchst du heute unbedingt das Scheckbuch?"

„Ja."

„Du, da kommt man auf allerlei Gedanken!"

„Die dir kein Mensch verwehrt. Über mein Vermögen aber hab' doch nur ich zu verfügen!"

Der Rechnungsrat sah seine Nichte lange an, dann holte er tief Atem, ging in sein Arbeitszimmer und entnahm seinem Schreibtisch das Scheckbuch. Lange

hielt er's in der Hand, sah nachdenklich auf das schmale Heft. Dann brachte er es seiner Nichte.

„Maria, als dein Vater seine Sache auf seinen Kopf und seine Hände setzte, da hat er schwerlich gewußt, was ein Scheckbuch ist. Ich habe auch nie eines besessen und werde auch keines besitzen. Es geht auch so. — Auch an rechtmäßig erworbenem Gelde kleben Sorge und Ärger und schlaflose Nächte, Maria! Anfangs hat es dein Vater talerweise auf die Bank getragen. Er hat mir's oft gesagt, wenn ich zu Besuch kam: Das Kind soll es einmal leicht im Leben haben! — Hunderttausend auf hunderttausend sammelten sich dann an, aber übermütig ist dein Vater nie geworden — ganz im Gegenteil, er ist der einfache, sparsame Mann geblieben. Und deshalb hat Segen auf seiner rechtschaffenen Arbeit geruht. — Ein Federstrich von dir, und Hunderttausende werden dir auf die Zahlbretter gelegt. — Wenn du also das Buch zur Hand nimmst, dann frag dich immer: Was würde mein Vater dazu sagen? — Ich will hoffen, bei dieser Frage kann dein Herz stets ruhig schlagen!"

Der Rechnungsrat nahm wieder am Frühstückstisch Platz. Nun würde seine Nichte wohl Worte finden.

Aber die legte die Stirn in Falten, schob das Scheckbuch zur Seite und griff nach der Zeitung.

Zehn Minuten wartete der alte Mann, dann erhob er sich mit einem Seufzer und ging in sein Arbeitszimmer.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihm geschlossen, stand Maria auf, nahm das Scheckbuch und verließ den Raum.

Als sie aber an ihrem Schreibtisch saß, war ihr's doch, als stände der Vater hinter ihr. Der hätte schön gebrummt und gewettert. Nun, er wie sein Bruder waren aus dem engen Rahmen nie herausgekommen.

Sie aber war nun hinausgetreten in die große Welt. Das war ja der Mutter Ehrgeiz geweſen. Die hatte dafür geſorgt, daß ſie eine tadelloſe Erziehung genoſſen, hatte ſie hungrig gemacht nach dem Tiſche der Höchſten. Und Hoffmanniſches Blut verfolgte zäh ſeine Pläne.

Ruhig füllte ſie den nächſten Scheck aus, ſetzte ihren Namen darunter, löſte ihn aus dem Buch, faltete ihn ſäuberlich zuſammen und ſteckte ihn in einen Umſchlag. Heller ſollte ſehen, wie lieb ſie ihn hatte. Taten beweiſen, nicht Worte! Der herzige Heller, der ſollte den Kopf ganz frei haben. Der vornehme Gardekavallerieoffizier ſollte erkennen, daß nicht nur er zu opfern fähig war. Und bald begann ja nun ein Leben an ſeiner Seite, in ſeinen Armen!

Da lachte ſie im ſtillen ihren alten, einfachen Onkel aus. Na ja, der hatte Frauenliebe wohl nie ſo recht zu koſten bekommen, vielleicht einmal ſchön getan mit einem kleinen Ladenmädchen, einer drallen Köchin, wie es die Gardefüſiliere machten, die in der Nähe lagen. Man ſah ſie ja abends an den Häuſtüren, Sonntags Arm in Arm mit ihren Schätzen.

* * *

Der Rechnungsrat war auch ein Hoffmann vom alten Schlage. Zäh und gewiſſenhaft. Aber er ſtak wirklich drinnen im engen Rahmen, hatte ſich in dem immer wohl gefühlt und hatte immer getreulich erfüllt, was er ſeinem Bruder gelobt.

Da ſtand er nun an den Schranken! Wenn die ſeine Nichte nicht reſpektierte, er konnte nichts tun! — Oder doch? Sie vor einer Dummheit bewahren? — Ja, du lieber Gott, wie ſollte er das? Sie ſagte ja nichts! Und wenn ſie erſt redete, war es ſicher zu ſpät!

Nachdenklich ging er in seinem Zimmer auf und ab, schüttelte immer wieder den Kopf. Ach was, jetzt durfte nicht mehr der Mund bloß gespitzt, jetzt mußte auch gepfiffen werden! Und wenn es der Generalagent falsch auslegte, konnte er's auch nicht ändern. Er hatte dann jedenfalls getan, was in seinen Kräften stand.

Da zog er sich an und verließ das Haus.

Im Privatbureau der Generalagentur schüttete er Herrn Meinhold sein Herz aus. Sehr gründlich tat er das.

„Hm — hm," brummte Meinhold von Zeit zu Zeit, unterbrach aber seinen Stammtischfreund nicht.

Erst als der geendet, kniff Herr Meinhold das rechte Auge zu. „Na, Herr Rat, verstehen Sie denn das nicht?"

„Sie meinen wegen des Scheckbuches?"

„Allerdings! Einfachste Sache von der Welt! Sie ist einem Hochstapler in die Hände gefallen!"

„Um Gottes willen!"

„Oh, das kommt in Berlin alle Tage vor! — Ja, warum haben Sie sich denn nicht einfach auf das Scheckbuch gesetzt, klaren Wein verlangt, und es nicht herausgerückt?"

„Gesetzlich —"

„Ach was — gesetzlich! Hätten Sie doch Ihre Nichte auf Herausgabe klagen lassen! Bis dahin wäre Zeit gewonnen worden. Und das ist sehr viel wert, wenn man's mit einem verliebten Mädel zu tun hat. — Gehen Sie jetzt nach Hause, und nehmen Sie Ihrer Nichte das Scheckbuch schleunigst wieder ab!"

„Sie gibt mir's nicht wieder! Da kenn' ich sie zu gut!"

„Dann weiß ich nur einen Weg. Und ganz sicher

iſt der auch nicht: Sie nehmen einen Privatdetektiv. Ich kenne einen ganz ausgezeichneten, der ſchnüffelt alles heraus. — Und dann heißt es dem Mädel die Augen geöffnet, aber was noch beſſer wäre, man könnte den Kerl beim Kragen nehmen und ihn nach Moabit bringen.“

„Herr Meinhold, tun Sie mir den Freundſchaftsdienſt und ſetzen Sie ſich gleich mit dem Detektiv in Verbindung. Die Koſten trage ich ſelbſtverſtändlich.“

Meinhold wiegte den Kopf hin und her. „Ja freilich, das koſtet eine Menge Geld! Na, darauf käm' es in dieſem Falle wohl weniger an. Aber nach der dummen Geſchichte mit meinem Chriſtian — wie ſieht das denn aus?“

„Ich binde es doch meiner Nichte nicht auf die Naſe! Und wenn ſie es ſpäter erfahren ſollte, da hätte ſie Ihnen und Herrn Chriſtian doch nur dankbar zu ſein!“

Meinhold rieb ſich das Kinn und ſagte ſchließlich: „Meinetwegen denn, Herr Rat! Aber nur aus purer Freundſchaft für Sie ſteck' ich meine Hände in die Geſchichte! Gehen Sie jetzt ſchleunigſt nach Hauſe und ſorgen Sie dafür, daß Ihre Nichte vor drei Stunden das Haus nicht verläßt. Und wenn ſie Briefe ſchreibt: in vierundzwanzig Stunden kommen die auch noch früh genug zur Poſt — verſtanden?“

„Ja, aber wenn ſie nun ſchon —“

„Erwiſchen Sie nur erſt das Scheckbuch! Dann werden wir weiter ſehen. Es wird nichts ſo heiß gegeſſen, wie es gekocht wird! Ja, ja, kommen die Mädels erſt in das heiratsfähige Alter, da heißt es die Ohren ſteif halten! Ich könnte Ihnen auch ein Liedchen vorſingen, von meiner Älteſten!“

Wenigſtens etwas beruhigt kehrte der Rechnungsrat nach Hauſe zurück. Seine Nichte war noch da, und die

Mädchen hatten keinen Brief zur Besorgung erhalten. —

Meinhold aber hatte eine Aussprache mit seinem Sohne Christian. „Vielleicht läßt sich doch alles wieder einrenken! Zwei Millionen sind schon einiger Mühe wert! Und du kannst zeigen, daß du ein tüchtiger Kerl bist — das imponiert den Mädels immer!“

Darauf setzte sich Christian telephonisch mit dem Kriminalwachtmeister a. D. Wackernagel in Verbindung.

Eine halbe Stunde später sprach der im Bureau vor und erhielt seine Instruktionen.

* * *

Am Nachmittag erst ging Maria aus, hielt auf der Straße das erste leere Automobil an und fuhr hinaus zur Baronin Lehrburg.

Ihr Heller war schon da. Er küßte ihr die Hand, etwas förmlich, aber sie fand es in der Ordnung, denn die Baronin stand ja hinter ihm.

Von der bekam Maria einen Kuß. „Ja, ja, liebes Fräulein Hoffmann, des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zuteil! Das heißt, solange er nicht sein eigener Herr ist! Denken Sie, der glückliche Bräutigam muß heute abend eine Abfütterung mitmachen bei seinem Kommandeur! Da darf er nicht absagen; denn Vorgesetzte sind sehr empfindlich! Na, was tut's? Da heißt's eben die Stunden nützen! Die Plauderecke da drüben wartet auf zwei verliebte Menschenkinder.“

Maria wurde verlegen. „Frau Baronin, da wären wir doch schmähliche Egoisten!“

„O bitte — Verlobte sind das naturgemäß. Und das ist nur in der Ordnung.“

Uffeln hatte sich erhoben und nickte Maria zu. Da hing sie schon lachend an seinem Arm — und nachdem der dicke Vorhang zurückgefallen war, an seinem Mund.

„Heller — mein Heller! — Ach, es ist ja dumm, daß du heute abend zu deinem Kommandeur mußt, aber das ist doch zu ertragen! Mach also kein böses Gesicht, Heller — bitte, bitte!“

Da zog er sie auf seinen Schoß. „Maria, ich hab' geschnurrt! — Ja, wie drück' ich's nur aus? — Hab Geduld mit mir und glaub an meine Liebe! — Aber das Zusammentreffen hier bei der Baronin wird mir lästig!“

„Oh, das verstehe ich. Morgen kommst du zu mir. Machst meinem Onkel deinen Besuch — ich hab' ihm schon ein paar Andeutungen gemacht. — Natürlich wollte er genauere Auskunft haben. Da hab' ich ihn aber zappeln lassen. Nun brummt er — tüchtig sogar! — Herziger Heller, wie mag es dir vorkommen, wenn du einen einfachen Rechnungsrat um die Hand seiner Nichte bitten sollst? Es ist aber Formsache, und du wirst die Form wahren — nicht wahr?“

Er zog Maria dicht an sich und suchte nach Worten. Er hatte herausgehört, daß es einen Tanz mit dem Onkel gegeben hatte. Und er saß da mit seinen Schulden — neben seiner Braut, die er von Herzen lieb hatte! — Vorhin hatte ihm die Baronin gehörig die Leviten gelesen. „Was wollen Sie eigentlich, Herr v. Uffeln?“ hatte sie zu ihm gesagt. „Wer so in der Tinte sitzt, sollte mir gegenüber doch nicht so ein Gesicht aufsetzen, wie Sie es zu tun belieben! — Was wär' denn aus Ihnen geworden? Und zu den rührseligen Naturen gehör' ich nicht mehr. Säß' ich sonst hier in meiner kleinen Villa? Ich müßte wahrscheinlich als Hausdame mir mein Brot verdienen oder in ähnlicher Stellung als

fünftes Rad am Wagen. Nein, da ſtift' ich ſchon lieber Ehen und verdiene dabei! Ordentlich, Herr v. Uffeln! Denn wenn ich genug für mich und meine beiden Mädels zuſammengeſcharrt habe, mach' ich Schluß. Hoffentlich recht bald! Dann ziehe ich in eine kleine Reſidenz, führe dort meine Töchter auf die Bälle — ſie werden ſtandesgemäß heiraten, und ich hab' mir einen Lebensabend zurechtgezimmert, wie ich ihn mir wünſche. Man ſetzt elegant über einen Graben, wenn es auch aus dem übel duftet. Iſt man hinüber, ſieht man ſich nicht mehr um." Ja, gewiß — ſie hatte recht. Nicht mehr ſich umzuſehen brauchen — wer das könnte! Ihm war's nicht gegeben.

„Das iſt's ja — die ganze Situation bedrückt mich! Sie muß ein Ende nehmen! Natürlich halte ich in aller Form um dich bei deinem Onkel an! — Weißt du, ich möchte aber vorläufig nicht, daß dein Onkel die näheren Umſtände erfährt, wie wir uns kennen gelernt haben."

Maria begriff das nicht. Aber ſie machte ſich nicht viel Gedanken — wenn es Heller ſo wollte, war's recht ſo. Nur erſt einmal die leidigen Schulden aus der Welt geſchafft! Die waren es, die ihn ſo arg bedrückten!

Sie griff nach der Handtaſche, die auf dem Tiſche lag, und händigte ihm den Scheck im geſchloſſenen Umſchlag aus. „Da, Heller! Steck's ein! — Nein, nein — nicht öffnen!"

„Warum denn nicht? Haſt wohl gar ein Gedicht auf mich verbrochen? — Du, das wär' eigentlich meine Sache! Aber ſo etwas liegt mir nicht."

Maria wurde über und über rot und barg ihren Kopf an ſeiner Bruſt. „Heller, laß doch!"

Aber der hatte den Scheck ſchon entfaltet und ſchüttelte den Kopf. „Nein, du Liebe, Gute! Ich danke dir

gewiß von Herzen, aber damit wollen wir warten, bis ich bei deinem Onkel geweſen bin!“

„Ach, Heller, der iſt ein ſo einfacher Mann! Der fällt auf den Rücken, wenn du ihm ſagſt, daß du einen ſolchen Haufen Schulden haſt! Woher ſoll der's auch verſtehen? — Ich verſteh's ja ſelbſt noch nicht, daß du mich ſo lieb haſt!“

Uffeln konnte eine Zeitlang gar nichts ſagen. Wenn er doch erſt aus dieſem Sumpf heraus wäre! — Wahrhaftig, die Kuppelei brachte ein ſchönes Geld ein! — Und da auf ſeinem Schoße ſaß ſeine Braut, die er von Herzen lieb hatte! Die wollte er nicht verlieren! Nur das nicht! Nur das nicht!

Da legte er den Scheck wieder in ihre Taſche, drückte den Verſchluß zu und gab Maria einen langen Kuß.

Sie fühlte, wie lieb er ſie hatte. Sie ſchlang die Arme um ihn.

So ſaßen ſie ſtumm. Dann ſprang ſie auf, legte ihre Hände auf ſeine Schultern und ſah ihn feſt an.

„Du mußt nicht glauben, ich hätte kein Verſtändnis für deine Handlungsweiſe, Heller! — Weiß ich doch, wie lieb du mich haſt! Und ich will dir's vergelten! — Komm! Gehen wir jetzt! Ich werde heute abend mit meinem Onkel ſprechen. — Wann wirſt du morgen kommen?“

„Kurz nach zwölf Uhr, Maria.“

Sie gingen zur Baronin hinaus.

„Schon fortgehen? Aber das tut mir leid.“

Sie waren beide froh, als ſie vor dem Hauſe ſtanden.

„Bummeln wir langſam der Stadt zu, Maria! Iſt dir's recht?“

„An deiner Seite, Heller!“ erwiderte ſie mit blitzenden Augen.

Was waren all die Unannehmlichkeiten, die die nächſten Tage bringen würden gegen das Glück, bald mit

ihm ganz vereinigt zu ſein? Eine Kleinigkeit! Sie hatten ſich ja ſo lieb! Und Geld war ja vorhanden in Hülle und Fülle!

Hier draußen lag der Schnee hoch, die Dämmerung war ſchon hereingebrochen. Ab und zu drückten ſie ſich einmal herzhaft die Hand und ſahen ſich an.

Sie ſahen nicht rückwärts, ſahen nicht den Mann, dem ein grauer Vollbart lang auf den Havelock herunterwallte, ſahen nicht das Automobil, das hundert Meter langſam hinter dem Manne herfuhr. Sie gingen ja Schulter an Schulter — ſelig, daß ſie ſich ſo nahe waren.

Bis zur Halenſeer Brücke gingen ſie. Dort beſtiegen ſie ein Automobil. Heller brachte Maria wieder bis zum Brandenburger Tor.

„Was machſt du heute abend?“ fragte ſie.

„Ich ſitz' zu Hauſe und denk' an dich. — Die Ohren werden mir klingen, während du um mich kämpfſt.“

Sie lachte. „Ach du! Stell dir das nicht ſo ſchlimm vor! Ich bin doch mündig und unabhängig!“

Da ſah er ſie feſt an. „Ich möchte aber in Frieden mit deinem Onkel leben, Maria!“

Es war ſein ehrlicher Wunſch, ſie hörte es heraus.

„Das ſollſt du — dafür werd' ich ſorgen! Hab du nur Vertrauen zu mir! — Ich geh' von hier zu Fuß nach Hauſe. Jetzt ſitzt mein Onkel doch noch beim Dämmerſchoppen. Die friſche Luft tut mir gut. — Leb wohl, Heller! Auf morgen! Auf morgen! Wie ich mich freue!“

Noch ein Nicken, und ſie ging.

Helmut v. Uffeln ſchlenderte langſam die Linden hinab nach Hauſe. Der Mann im Havelock ſchritt dicht hinter ihm her.

* * *

Maria wartete lange auf ihren Onkel. Es wurde acht, es wurde neun Uhr — er kam nicht. Sie fragte die Mädchen, ob er etwas geſagt, daß er vielleicht länger wegbleiben würde. Sie konnten ſich nicht erinnern.

Da aß ſie zu Abend, blieb noch auf bis Mitternacht, dann legte ſie ſich zu Bett. Sie fand keinen Schlaf. Endlich, gegen halb zwei, hörte ſie, wie er die Korridortür aufſchloß.

Nun, morgen früh mußte ſie ihm beibringen, daß Heller kam, um ſie anzuhalten. Da kicherte ſie vor ſich hin. Augen würde er machen — Augen! Und den Mund aufſperren, wenn der elegante Heller ſeine Schulden beichtete!

Sie bereitete ihn natürlich vor, damit die dumme Geſchichte, wie ſich's gehörte, mit einer Handbewegung erledigt war. Und der Onkel Konrad hatte natürlich Reſpekt als ehemaliger Unteroffizier vor einem Offizier des Gardejägerregiments zu Pferde.

Auch die Nachbarſchaft würde Augen machen — und Chriſtian Meinhold! Bei dieſem Gedanken wurde ihr beſonders wohlig zumute, und dann ſchlief ſie endlich ein. —

Als Maria am nächſten Morgen das Eßzimmer betrat, ſtockte ihr Schritt. Der Onkel ſaß am Frühſtückstiſch, ganz zuſammengeſunken, dicke Tränenſäcke unter den Augen.

„Biſt du nicht wohl, Onkel?“

„Doch, Maria. Na, wir ſprechen nachher darüber.“

„Ich wollte dich auch um eine Unterredung bitten.“

„Da decken ſich ja unſere Wünſche.“

Sie ließ ſich zunächſt das Frühſtück ſchmecken. Der Onkel aß faſt nichts. Sie nötigte ihn, er ſchüttelte nur den Kopf. Er ſah ſeine Nichte gar nicht an. Die Lippen hielt er zuſammengekniffen und wartete.

Endlich war sie fertig. Da sagte er mit müder Stimme: „Wir gehen wohl besser in mein Zimmer, dort sind wir ungestörter. Das Mädchen wird hier bald abräumen.“

Maria erhob sich sofort. Er ließ sie vorangehen. Sie setzte sich in die Sofaecke. Er ging mit gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab.

„Also, Onkel, heute kann ich dir sagen, wie die Dinge liegen.“

Er winkte mit der Hand ab. „Ich weiß. Du hast dich — verlobt. Mit einem Oberleutnant v. Uffeln von den Gardejägern zu Pferde. Gestern warst du mit ihm zusammen bei einer Baronin Lehrburg im Grunewald.“

Nur einen Augenblick wunderte sie sich, denn als Großstädterin reimte sie sich sofort zusammen, auf welche Weise das ihr Onkel erfahren haben könnte. „Du hast ganz recht. Ich wollte es dir eben sagen. Den Detektiv hättest du dir sparen können. Herr v. Uffeln kommt heute zu dir, um in aller Form um mich anzuhalten. — Du siehst, Onkel, Geheimnisse wollte ich nicht vor dir haben. Aber alles im Leben muß doch erst spruchreif werden.“

Da lachte der alte Rechnungsrat höhnisch auf. „Freilich — das mußte sogar sehr schnell ‚spruchreif‘ werden! Denn dieser Herr v. Uffeln steht vor dem Zusammenbruch. Du sollst sein Rettungsanker sein! — Kind, Kind, für so — unklug hätt' ich dich wirklich nicht gehalten!“

Da spannte sich jeder Zug in Marias Gesicht. „Ich weiß es besser. Er hat mich ehrlich lieb!“

„Wenn er dir das weisgemacht hat, dann ist er ein ganz gemeiner Kerl!“

„Onkel!“

Sie war aufgeſtanden, ihre Augen ſprühten.

Der Rechnungsrat blieb ganz ruhig. „Du magſt in vielem klüger ſein als ich, Maria. Im Militär finde ich mich aber beſſer zurecht. Wenn ein beſcheidener Infanterieleutnant aus der Provinz dir das geſagt hätte — na, dann wär' es immerhin möglich geweſen. Aber ſo ein hochnäſiger Herr von der Gardekavallerie! Nein, mein liebes Kind, dann ſteht dem das Waſſer bis an den Hals 'ran! — Und wenn du es nicht glauben willſt, ich kann dir ſogar den Beweis erbringen, daß bei ihm ſchon gepfändet worden iſt. Und verſteigert werden ſeine Sachen, wenn er nicht ſchleunigſt irgendwoher Geld bekommt — und zwar einen recht hohen Poſten! — Erfährt aber ſein Kommandeur, wie es um ihn ſteht — und an den wenden ſich ſeine Gläubiger, wenn ſie nicht befriedigt werden — oder kommt es gar zur Verſteigerung, kriegt er ſchleunigſt den Abſchied und liegt auf der Straße."

Da ſchlug Maria doch das Herz bis zum Hals hinauf. „Daß es ſo ſchlimm um ihn ſteht, wußte ich allerdings nicht — und glaub' es auch nicht! — Aber wenn's ſchon ſo wäre, was hat das mit unſerer Liebe zu tun?"

„Unſere Liebe? Ha — ha!"

„Lach nicht, Onkel! Warte ab, lern ihn erſt kennen!"

„Ich bin nicht begierig darauf. Aber aus dem Wege geh' ich ihm auch nicht. — Ja, nun ſag mir bloß, wie kommſt du zu der Bekanntſchaft mit der Baronin Lehrburg? Das iſt ſo ziemlich der einzige Punkt, über den ich noch nicht klar ſehe. Aber ich werde ſchon noch dahinterkommen."

„Dann komm dahinter! Das iſt augenblicklich wirklich ganz nebenſächlich! Jetzt handelt es ſich um Herrn v. Uffeln. — Er hat Schulden, hohe ſogar, an hunderttauſend Mark!"

Der Rechnungsrat mußte sich setzen. „Na drum! Na drum! — Da heißt's freilich schnell zugegriffen, was sich gerade bietet! — Allerhand Achtung! Dieser Uffeln hat eine feine Nase! Denn du bist reich, hast keine Eltern mehr, die dir die Flügel beschneiden könnten! Der alte Onkel Rechnungsrat wird mit einem hochnäsigen Achselzucken an die Wand gedrückt — die einfachste Sache von der Welt!"

Da riß Maria ihre Handtasche auf. „Da ist ein Scheck. Er sollte ihn gestern nehmen, um den Kopf frei zu bekommen! Er hat ihn nicht genommen, trotzdem er, wie du meinst, in einer verzweifelten Lage ist! Das bindet mich nur noch fester an ihn, wenn das überhaupt möglich ist! — Nein, erst wollte er sich dir vorstellen, ehrlich mit dir reden! Handelt so ein Schuft?"

Der Rechnungsrat lachte laut auf. „Bravo! Klug von ihm — sehr klug! — Dann kann er später sagen: Was wollt ihr denn? Hab' ich ohne weiteres das viele Geld genommen? Ist mir nicht im Traume eingefallen. Erst hab' ich gebeichtet. Ihr habt mir's ja förmlich aufgedrängt!"

„Wenn du ihn kennst, wirst du so etwas nicht mehr sagen."

„Reg dich nicht so auf, Maria! Wir müssen uns doch aussprechen! Offen und ehrlich! Du kannst dann tun, was du willst. Ich will nur mein Gewissen reinhalten, so weit es in menschlichen Kräften steht, den letzten Willen deines Vaters getreulich erfüllen. Der soll also gespart und gedarbt haben, damit irgend ein Tunichtgut sein Vermögen verprassen, sein einziges Kind unglücklich machen kann?"

„Das wird Uffeln nicht tun — verlaß dich drauf!"

„Ja, ja, die eleganten Gardekavallerieoffiziere verstehen sich aufs Wortedrechseln!"

„Gar nicht verſteht er ſich drauf!“

„Kann er dieſen Anſchein erwecken — um ſo ſchlimmer! Dann iſt er geriſſen für ſieben! — Übrigens dachte ich mir ſo ungefähr geſtern die Sache ſchon, als du durchaus dein Scheckbuch haben wollteſt! — Und hab' ich vorhin recht gehört, ſprachſt du von annähernd hunderttauſend Mark Schulden! — Hunderttauſend!“

Maria trumpfte auf. „Da, lies! Ich hab' ihm ſogar fünfzigtauſend Mark mehr zur Verfügung geſtellt. Er ſoll etwas in ſeinen Händen behalten, über das er frei verfügen kann.“

Der Rat ſchlug die Hände zuſammen. „Fünfzigtauſend Mark nennſt du ‚etwas‘! Er wird ſeine Schulden ſowieſo ſchon ordentlich nach oben abgerundet haben! — Fünfzigtauſend Mark! — Ein Vermögen, Kind! Na, das kann gut werden, wenn ihr beide zuſammen wirtſchaftet!“

„Wir werden ſogar ſehr vernünftig ſein. Alles iſt ſchon beſprochen! Er nimmt den Abſchied —“

„Natürlich! Es bleibt ihm ja gar nichts anderes übrig!“

„Höhne doch nicht fortwährend, Onkel! Ich denke, wir wollen uns in Ruhe ausſprechen? — Ich kaufe ein Gut, und er wird's bewirtſchaften — mit aller Pflichttreue!“

„So, ſo! Alſo den Großgrundbeſitzer will er ſpielen? Natürlich in einer feudalen Ecke! — Na, da bereite dich mal immer auf recht einſame Abende vor, denn der Herr v. Uffeln wird ſich ſehr gut mit ſeinen Nachbarn und Standesgenoſſen amüſieren.“

Maria zitterte am ganzen Körper vor Erregung. „Mit ſolchen Redensarten kommen wir nicht weiter! Uffeln will arbeiten — und er ſoll! — Wir haben uns lieb, ſind uns genug! — Du wirſt's erleben!“

„Ja, was soll ich da noch viel reden? Du rennst direkt in dein Unglück. Vielleicht erleb' ich den Zusammenbruch noch. Länger als ein paar Jahre dauert die Herrlichkeit ja doch nicht. Na, und da möcht' ich wenigstens, daß dir der Weg zu mir zurück nicht verbaut ist. Also, ich werde Herrn v. Uffeln empfangen. Was er mir zu sagen hat, ist mir gleichgültig. Aber ich werde ihn ruhig anhören. — Und nun laß mich, bitte, allein, Kind, die letzten vierundzwanzig Stunden haben mich furchtbar mitgenommen!"

Das sah sie. Das Herz wurde ihr weit. Onkelchen machte keine Schwierigkeiten mehr! Der hielt sein Wort — unbedingt! — Nun war's an Heller, zu beweisen, was an ihm war!

Und er würde es beweisen! Zweifel war Frevel!

Da schritt sie auf ihren Onkel zu und drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Wir sind beide Hoffmanns! Und eine Hoffmann werde ich auch als Frau v. Uffeln bleiben! Verlaß dich drauf! — Und ich beweis' das auch jetzt, denn ich stecke nicht den Kopf in den Sand, sondern räum' die Hindernisse weg mit fester Hand, die auf dem Wege liegen, damit ein neues Leben für den beginnen kann, den ich liebhabe. Wenn es sein muß, greif' ich auch zu, daß die Funken sprühen! Paß du nur auf!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Säuglingsheim in Weißensee.

Von Dr. Fr. Parkner.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Man hat unsere Zeit das Jahrhundert des Kindes genannt. Mag diese Bezeichnung nach der Erforschung der kindlichen Seelenregungen und der individuellen Erziehung hin vielleicht anfechtbar sein, so besteht sie zweifellos zu Recht nach der Seite hin, die den Kinderschutz umfaßt. Kleinkinderbewahranstalten, Kinderhorte, Warteschulen, Kindergärten, Kindervolksküchen, Kinderheilstätten, Ferienkolonien — sie alle zielen im Verein mit einer Gesetzgebung, die die gewerbliche Beschäftigung der Kinder im mildernden Sinn zu regeln trachtet, darauf ab, der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes einen förderlichen Schutz angedeihen zu lassen.

Zu diesen lobenswerten Bestrebungen hat sich in letzter Zeit noch eine neue gesellt, die sich die wichtige Aufgabe gestellt hat, im besonderen den Säuglingsschutz wirksam zu erweitern und auszugestalten.

Ihren Anstoß erhielt diese Bewegung von der erschrecklichen Höhe der Säuglingssterblichkeit. Nach den statistischen Erhebungen starben vor Ablauf des ersten Lebensjahres von 100 Lebendgeborenen beispielsweise in Hessen 14,9, in Elsaß-Lothringen 17,2, in Mecklenburg-Schwerin 19,4, in Preußen 20, in Baden 20,5, im Deutschen Reich 20,7, in Württemberg 22,1,

in Bayern 23,9 und in Sachsen 25,7 Kinder. Außerdem wurde festgestellt, daß die Säuglingssterblichkeit im ersten Monat nach der Geburt den größten Prozentsatz erreicht und von da ab allmählich sinkt. Von 23 088 in Berlin geborenen und im ersten Lebensjahr verstorbenen Kindern entfielen auf den ersten Monat nicht weniger als 6847, also fast 30 Prozent der Gesamtzahl.

Am gefährlichsten sind für die Säuglinge, da die Milch als ihre Hauptnahrung durch die sommerliche Hitze leicht den Verdauungsapparat schädigende Zersetzungen erleidet, die Monate Juli und August. In den 287 größten Orten Deutschlands kamen in einem Berichtsjahre von 22 957 verstorbenen Kindern des ersten Lebensjahres 14 632 auf die Monate Juli und August, während für die übrigen zehn Monate nur 8325 Todesfälle berechnet wurden.

Unter den Todesursachen nehmen Störungen der Verdauungstätigkeit die erste Stelle ein. Unter den bereits erwähnten 23 088 Säuglingen Berlins starben an Brechdurchfall, Magenkatarrh und Magendarmkatarrh 9519, an Lebensschwäche 4757 und an Krämpfen 1475.

Derartige Erfahrungen waren es, die dazu antrieben, der Säuglingssterblichkeit Einhalt zu tun durch eine zielbewußte Stärkung des Säuglingsschutzes. Zu den zu diesem Zweck getroffenen Maßregeln gehört die Errichtung von Krippen. In diese Wohlfahrtsanstalten werden die Kinder den Tag über oder auch nur stundenweise gebracht und hier sachgemäß gepflegt, während die Mütter ihrem Erwerb nachgehen können.

Ein anderer Weg wurde eingeschlagen durch die Eröffnung von Milchküchen. In diesen von den Gemeinden unterstützten Milchküchen können die Mütter einwandfreie Milch in trinkfertigen Portionen zu einem

Blick in einen Korridor des Säuglingsheims.

geringen Preis einkaufen. Ein entstehendes Defizit wird durch Zuschüsse der Gemeinde gedeckt.

Ein Krankenzimmer.

Der neueste und umfassendste Fortschritt zu einer wohldurchdachten Pflege der Kinder in gesunden und

Haltung des Kindes beim Einlegen in das Bad.

kranken Tagen ist die Erbauung von Säuglingsheimen, wie ein solches unlängst in mustergültiger Weise in Weißensee ins Leben gerufen worden ist.

Dieses Heim besteht aus einem Säuglingskrankenhaus, einer Milchkuranstalt mit eigener Milchwirtschaft

und einer Säuglingsfürsorge. Außerdem werden in ihr Lehrkurse zur Ausbildung von Säuglingspflegerinnen abgehalten.

Das im ländlichen Stil gehaltene Gebäude, vor dem

Bekleidung nach dem Bade.

sich weite Rasenflächen hinziehen, erweckt mit seinem runden, turmartigen Vorbau, seinen Satteldächern und seinen hohen, lichten Fenstern einen äußerst gefälligen Eindruck. Noch wohltuender aber wird der Besucher berührt, wenn er das Innere betritt und hier höchste gesundheitliche Zweckmäßigkeit mit künstlerischem Geschmack vereinigt findet. Wahre Schmuckkästen sind beispielsweise die Korridore, von denen die Türen zu den einzelnen Abteilungen abgehen. In hellen Farben

gehalten, sind die Plafonds durch anmutige Malereien belebt, und sogar an Blumenschmuck fehlt es nicht. Eine zierliche Vignette umrahmt die Nummer einer jeden Krankenstube. In die Korridorwände sind die Wäscheschränke eingelassen. Durch eine Glastür kann man alle die netten Sächelchen bewundern. Sie können von den Krankenzimmern aus den Schränken entnommen werden, so daß das Bedienungspersonal die Krankenstuben nicht zu betreten braucht.

Wird ein krankes Kind in die Anstalt gebracht, so

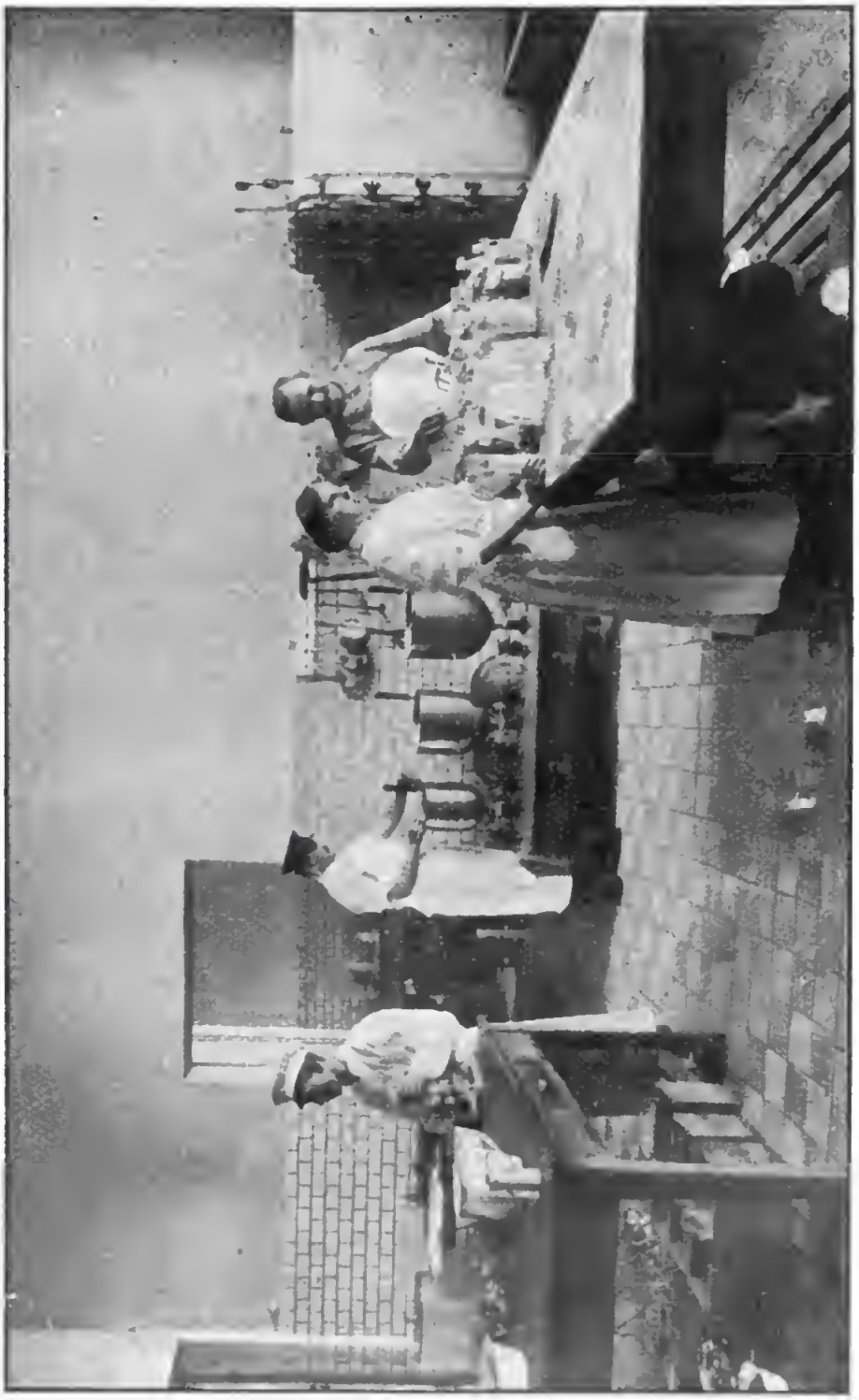
Binden der Windeln bei Babys über ½ Jahr.

erfolgt im Aufnahmezimmer durch einen der Ärzte eine genaue Untersuchung und Protokollierung des Befundes. Je nach der Krankheit, ob ansteckend oder nicht, wird der kleine Kranke dem betreffenden Krankenzimmer zugeteilt.

In jedem der Krankenzimmer, die einer Reihe von Pflegerinnen unterstehen, herrscht peinlichste Sauberkeit. Alles, was dazu dienen könnte, Staub zu entwickeln oder ihn festzuhalten, ist bei der Einrichtung vermieden worden, so daß die gründliche Reinigung in kurzer Zeit ausgeführt werden kann. Je zwei Krankenzimmer sind durch Glaswände von einem gemeinsamen Baderaum getrennt. Bei dem täglichen Rundgang durch den Leiter der Anstalt und seine Assistenten wird das Befinden der Säuglinge eingehend geprüft und der Pflegerin die angemessene Behandlung und Pflege ihres Schützlings aufgetragen.

Die Verabreichung der Reinigungsbäder geschieht in streng vorgeschriebener Weise sowohl nach Temperatur als auch nach der Dauer. Die Pflegerinnen sind von den Ärzten darin geschult, wie sie die Kinder beim Einlegen in das Bad zu halten haben, wie diese mit den Hemdchen zu bekleiden sind und wie sie mit den Windeln umwickelt werden müssen, so daß sie ihren Zweck erfüllen, dabei aber nicht den kindlichen Körper beengen und durch Druck belästigen.

Wie schon erwähnt, besitzt die Anstalt eine Milchkurabteilung mit eigener Milchwirtschaft. Bei der Bedeutung der Milch für die Ernährung der Kinder ist diese Einrichtung von höchstem Wert. Die Kühe, die gehalten werden, sind sorgfältig auf Perlsucht untersucht, damit nicht etwa durch Bazillen die Tuberkulose auf die Kinder übertragen werden kann. Von Zeit zu Zeit wird den Kühen ein Bad verabfolgt, indem sie abgespritzt werden. Ebenso wird das Euter auf das sorgfältigste gereinigt, da sich hier leicht Bakterien ansiedeln, die als Erreger der Sommerdiarrhöe der Säuglinge und der Darmentzündung anzusehen sind. Das Melkpersonal muß sich der größten Sauberkeit befleißigen,



Die Milchküche.

und die Melkgefäße werden zur Verhinderung der Milchsäuregärung bei 150 bis 160 Grad Celsius sterilisiert.

Das Untersuchungszimmer in der Säuglingsfürsorge.

In der Milchküche läßt man die Milch zur Abscheidung etwaiger Verunreinigungen, die trotz aller Vorsicht beim

Melken in die Milch geraten sein könnten, durch Milchreiniger mit eingelegtem sterilisierten Wattefilter fließen und kühlt sie dann durch den Milchkühler unter Verwendung von Sole auf 2 bis 5 Grad Celsius ab. Die gekühlte Milch wird in sterilisierte Flaschen gegossen und luftdicht verschlossen. Diejenigen Flaschen, die nach außen hin abgegeben werden, werden plombiert. In der Milchküche erfolgt außerdem die Zubereitung der übrigen Kindernährmittel.

Die angegliederte Kinderfürsorge hat den Zweck, ratbedürftige Mütter in der Behandlung ihrer Lieblinge zu unterstützen. Es werden dreimal wöchentlich Sprechstunden abgehalten, zu denen sich die Mütter mit ihren Kindern einfinden. Über jedes zum ersten Male vorgezeigte Kind wird eine Untersuchungskarte angelegt. Sie ist bei den weiteren Besuchen mitzubringen, so daß sich die Ärzte über inzwischen eingetretene Veränderungen leicht unterrichten können. Gleichzeitig werden den Müttern die entsprechenden Ratschläge für die erforderliche Behandlung der Kinder erteilt, deren Ergebnis bei der nächsten Untersuchung auf die sachgemäße Ausführung hin geprüft wird.

In der Pflegerinnenschule endlich werden die jungen Damen, die sich der Säuglingspflege widmen, durch von den Ärzten abgehaltene Kurse mit der Abwartung, der Ernährung und der Krankheitsbehandlung der Säuglinge allseitig vertraut gemacht, damit sie sowohl in der Anstalt als auch in den Familien ihre Obliegenheiten sachgemäß und zum Heil ihrer kleinen Pfleglinge zu erfüllen imstande sind.

Regenidylle.

Novelle von Rudolf Kleinecke.

(Nachdruck verboten.)

Eine halbe Wegstunde vom Dorfe stromauf liegt ein einsames Gasthaus am Donauufer. Ein plumper, klobiger Bau, der schon oft die Wellen des Stromes an seine Mauern brausen gehört hat. Mit der Rückseite lehnt sich das Haus an die Bergwand, mit der Vorderseite, die in der gleichen Höhe des rückwärtigen Erdgeschosses ein Stockwerk trägt, kehrt es sich der Straße zu. Und nur die Straßenbreite trennt es noch von den Fluten des Stromes.

Das Haus ist mit guter Berechnung gerade an dieser Stelle aufgerichtet worden. Ein Stück weiter stromab stellt sich ein trotziger Fels dem brausenden Wasser in den Weg und zwingt es zu einem weiten Bogen. So bildet sich dort eine Rückstauung, und die Wellen fließen vor dem alten Hause in sanftem Zuge ein Stück stromauf. Dadurch ist es bei jedem Hochwasser vor Gefahr gesichert, und die Uferstelle bildet einen idealen Landungsplatz für die Flößer, wenn sie auf der Talfahrt, die sie oft bis ins ferne Ungarn führt, kurze Rast halten wollen. Im Herbste kann man oft das verschiedenartigste „Stromfuhrwerk“ hier verankert liegen sehen: die aus mächtigen Waldstämmen gezimmerten Flöße, die seltsam gebauten, mit Granitwürfeln beladenen „Steingamsen“ oder die ebenso seltsam gebauten „Traumer“,

Digitized by Google

die seit Jahrhunderten das edle Salz aus den Sudwerken des Salzkammergutes auf dem natürlichen Wasserwege in die weite Welt verfrachten.

In den schönen Tagen des Sommers aber ist's meist recht still um das alte Haus. Wellenrauschen, Amselschlag und Finkenruf — und darüber das Schweigen des Waldes, der Zauber der Einsamkeit. Weitab liegt die Gegenwart mit ihrem hastenden Getriebe. Man würde sich kaum verwundern, käme plötzlich ein Fähnlein reisiger Gesellen das stille Sträßchen dahergezogen. Fernab schweifen die Gedanken — zurück in die Zeit, da die wilden „Hunde von Chuenring" noch von ihrer Felsenburg Aggstein aus wanderndes Krämervolk brandschatzten, wo die Ruine Dürrenstein noch die stolze Feste war, vor der Blondel sein Lied sang, als er seinen gefangenen König Richard Löwenherz befreien wollte ...

In den Sommertagen des durch seine Regengüsse und Überschwemmungen denkwürdigen Jahres sah man zu bestimmten Tageszeiten immer zwei Menschen unter den breitästigen, zu der alten Gastwirtschaft gehörenden Nußbäumen sitzen. Gleich neben dem Hause, im Gärtchen an der Kegelbahn, nahm ein blondhaariges Fräulein seine Mahlzeiten ein. Die Wirtsleute wußten nur, daß sie Lehrerin war und Klara Wiesinger hieß. Im übrigen hatten sie nicht viel Verkehr mit ihr, denn das blonde Fräulein streifte meist mutterseelenallein im Walde umher, und wenn sie daheim war, war sie immer vollauf beschäftigt mit einer Schreiberei, einem Buche oder irgend einer Handarbeit. Daß sie, außer den Mahlzeiten, je auch nur die kleinste Dienstleistung gewünscht oder gefordert hätte, war während der zwei Wochen, die sie nun schon hier der Erholung lebte, noch kein einziges Mal der Fall gewesen.

Ja, das hatte Klärchen Wieſinger von ihrem Vater gelernt: auf eigenen Füßen ſtehen! Von niemand etwas verlangen — keinem zu Dank verpflichtet ſein! Der Mann mußte trübe Erfahrungen gemacht haben in ſeinem arbeitsreichen Leben, daß er ſeinem einzigen Kinde den Satz wie ein letztes Vermächtnis mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Und Klärchen mußte den Satz wohl für richtig befunden haben, weil ſie gar ſo ſtreng und faſt eigenſinnig daran feſthielt. Oder ſie hatte wohl auch ſchon ſelber ihre bitteren Erfahrungen gemacht. Sonſt wäre der trotzige Zug in dem weichen, ſanften Mädchengeſichte ſo wenig zu deuten geweſen wie der ſtrenge Ernſt, der manchmal ihre lachenden Kinderaugen überſchattete.

Als Doktor Hermann Schöne, der andere Sommergaſt des alten Hauſes, Klärchen zum erſten Male auf ihrem Platze unter den Nußbäumen hatte ſitzen ſehen, hatte er verwundert auf ſie hingeſchaut wie auf etwas nicht hierher Gehöriges, erzürnt faſt, wie auf etwas Störendes. Kaum daß er zu flüchtigem Gruß den Hut gelüftet, dann war er auf ſeinen gewohnten Platz gegangen, der von Haus und Nebengärtchen durch die Kegelbahn getrennt war, hatte ſich zum Mittageſſen geſetzt und hatte ſich, wie es ſeine Gewohnheit war, auch während des Eſſens in irgend eine gelehrte Abhandlung vertieft. Die Blonde da vorn hatte er ſchon beim erſten Gang der Mahlzeit, beim erſten Satz ſeiner Lektüre wieder vergeſſen.

Du lieber Gott, was war dem gelehrten Herrn Doktor Schöne denn überhaupt ein weibliches Weſen! Aus beſcheidenſten, ärmlichſten Verhältniſſen ſich nur durch eigenes Wollen, durch eigene Kraft emporringen zu einer leitenden Stellung im Reiche der Wiſſenſchaft — da hat einer nicht viel Zeit, an die ſogenannte beſſere

Hälfte der Menschheit zu denken! Und die wenigen Exemplare der Gattung, mit denen er zufällig in Berührung gekommen, waren eben auch nicht danach angetan, sein Interesse für das Ewigweibliche zu fördern. Auf der einen Seite unreife Gänschen und besorgte Mütter, die in ihm nur das sehnlichst begehrte Objekt ihrer ehefreundlichen Bemühungen erblickten, auf der anderen fürchterlich ernst tuende Damen und Dämchen, die bei all ihren wissenschaftlichen Bestrebungen immer nur das eine Ziel, die Gleichberechtigung der Frauen, vor Augen zu haben schienen. „Weiber, die einen Mann suchen", nannte Doktor Schöne höchst geringschätzig die einen, und „Weiber, die das Weib in sich selbst nicht finden können", die anderen. Oder, wenn er besonders schlechter Laune war, nur kurz: „Sorte Nummer eins" und „Sorte Nummer zwei". Eine dritte gab es für den gelehrten Herrn einfach nicht.

Als er das erste Mal an Klärchen Wiesinger vorbeischritt, war er daher mit seinem Urteile schnell fertig. „Blonde Zöpfe, blaue Augen und eine Häkelarbeit dazu: Sorte Nummer eins." Damit war der Fall für ihn erledigt. Und da Fräulein Klärchen an jenem Vormittage auch die Arbeit nur aus alter Gewohnheit in den Händen hielt, dabei aber müßig und voll seligen Genießens in die blauen Weiten des Stromtales und der Waldberge hinausträumte, blieb der vorübergehende Herr, dessen kurzen Gruß sie ebenso kurz und gedankenlos erwiderte, gerade so Luft für sie wie sie für ihn.

Und zwei Wochen vergingen, ohne daß Klärchen Wiesinger für Doktor Schöne oder Doktor Schöne für Klärchen Wiesinger auf der Welt gewesen wäre.

Da kamen die Regentage — trüb, feucht, langweilig. Kein reinigendes Gewitter mit leuchtenden

Blitzen und krachenden Donnerschlägen — ein ununterbrochen gleichförmiges Geriesel und Geplätscher nur, das einesteils einschläfernd wirkte, anderenteils durch seine ewige Gleichförmigkeit die Nerven aufregte. Die Feuchtigkeit drang durch Türen und Fenster, sie kroch durch die dicken Mauern des alten Hauses und verdarb den Bewohnern Stimmung und Laune.

„Zum Kuckuck!“ brummte Doktor Schöne verdrossen vor sich hin. „Ich muß doch irgendwo und irgendwann in meinem Leben schon ein Regenwetter mitgemacht haben? Daß mir nie auffiel, wie geisttötend so ein Geplätscher wirken kann!“

Er wollte sich noch tiefer in seine Studien versenken und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Aber so oft er einen Satz zu lesen oder einen Gedanken zu verfolgen begann, sauste ein Wassersturz die Dachrinne herab und riß ihn unbarmherzig aus seinen schönsten Gedanken heraus. Da packte er die Bücher und Schriften zusammen und warf sie verdrossen in die Lade. Und weil ein Mensch, der von frühester Jugend an stete Arbeit gewöhnt ist, doch nicht einen Tag lang ohne jede Beschäftigung sein kann, verfiel Doktor Schöne auf etwas, an das er in den bisherigen sonnenheiteren Tagen noch nie gedacht hatte: er verfiel auf die bei seinen Lebensgewohnheiten etwas ungewöhnliche Idee, einen Spaziergang zu unternehmen.

Die Kapuze seines Wettermantels über den Kopf gezogen, trat er ins Freie, stapfte im strömenden Regen durch den Kot der Landstraße und fand, daß das Spazierengehen eigentlich gar nicht die dumme Sache sei, für die er es bislang immer gehalten. Da konnte man ja den verwickeltsten Problemen besser nachsinnen als bei dem Stillesitzen im Zimmer, wo von zehn zu zehn Sekunden immer der verwünschte Wassersturz die

Dachrinne herabgebraust kam! Auf die Schönheit der Landschaft hatte er dabei nicht im geringsten acht. Er merkte nicht einmal, daß er längst von der breiten Landstraße in ein enges Seitental eingebogen war, in dem das Sträßchen immer mehr zu einem schmalen Waldsteige zusammenschrumpfte. Erst als seine Füße auf dem glitscherigen Boden plötzlich den Halt verloren, kam es ihm zum Bewußtsein, daß es außer wissenschaftlichen Problemen auch noch andere Dinge auf der Welt gibt, um die sich zu kümmern manchmal notwendig und nützlich ist. Aber da war die Erkenntnis schon zu spät. Wie ein Pfeil schossen die eigenen Füße unter dem Leib weg, und halb sitzend, halb liegend rutschte der arme Doktor der Philosophie den Berghang hinab und wäre unten unfehlbar in das kalte Wasser des angeschwollenen Baches gesaust, wenn nicht im letzten Augenblick eine energisch zufassende Hand seiner unfreiwilligen Fahrt ein anderes Ziel gegeben hätte.

So saß er nun, von oben bis unten mit Lehm beschmiert, im nassen Waldmoos und — schämte sich. Und undankbar, wie die Menschen nun einmal sind, dachte er: „Was hat denn diese Gans bei dem Regenwetter da im Walde zu suchen?“ Dann schämte er sich aber doch auch ein wenig seiner Undankbarkeit, schlenkerte sich zuallererst einmal die beschmutzten Hände im Bachwasser rein und trat dann vor Fräulein Klärchen hin, um ihr für die unerwartete Hilfeleistung zu danken.

Herr Doktor Schöne, als gebildeter Mann, hat da wahrscheinlich eine sehr wohlgesetzte Rede gehalten, und Fräulein Klärchen, als diplomierte Lehrerin, hat gewiß ebenso höflich und verbindlich geantwortet — verstanden aber hat eines vom anderen nicht ein Wort.

Das sonst so zahme Waldbächlein war durch die Regengüsse der letzten Tage zum brausenden Wildwasser angeschwollen, das bei dem Sturz über die Steinbrocken solch ein Getöse verursachte, daß Doktor Schöne ganz unvermittelt seine Gymnasialzeit in Erinnerung kam, in der er noch Gedichte gelesen hatte. „Und es wallet und siedet und brauset und zischt, wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt ...“

Hier aber war weder der Ort, schöne Reden zu halten, noch der Ort, Gedichte zu rezitieren. Er sprach zwar, um nur über das Lächerliche der Situation hinwegzukommen, immer noch auf Fräulein Klärchen ein, er sah auch, wie diese einige Male den Mund bewegte, also wahrscheinlich ebenfalls irgend etwas Unhörbares sprach — im übrigen aber lugte er aufmerksam nach allen Seiten aus, um nur endlich die Fortsetzung dieses verwünschten Weges entdecken zu können.

Da bewegte die „Gans“ wieder den Mund und deutete mit der Hand nach dem Wildwasser. Wahrscheinlich sagte sie: „Hier geht's derzeit nicht weiter.“ Dann deutete sie nach der Stelle, über die Herr Doktor Schöne vor fünf Minuten so unglaublich rasch herabgesaust war, und es schien, als würde sie sagen: „Da müssen wir wieder zurück.“

Den Herrn Doktor überfiel ein gelindes Grauen. Herab war's ja allerdings sehr rasch gegangen. Aber hinauf? Und noch dazu vor den Augen dieses Mädels, das nichts Gescheiteres zu tun hatte, als bei solchem Teufelswetter im Walde umherzustreifen! Doktor Schöne fand, daß das Spazierengehen denn doch die dumme Sache wäre, für die er es bislang immer gehalten.

Zum Glück war die junge Dame wenigstens selbständig genug, seiner Hilfe nicht zu bedürfen, und so

zartfühlend dabei, daß sie sich überhaupt nicht um seine bergsteigerischen Fähigkeiten kümmerte. Entschlossen wandte sie sich der bedenklichen Stelle zu, faßte da ein Fichtenstämmchen, dort einen Haselnußbusch, um sich daran emporzuziehen, und war fast ebenso schnell oben, wie Doktor Schöne vorhin hinuntergesegelt war.

Keuchend folgte er ihr nach und schritt, oben angelangt, schweigsam hinter ihr drein. Erst auf dem Waldwieslein, wo der Fußsteig Raum genug bot für zwei Personen, trat er wieder an ihre Seite.

„Nicht wahr," sagte die Blonde und sah mit glänzenden Augen unter ihrer Kapuze in die graue Regenlandschaft, „der Wald ist auch bei solchem Wetter schön? Dieses Glitzern und Schimmern trotz der halben Dunkelheit! Und diese zarten Schleier, die der Regen über jeden Baum und Felsen breitet! — Ich habe nie verstehen können, warum die meisten Menschen immer nur bei Sonnenschein im Walde herumlaufen. Aber freilich — ich glaube, diese Sorte weiß seinen Zauber auch beim hellsten Sonnenschein nicht zu fassen!"

Doktor Schöne gab sich einen Ruck. Was erlaubte sich denn das dumme Gänschen da? Meinte sie vielleicht ihn mit „dieser Sorte"? Schon war er im Begriff, ihr eine zurechtweisende Antwort zu geben, da fiel es ihm aber noch rechtzeitig ein, daß er wohl die Schönheitsschätze unzähliger Museen und Kunstsammlungen mit heißem Bemühen studiert hatte, daß es ihm aber noch kein einziges Mal in den Sinn gekommen war, eine Landschaft auf ihre Schönheit hin ins Auge zu fassen. Weder bei Regenwetter noch bei Sonnenschein. Er brummte daher nur einiges Unverständliche vor sich hin und suchte durch die angelaufenen Gläser seiner Brille die gerühmten Schönheiten vielleicht jetzt einmal

entdecken zu können, sah aber nichts als tropfende Bäume, eine nasse Wiese und darüber die trüben Fetzen regenschwangeren Gewölks.

„Das hier ist überhaupt mein Lieblingsplätzchen," fuhr die Blonde fort, ohne sich um sein unverständliches Gebrumm zu kümmern. „Dort auf dem Hang" — sie zeigte mit dem Finger hin, aber was dort für gewöhnlich Merkwürdiges wäre, erfuhr der Herr Doktor nicht mehr. Denn im selben Augenblick hörte man von dort oben ein sonderbares Gluckſen und Gurgeln, der Rasen wölbte sich buckelförmig empor, und mit einem Male schoß ein mächtiger Wasserstrahl aus dem Boden hervor. Klatschend fielen die nassen Erdmassen wohl zwanzig Schritte in der Runde umher, und die schmutzigen Wellen eines neugeborenen Baches stürzten in wildem Lauf den Hang hinab, um sich unten mit den gischtenden Wassern des alten Baches zu vereinen.

Mit angehaltenem Atem hatte die junge Lehrerin das merkwürdige Schauspiel verfolgt, dann, als alles wieder zur Ruhe gekommen war und nur das neu entsprungene Bächlein noch in eilfertigem Lauf über den Hang der Waldwiese eilte, hatte sie sich still abgewendet und schweigsam ihren Weg fortgesetzt.

Auch Doktor Schöne mußte sich nun eingestehen, daß es neben Museen und Galerien auch in der Natur so manches gäbe, was des Ansehens wert wäre. Und so manches — wenn nicht alles — an dem er bislang blinden Auges vorübergegangen war. Nur ärgerte er sich dabei ein wenig, daß erst dieses blonde Gänschen hatte kommen müssen, um ihm die Augen zu öffnen.

Seine Laune wurde auch in nichts gebessert, als er wieder in seinem Zimmer saß, ohne Stimmung zur Arbeit finden zu können, und nichts mit sich und der Welt anzufangen wußte, als durch die regennassen

Fensterscheiben auf die trüben Fluten des angeschwollenen Stromes hinauszublicken. Weiß Gott, das kleine Wässerchen, das sich auf der Waldwiese durch Gestein, Erdreich und Rasen seinen Weg ins Freie gebahnt, hatte ihm einen besseren Begriff von der Schönheit der Natur, einen größeren Respekt vor ihrem machtvollen Walten beigebracht als der breite Strom, der da in ewigem Gleichmaß Welle auf Welle weiterwälzte. Eine trübe, graue Fläche von einem Ufer zum anderen, kaum unterbrochen von einer ab und zu höher aufgischtenden Welle.

„Langweilig!“ brummte der Doktor und wandte sich ärgerlich vom Fenster ab.

Später wurde es aber doch interessant. Das Hochwasser mußte bereits den großen Holzlagerplatz überflutet haben, auf dem — eine Wegstunde stromauf — das Scheitholz aufgestapelt liegt. Nun trug das Wasser die Scheite reißend schnell mit sich, sie bald in tollem Wirbel drehend, dann untertauchend und wieder emporschnellend, als wären es dünne Späne, und eine Viertelstunde lang war von einem Ufer bis zum anderen nichts zu sehen als das treibende, wirbelnde Holz.

Da stand nun der junge Gelehrte am Fenster und suchte in Zahlen zu fassen, welch ungeheures Vermögen der Strom da entführte. Aber er kam auch mit diesem einfachen Problem nicht ins reine. Denn unten am Ufer stand der Hauswirt und spießte mit einem langen Feuerhaken die treibenden Hölzer an, um sie dann mit einem starken Schwunge auf die Straße zu schleudern, die schon selber halb vom Wasser überflutet war. Und auf der Straße stand „das blonde Gänschen“, ganz vermummelt in ihren unförmigen Wettermantel, und zog das geborgene Holz vollends ins trockene.

„Scheint doch nicht zu Sorte Nummer eins zu ge-

hören," sagte Doktor Schöne zu sich selber. „Waldspaziergänge bei Regenwetter, Holzflößen — wird eher Nummer zwei sein: eine, die das Weib in sich nicht finden kann und es deshalb uns Männern gleichtun will!"

Und „so eine" wollte ihm, dem Doktor der Philosophie, Vorträge halten über die Schönheit in der Natur, daß er dabeistehen mußte wie ein Schulbube, der seine Aufgabe nicht gelernt hat! „Hol der Kuckuck alle Weiber!" brummte er verdrossen vor sich hin und machte noch einen letzten verzweifelten Versuch, sich wieder in seine gelehrten Probleme hinüberzuretten.

Unter gewissen Umständen und Voraussetzungen erweisen sich aber blonde Haare, blaue Augen und tröpfelnde Dachrinnen ungleich stärker als das festeste Vornehmen eines an Denkarbeit gewöhnten Männerkopfes.

Als Doktor Schöne zu dieser traurigen Erkenntnis gelangt war, wußte er auch, da gibt es nur ein einziges Mittel dagegen — schleunigste Flucht.

„Herr Wirt," sagte er daher nach dem Abendessen, „geben Sie mir meine Rechnung. Ich reise morgen ab."

Aber der Hausvater lachte ihm ins Gesicht. „Abreisen? Bei dem Wetter? Ja, wohin denn?"

Und der arme Doktor erfuhr zu seinem Schrecken, daß der Schiffverkehr infolge des Hochwassers seit Tagen schon eingestellt war und daß auf dem diesseitigen Ufer eine Rückkehr zur Stadt nur mehr zu Fuß auf tagelangen Umwegen möglich sei. Und er erfuhr ferner, daß auch der Bahnverkehr am jenseitigen Ufer durch eine Dammrutschung unterbrochen war und daß es überhaupt Wahnsinn sei, unter den gegebenen Verhältnissen an eine Kahnfahrt über den reißenden Strom zu denken.

„Dann quartiere ich mich unten im Dorfe ein," entschied der Doktor.

Der Hausvater meinte schmunzelnd und achselzuckend: „So probieren S' halt Ihr Glück!“

Es regnete immer noch in Strömen, als sich Doktor Schöne am nächsten Morgen aufmachte, um über die nassen Wiesen und aufgeweichten Äcker auf weiten Umwegen ins Dorf zu gelangen. Doch hatte er seinen Gang umsonst getan. Die Bewohner der tiefer liegenden Häuser hatten ihre Heimwesen vor den steigenden Wassern räumen müssen, und so gab's in den höher gelegenen kein Winkelchen, das nicht mit allem möglichen Hausrat verstellt war, kein Gemach, das nicht schon von soundsoviel Menschen geteilt werden mußte. Für einen ruhebedürftigen Gelehrten war nirgends ein Plätzchen frei.

„Fatum nannten es die Alten!“ brummte Schöne vor sich hin, als er nach einer Stunde vergeblicher Wohnungssuche seinen nassen Heimweg antrat. „Und ob man's Fatum nennt oder einfach Pech — es ist dasselbe und muß getragen werden. Und schließlich müssen sich die Wasser ja doch endlich einmal auch wieder verlaufen.“

Vorderhand machten aber die Wasser gar keine Miene, es zu tun. Weder diesen Tag, noch den nächsten, noch all die kommenden Tage. Die fielen in Strömen vom Himmel, die leckten von der Donau herauf immer höher und höher, rieselten in den Hausflur der alten Gastwirtschaft und rieselten die Kellerstiege hinab, bis der Keller gefüllt war, drangen durch die Türen der unteren Gemächer und fluteten schließlich zu den Fenstern aus und ein.

Wie eine Insel im Ozean lag das alte Haus vom Wasser umflutet. Gerade daß noch auf der Bergseite ein Zugang offen blieb. Und die Bewohner hatten das alles kommen sehen und hatten doch nichts getan,

um dieſer Gefangenſchaft zu entgehen. Doktor Schöne und Fräulein Wieſinger, weil ſie eben nichts tun konnten, die Wirtsleute, weil ſie wußten, daß keine Gefahr für das alte, feſte Haus beſtand. Es war ja nicht das erſte Hochwaſſer, das ſie hier erlebten. Nur daß es ſo arg würde, hatten ſie nicht geahnt, ſonſt hätten ſie ihre Sommergäſte aufmerkſam gemacht und ziehen laſſen, ſolange noch die Möglichkeit dazu vorhanden geweſen.

Fräulein Wieſinger betrachtete übrigens die Sache von der beſten Seite. Für ſie war das Ganze ein „Erlebnis“. Sie half den Leuten die Fäſſer im Keller ſtützen, daß das Waſſer nicht die Gebinde in die Höhe höbe und dadurch das Haus gefährde, ſie half ihnen das Vieh aus den Ställen ziehen und auf den Berg treiben, wo es beim Nachbar Lahnhofer in Koſt und Quartier gegeben wurde. Sie half die Einrichtungsgegenſtände aus den unteren Zimmern in das obere Stockwerk ſchaffen, und ſie half der Wirtin, als auch dieſe mit ihren Küchengerätſchaften zum Lahnhofer auf den Berg überſiedeln mußte. Ihren trotzigen Wahlſpruch: „Auf eigenen Füßen ſtehen! Von niemand etwas verlangen, keinem zu Dank verpflichtet ſein!“ ſchien ſie eben ausſchließlich auf ihre eigene Perſon anwenden zu wollen. Andere mochten ruhig auf ihre Hilfe bauen. Oder war ihr im Drange der Ereigniſſe die Erkenntnis aufgedämmert, daß der Menſch trotz all und alledem ein „geſelliges Tier“ iſt, und daß ihrem ſtolzen „Auf eigenen Füßen ſtehen!“ mildernd und ergänzend ein anderes Wort gegenüberſteht, das ſchöne Wort: „Einer für alle — alle für einen!“ —

Doktor Schöne war ſchlimmer daran. Die Fortführung ſeiner geiſtigen Beſchäftigung hatte er als vollkommen ausſichtslos für die nächſte Zeit aufgegeben, für die Arbeiten aber, bei denen Fräulein Klärchen

mithalf, fühlte er weder Neigung noch Talent. So ſtand er denn meiſtens den Leuten im Wege und war ſchon dankbar, wenn eines oder das andere ſich Zeit nahm, ein paar Worte mit ihm zu plaudern.

Zwei Stunden waren aber doch, auf die er ſich Tag für Tag freute. Die Stunde des Mittageſſens und die Stunde nach der Abendmahlzeit. Dem Zwang der Verhältniſſe folgend, hatte die Wirtin, ſobald die unteren Räumlichkeiten des Hauſes unbewohnbar geworden waren, für die beiden Sommergäſte im oberen Tanzſaale den Tiſch gedeckt. Und — da der ganze Raum mit den hier geborgenen Einrichtungsgegenſtänden vollgepfropft war — wirklich nur einen Tiſch. Da ergab es ſich dann ganz von ſelbſt, daß während des Eſſens über alles mögliche geſprochen wurde, und ſo klug wußte Fräulein Klärchen dabei ihre Anſichten geltend zu machen, daß der Doktor eine förmliche Hochachtung vor ihr bekam und ſich nebenbei einige Male auch weiblich ärgern mußte, wenn er ihr bei manchem Thema wieder gegenüberſitzen mußte „wie ein Schulbub, der ſeine Aufgabe nicht gelernt hat“.

Aber — das Zeugnis konnte er ihr nicht verſagen — wo er ſelbſt ſich mit ſeiner Anſicht im Rechte wußte, ging ſie auch gern auf ſeine Beweisgründe ein und ließ ſich willig überzeugen. So daß ſich der Doktor manchmal verwundert fragte, was denn das wohl eigentlich für ein ſonderbares Geſchöpf ſei. Verſtändig denkend und logiſch folgernd wie ein Mann und dabei doch ſo echt weiblich in ihrem ganzen Gehaben — weder „Sorte Nummer eins“, noch „Sorte Nummer zwei“.

Sollte es doch noch eine ihm bislang unbekannt gebliebene dritte Sorte weiblicher Weſen geben?

Die zweite Stunde, auf die ſich Doktor Schöne immer freute, war der Muſik geweiht. Sobald das

Abendeſſen vorüber war, holte Fräulein Klärchen die alte Zither hervor, die ſie in einem ſtaubigen Winkel des Tanzſaales gefunden hatte, und begann mit ihren zarten Fingern allerhand Tänze und Lieder zu ſpielen. Manchmal kam ſogar der Knecht, der zur Betreuung des Viehes zum Lahnhofer übergeſiedelt war, eigens dieſer Produktion zuliebe vom Berge herab und tanzte mit der jungen Kellnerin zwiſchen all den im Wege ſtehenden Kiſten und Kaſten einen gemütlichen Ländler — manchmal ſang auch der Hausvater luſtige Gſtanzeln und Schnaderhüpfeln dazu. Und Doktor Schöne, der ſo etwas noch nie geſehen und gehört, ertappte ſich manchmal bei einem lauten Auflachen, über das er ſelber erſchrak. Hatte er ſich doch im Leben nie gedacht, daß man bei ſolchem Wetter ſo luſtig ſein könnte! Daß man überhaupt ſo luſtig ſein könne!

Das Schönſte kam aber immer am Schluſſe. Wenn die Laune des Hausvaters gar zu übermütig und ſeine Gſtanzeln dadurch gar zu urwüchſig werden wollten, brach Fräulein Klärchen plötzlich die luſtigen „Waldbäuriſchen“ ab und leitete langſam über in eine jener einfachen, gemütvollen Weiſen, wie ſie zu Hunderten in unſerem Volke leben. Und ſang mit einer klaren, warmen Stimme das Lied dazu. Die Wirtin ſummte in ihrem tiefen Alt mit, und der Wirt brummte den Baß. Das geht ſo bei den Bauern von ſelber — ohne Schulung, ohne Noten.

Nur der Herr Doktor konnte nicht mittun. Der ſaß mäuschenſtill auf ſeinem Platz, ſah unverwandt auf die zupfenden Finger der Lehrerin und wagte kaum Atem zu holen. Kein rauſchendes Konzertſtück, keine tiefgründige Sinfonie hatte noch ſolchen Eindruck auf ihn gemacht als dieſes ſtille Singen der einfachen Volkslieder in dem dämmerigen Raume. Und er

wünſchte jedesmal, es möchte dieſer Abend kein Ende nehmen und es möchte regnen und regnen, immerzu ...

Ein Teil ſeines Sehnens ging ja in Erfüllung: es regnete wirklich immerzu. Das Hochwaſſer wollte nicht fallen.

Eines Vormittags brachte der Knecht eine Schreckensbotſchaft ins Haus. Die Wirtin war, als ſie zum Lahnhofer ging, um für ihre Sommergäſte das Eſſen zu bereiten, auf dem glitſcherigen Berghange ausgerutſcht, hatte ſich den Fuß verſtaucht und mußte nun da droben im Bauernhauſe im Bette liegen, weil ſie unfähig war, einen Schritt zu tun.

Und gerade heute hatte man auch die Kellnerin zur Hilfeleiſtung bei einer erkrankten Verwandten ins Dorf abberufen! Da fragte nun der Wirt mit einer jämmerlichen Miene, was den Herrſchaften wohl lieber wäre — etwas Kaltes zu Mittag oder eine Milchſuppe, die ihnen die Lahnhoferin herrichten könnte. Oder ob vielleicht er, der Wirt, probieren ſolle, das Fleiſch, das im Hauſe war, zu braten. Können täte er's freilich nicht recht, aber —

Fräulein Klärchen befreite ihn von ſeinen bangen Sorgen. „Wenn nur der armen Wirtin nichts Ernſteres geſchehen iſt!“ ſagte ſie. „Da iſt und bleibt das beſte Mittel: Ruhe — und kalte Umſchläge. Gehen Sie ſofort zu ihr hinauf und legen Sie ihr naſſe Tücher auf. Mit dem Kochen will ich ſchon fertig werden. Ich bring' ihr dann zu Mittag eine kräftige Suppe hinauf.“

Doktor Schöne riß Mund und Augen auf. „S i e wollen kochen?“ rief er, als ſei dieſes Vorhaben die merkwürdigſte von allen Merkwürdigkeiten, ſo er in den letzten Tagen in dieſem Hauſe erlebt.

„Warum nicht?“ gab Fräulein Klärchen lachend zur

Antwort. „So gut wie die Suppe der Lahnhoferin wird's immer noch werden. Sie brauchen keinerlei Angſt um Ihren Gaumen oder Magen zu haben.“ Und ernſter fügte ſie hinzu, wobei wieder der ihr eigene, ſtolze, trotzige Zug die eben noch lachenden Lippen umſpielte: „Ich bin gewohnt von Jugend auf, mich in jede Lage finden zu können und jede Arbeit ſelbſt zu tun. Das hat mich mein Vater gelehrt: durch eigenes Wollen und Können unabhängig zu ſein von den anderen Menſchen.“

Hätte Doktor Schöne einen Hut auf dem Kopfe gehabt, er hätte ihn in dieſem Augenblick abgenommen und ſich tief verneigt vor ſolch ſtolzem Selbſtbewußtſein eines jungen Mädchens, das weder zu der gefürchteten Sorte Nummer eins noch zu der verabſcheuten Sorte Nummer zwei gehörte. Da er aber barhäuptig vor ihr ſtand und auch nicht gleich das rechte Wort zum Ausdruck ſeiner Bewunderung fand, ließ er den Hausvater für ſich ſprechen.

Der hatte, gleich nachdem ihm die Gewißheit geworden, daß ſeine eigene werte Perſon nicht in Mitleidenſchaft gezogen würde, ſeinen Humor wieder gefunden und meinte nun ſchmunzelnd: „Sonſt hat er Ihnen nix g'lernt, der Herr Papa? Da werden S' nit weit ſpringen damit. Schau'n S', wann ich Ihnen zum Beiſpiel jetzt das Fleiſch nit gib, was kochen S' denn nachher? Und wann uns der Fleiſchhacker die Ochſen nit ſchlagt, wo krieg'n wir denn alle miteinand ein Fleiſch her? Möchten S' leicht ſelber Ochſen ſchlag'n oder Schwein' abſtechen?“

„In dieſem Sinne iſt das ja aber auch gar nicht gemeint geweſen,“ ereiferte ſich Doktor Schöne, der plötzlich die Verpflichtung fühlte, dem ſtolzen Mädchen zu Hilfe zu kommen.

Aber der Wirt ließ ihn nicht weiterreden. „Ob in dem Sinn oder in ein' andern — Sinn is überhaupt keiner drin! Ein Menſch allein richt't gar nix aus. Müſſen zum mindeſten ihrer zwei ſein. Einer, der zuhaut und einer, der ſich hau'n laßt."

„Davon war doch auch nicht die Rede!" wendete Doktor Schöne ärgerlich ein.

Der Hausvater fuhr lachend fort: „Alsdann vom Gegenteil. Aber zum Gernhaben g'hören halt allemal erſt recht ihrer zwei. Oder möchten Sie ſich etwan gar in ſich ſelber verlieb'n? Sie ſein ja ein ſchöner Mann, Herr Doktor, aber ich an Ihrer Stell' tät's doch nit. Da verliebet ich mich ſchon lieber in d' Fräul'n Wieſinger."

Nun war die Reihe des Ärgerlichwerdens an Fräulein Klärchen. „Geben Sie jetzt endlich einmal das Fleiſch her!" herrſchte ſie den Alten an. „Und dann gehen Sie zu Ihrer Frau und machen ihr Arnikaumſchläge!"

Schön langſam, wie es ſeine Art war, zeigte der Hausvater der Zürnenden die Vorräte, die noch im Hauſe waren, dann ſtopfte er ſich umſtändlich die Pfeife und brannte ſie gemächlich an, bevor er ſeinen Samaritergang antrat. Nur keine Aufregung! Ob ſein Weib die kalten Umſchläge nun eine Viertelſtunde früher oder ſpäter bekam, das ſpielte doch wirklich keine Rolle.

Fräulein Klärchen aber machte ſich ans Kochen. Das war unter den obwaltenden Umſtänden eine viel ſchwierigere Sache, als ſie's von zu Hauſe gewohnt geweſen. Einen Teil des Küchengeſchirres hatte die Wirtin zum Lahnhofer mitgenommen, ein anderer Teil hing in der Küche im Erdgeſchoß, in der das Waſſer aus und ein lief. So mußte erſt alles zuſammengeſucht werden, was ſich in dem herrſchenden Durcheinander eben finden ließ. Auch der Herd in dem vom Waſſer

freien Stockwerke war wohl lange nicht mehr in Benützung gewesen — der mußte erst gründlich gereinigt werden, bevor sich da überhaupt ein Feuer anmachen ließ. Und — was die Hauptsache war — im ganzen Hause gab's keinen Tropfen Trinkwasser mehr, nachdem der Brunnen längst vom Hochwasser überflutet war und der Wirt es natürlich unterlassen hatte, frisches Quellwasser vom Berge mitzubringen.

Fräulein Klärchen steckte den Kopf zur Türe hinaus und rief ihren Leidensgefährten zu Hilfe.

Aber Doktor Schöne marschierte im Tanzsaale mit langen Schritten auf und ab wie ein wildes Tier im engen Käfig und war so in seine Gedanken vertieft, daß er den Ruf ganz überhörte.

„Was doch oft für zwingende Logik in den Reden solch einfacher Leute liegt!" brummte er vor sich hin. „Ein Mensch allein richtet gar nichts aus. Müssen zum mindesten ihrer zwei sein — — Einer, der zuhaut und einer, der sich hauen läßt —"

Fräulein Klärchen rief ein zweites Mal. Aber Doktor Schöne steckte viel zu tief in der Rekapitulation der gastwirtlichen Weisheit, als daß er auf den Ruf geachtet hätte. „Zum Gernhaben gehören allemal erst recht ihrer zwei. Oder möchten Sie sich etwa gar in sich selber verlieben?"

„Nein!" schrie Doktor Schöne förmlich auf und hielt in seinem aufgeregten Spaziergang inne. Da lieber noch in dieses merkwürdige blonde Geschöpf, das arbeiten kann wie ein Hausknecht und singen wie ein Engel, das disputiert wie ein Professor und jetzt am Herde steht, um ihm ein Mittagessen zu kochen.

„Herr Doktor!" schrie Fräulein Klärchen nun zum dritten Male, und jetzt hatte er den Ruf endlich gehört.

Wie ein Wilder stürzte er aus dem Saale und der Küche zu. „Fräulein befehlen?“

„Ich befehle nichts, ich möchte Sie nur um etwas bitten,“ sagte sie und kramte dabei mit ihren zarten Händen in dem verstopften Herde herum. „Wenn nämlich aus unserem Mittagessen nicht ein Fünfuhrtee werden soll, müssen Sie mir helfen. Es ist kein Tropfen Wasser im Hause —“

„Aber unten stehen doch alle Zimmer voll!“ wollte Doktor Schöne verwundert einwenden, nur ließ ihn Fräulein Klärchen nicht dazu kommen.

„Trinkwasser natürlich,“ verbesserte sie sich. „Wissen Sie die Quelle am Berg oben? Und möchten Sie mir von dort einen Krug voll bringen?“

„Aber natürlich!“ rief der Doktor und wollte schon dienstbereit aus der Küche stürzen.

Doch hielt ihn die neue Küchenbeherrscherin noch zurück. „Nehmen Sie Ihren Wettermantel um! Es regnet ja in Strömen!“

In einer Minute hatte der Doktor dem Rat Folge geleistet und kam wieder durch die Küche gestürzt.

Und abermals mußte sie ihn zurückhalten. „Nicht da hinaus! Die Stiege steht ja doch zur Hälfte unter Wasser! Durch die rückwärtige Türe müssen Sie — auf der Bergseite!“ Und als er sich eilfertig dahin wandte, setzte sie lächelnd hinzu: „Und ein Gefäß müssen Sie auch mitnehmen, Herr Doktor, wenn Sie Wasser bringen wollen.“

Ja freilich — daran hatte er wirklich gar nicht gedacht. Es war ja auch das erste Mal in seinem Leben, daß er damit betraut wurde, Wasser vom Berge holen zu dürfen. Eine Mission, deren Bedeutung und Schwierigkeit ihm so ganz erst zum Bewußtsein kamen, als es galt, den schlüpfrigen Wiesenweg zu benützen, ohne

den vollen Waſſereimer dabei ſeines Inhalts zu entleeren.

Aber das Kunſtſtück gelang. Mit einem ſüßen „Danke ſchön!“ ward es gelohnt, und Doktor Schöne harrte weiterer Aufträge. Und da Fräulein Klärchen endlich den Herd in Ordnung gebracht und mit wieder blühweißen Händchen an die Zubereitung des Eſſens ging, ohne ſich um den geduldig Wartenden zu kümmern, ſagte der ſchließlich ſelber: „Kann ich vielleicht noch etwas helfen?“

Lachend ſah ſie zu ihm auf. „Wenn Sie Zeit und Luſt haben — o ja. Mit dem Holzvorrat ſieht's ſchlecht aus. Vielleicht finden Sie irgend etwas Brennbares.“

Nach einer langen Weile kam Doktor Schöne mit einem betrübten Geſicht zurück. Ein langes Brett hatte er unterm Arm. „Alles iſt naß!“ jammerte er. „Ich fürchte, es wird nicht brennen. Gerade nur dieſe Bretter ſind trocken. Aber die ſind wieder zu groß für den Herd!“

„Dann müſſen wir ſie eben zerkleinern,“ entſchied Fräulein Klärchen kurz entſchloſſen. „Iſt zwar ſchade drum, aber warum hält der Wirt nicht beſſer Ordnung in ſeiner Wirtſchaft! — Können Sie Holzſägen?“

Doktor Schöne mußte etwas kleinlaut geſtehen, daß er es allerdings noch nie verſucht habe.

„So kommen Sie,“ ſagte das reſolute Klärchen. „Ich will es Ihnen zeigen.“

Im Schuppen, der auf der Bergſeite an das Haus angebaut war, lagen Säge und Axt. Und in fünf Minuten hatte Doktor Schöne die Kunſt gelernt, ein langes Brett zu Brennholz zu zerkleinern. Zwar taten ihm die Hände und der Rücken ſchauderhaft weh, als er das Stückholz eine halbe Stunde ſpäter in die Küche geſchleppt brachte, aber das zweite ſüße „Danke ſchön!“,

das er dafür einheimsen konnte, dünkte ihm doch ein überreicher Lohn für seine Mühe. Ganz abgesehen davon, daß er eine neue Kunst erlernt hatte und daß ihm während des Sägens und Hackens plötzlich eine Gedankenreihe wieder aufgedämmert war, die ihm das eintönige Gerieſel des Regens und das nervenaufpeitſchende Geplätſcher der Dachrinne vor Tagen ſchon rein wie aus dem Gehirn weggewaſchen hatte.

„So, jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen,“ hatte Fräulein Klärchen geſagt, als er ihr beim Kochen müßig im Wege ſtand. Und da war er auf ſein Zimmer gegangen und hatte gearbeitet — gearbeitet wie ſeit einer Woche nicht mehr. Ohne das Plätſchern des Regens zu hören und ohne auf den Waſſerſchwall zu achten, der in beſtimmten Zeiträumen immer noch wie damals die Dachrinne herabgebrauſt kam.

Höchſt zufrieden mit ſich und der Welt ſetzte er ſich zwei Stunden ſpäter an den Mittagstiſch. Und er kam dabei zu der Erkenntnis, daß das Eſſen, das er bislang immer nur für eine zeitraubende, aber leider zum Leben notwendige Sache gehalten hatte, ſogar ein Vergnügen bedeuten könne. War es die Kochkunſt des jungen Mädchens oder war es die reizende Art, mit der ſie die Speiſen ſervierte? Er wußte es nicht. Er wußte nur, daß ihm das leckerſte Menü im feinſten Reſtaurant noch nie ſo gemundet hatte wie die einfachen Gerichte, die ihm da heute vorgeſetzt wurden.

Am nächſten Tage ließ der Regen endlich etwas nach, und die düſteren Wolkenmaſſen begannen ſich zu zerteilen. Und am zweitnächſten blickte aus dem trüben Grau ſchon hie und da ein Stückchen blauer Himmel hervor. Mählich ſanken die Fluten der Donau in ihr gewohntes Bett zurück, und damit kam auch in dem alten Hauſe ſo nach und nach alles wieder in das gewohnte Geleiſe.

Fräulein Klärchen erschien das Fehlen des rieselnden Regens wie der Verzicht auf etwas Altvertrautes, Liebgewordenes. Und am ersten sonnenhellen Morgen stand sie lange zögernd vor der Haustüre, unentschlossen, ob sie ihre früheren Spaziergänge wieder aufnehmen solle oder nicht. Als aber dann plötzlich Doktor Schöne unerwartet um die Ecke trat und ihr einen guten Morgen bot, wäre sie doch am liebsten auf und davon gelaufen wie ein erschrecktes Kind.

Nur war es jetzt freilich zu spät dazu.

So standen sie sich eine Weile gegenüber, schauten verlegen aneinander vorbei und sprachen fast mechanisch einige herkömmliche Phrasen über das Wetter, über die Verwüstungen des Hochwassers und wußten nicht, was denn eigentlich so trennend zwischen sie getreten war. Im Zwange der Verhältnisse hatten sie sich zusammengefunden gehabt wie zwei alte Freunde, nun ihnen die Umstände wieder volle Bewegungsfreiheit gegeben, war es ihnen, als dürfe eines dem anderen nicht mehr im Wege stehen, als müsse jedes von ihnen frei und unbehelligt vom anderen seine Straße ziehen, wie es vor der Überschwemmung der Fall gewesen war.

Fräulein Klärchen hatte diesen Vormittag wenig Vergnügen von ihrem Spaziergange. Zum ersten Male seit dem Tode ihrer Eltern fiel ihr das Alleinsein, ihr Alleinstehen in der Welt schwer aufs Herz, und sie dachte, es wäre wohl das gescheiteste, sobald als möglich in den Trubel der Großstadt zurückzukehren, statt hier im Walde mutterseelenallein herumzulaufen. Der Nachmittag war lang genug, ihre Siebensachen zusammenzupacken, morgen wollte sie noch von ihrem Lieblingsplätzchen Abschied nehmen, und mittags konnte sie dann mit dem Schiffe die Heimfahrt antreten.

Das arme Klärchen wurde ganz traurig, als es bei

seinem stillen Nachsinnen zu diesem Entschluß gelangt war. Doch gleich darauf fiel ihr wieder ein, was ihr schon den ganzen Vormittag ungewollt durch den Kopf gegangen war: wie seltsam verändert, wie fremd und schweigsam hatte sich Doktor Schöne heute morgen ihr gegenüber gezeigt. Da hob sie das Köpfchen trotzig in die Höhe und war mit sich im reinen: morgen wird abgereist!

Doktor Schönes Stimmung war um keinen Grad fröhlicher. Als Fräulein Klärchen von ihm gegangen war, schaute er ihr nach, bis ihre Gestalt zwischen den Bäumen verschwand, dann lief er ein paarmal ziel- und zwecklos ums Haus herum und ließ sich schließlich auf seinem von früher her gewohnten Platze unter den Nußbäumen nieder, um sich in seine Studien zu vertiefen. Es wollte jedoch mit der Arbeit nicht recht vorwärts gehen. Ihm fehlte irgend etwas, von dem er nicht wußte, was es eigentlich war. Der Gedanke, daß dieses Etwas ein Weib sein könne, lag Herrn Doktor Schöne selbstverständlich viel zu fern.

Und dieses unbehagliche Gefühl, etwas zu vermissen, das er selbst nicht kannte, wollte ihn den ganzen Tag nicht mehr verlassen. Das begleitete ihn bis ins Bett und erwachte mit ihm am nächsten Morgen.

Da aber hielt er's nicht länger mehr aus. Er nahm seinen Wettermantel über die Schultern — das war er so gewohnt geworden in den letzten Regenwochen — und trat einen Spaziergang an. Einmal hatte er ja schon die Erfahrung gemacht, daß man bei solch ziellosem Umherlaufen die Gedanken besser konzentrieren könne als bei dem erzwungenen Stillesitzen. Vielleicht gelang's ihm diesmal wieder.

Unwillkürlich, unbewußt vielleicht, schlug er den Weg ein, den er bei seinem ersten Spaziergange an

jenem Regentage gegangen war. Ein Stück die Landstraße entlang, dann hinein in den engen Waldgraben, wo das schmale Steiglein sich durch Buchengehölz und Tannengestrüpp windet, bis hin zu der kleinen Waldwiese.

„Da standen wir damals," mußte er denken. „Und dort oben hat sich plötzlich der Rasen gehoben und ist ein Wasser aus der Erde gesprungen."

Und dabei sah er, daß ringsum noch immer das satte Grün der Wiese übersät war mit grauen Lehmhügeln, wie sie damals das wilde Wasser um sich geworfen hatte.

„Jetzt würde sie wohl wieder Lobeshymnen anstimmen auf die Schönheit der Natur," dachte er weiter und ärgerte sich dabei im stillen, daß ihm selber diese vielgerühmte Schönheit so gar nicht recht zum Genusse werden wollte. Damals waren die Bäume von Nebelfetzen umhüllt gewesen, und heute standen sie schön grün vor ihm, damals war der Himmel grau gewesen, und heute strahlte er in lichter Bläue. Das war der ganze Unterschied. Und er konnte sich des Bildes nicht freuen. Eine innere Unrast trieb ihn weiter, als müsse er noch irgend etwas suchen, das er selber nicht kannte und das er doch als etwas Fehlendes empfand.

So schritt er das Weglein weiter bis zur Stelle, wo er damals seine unfreiwillige Talfahrt angetreten hatte. Und da schlug plötzlich eine ängstliche Stimme an sein Ohr: „Achtung, Herr Doktor! Der Boden hier ist noch immer so rutschig wie beim Regenwetter!"

Kaum daß aber Fräulein Klärchen der Zuruf entschlüpft war, bereute sie ihn auch schon wieder. Und als Doktor Schöne in froher Überraschung stillstand, errötete sie bis in die blonden Flechten hinein. Zaghaft und verwirrt erwiderte sie seinen Gruß und fing, um

ihre Verlegenheit zu verbergen, ein lebhaftes Geplauder an.

„Das dumme Waſſer, das damals aus dem Boden gebrochen iſt, hat mich von meinem Lieblingsplätzchen auf der Waldwieſe vertrieben. Es iſt eben doch nicht alles ſchön, was die Natur hervorbringt. Die ſchmutzigen Erdmaſſen dort ſtören mir das liebe Bild. So hab' ich mich jetzt hierher zurückgezogen. Da kann man die häßlichen Flecken nicht ſehen und hat dafür einen noch ſchöneren Ausblick auf das Hochgebirge. Schauen Sie nur, wie herrlich ſich das rötlich leuchtende Geſtein von dem blauen Himmel und dem grünen Walde abhebt!“

Sie hätte vielleicht noch ſo weitergeplaudert, wenn ſich der neugierige Doktor nicht plötzlich lebhaft für den Wahrheitsbeweis ihrer Behauptung intereſſiert hätte. Weil ihm aber hierbei ein mächtiger Tannenwipfel die Ausſicht verdeckte, mußte er ganz nahe zu ihrem Ruheplätzchen treten, mußte ſich tief bücken dabei und ſich ſchließlich auf den geſtürzten Baumſtamm ſetzen, auf dem ſie ſelber ſaß. Nun erſt hatte er den Ausblick frei und ſchaute mit ſtaunendem Auge in das leuchtende Bild vor ihm.

Dann hob ein tiefer Atemzug ſeine Bruſt, und wie zu ſich ſelber redend ſprach er leiſe vor ſich hin: „Vor acht Tagen habe ich mich geärgert über Ihre Worte und mich geſchämt dabei. Heute danke ich Ihnen. Denn ob Sie mir's glauben oder nicht: ich ſehe das alles jetzt zum allererſten Male.“

Fräulein Klärchen ſah ihn verſtändnislos von der Seite an, und eine lange Weile blieb's ſtill zwiſchen den beiden. So ſtill, daß der Fink im Baumwipfel über ihnen ganz keck ſeine luſtige Weiſe zu pfeifen begann, als wäre er allein im Walde.

Dann fragte Fräulein Klärchen, immer noch mit dem verständnisloſen Blick nach ihm: „Wie kann das ſein? Sie ſprechen oft, als ob Sie überhaupt in Ihrem Leben nie ein Intereſſe an Naturſchönheiten gehabt hätten. Mir fiel das ſchon einige Male auf, als wir in der Regenperiode —“ ſie ſtockte, als fände ſie nicht gleich das rechte Wort, fuhr aber doch gleich kurz entſchloſſen fort: „näheren Verkehr miteinander hatten. Und dabei wußten Sie tauſend intereſſante Dinge über Schönheiten der Kunſt, der Literatur zu erzählen, die wohl den meiſten Menſchen unbekannt ſind, ſo wie ſie mir bis dahin unbekannt geblieben waren. Und bei ſo viel Schönheitsſinn ſollten Sie gerade nur für die Schönheit der Natur blind ſein? Das verſtehe ich nicht!“

Doktor Schöne wandte ſich ihr lächelnd zu. „Vielleicht bin ich auch gar nicht blind!“ entgegnete er luſtig. „Das Bild wenigſtens da vor uns gefällt mir ausnehmend gut. Ich glaube beinahe, ich könnte mit der Zeit ſogar den bemooſten Felsklotz dort oben ſchön finden, wie er ſich an die zerzauſte Tanne lehnt, die aber möglicherweiſe vielleicht gar keine Tanne, ſondern eine Fichte iſt. Mir iſt, als ob ich das ſchon einmal auf irgend einem Gemälde geſehen hätte. Nur weiß ich augenblicklich nicht, war's ein Böcklin oder ein alter Ruisdael. In der Natur hab' ich mich um derlei bislang wirklich nie gekümmert.“

Fräulein Klärchen ſchüttelte wieder verſtändnislos den Kopf, und es klang beinahe traurig, als ſie fragend ſprach: „Wie kann das nur ſein?“

Aber der Doktor ſchien den traurigen Ton nicht vernommen zu haben. Er zuckte nur leicht die Achſeln und ſprach frohgelaunt weiter: „Mein Gott, Bildungsmängel hat ja ſchließlich jeder Menſch. Und einer meiner Bildungsmängel iſt eben der, daß ich nie ſchauen gelernt habe. Denn ich glaube, ſo wie man das bei Ge-

mälden erſt lernen muß, muß man es in der Natur auch. Bei Bildern hab' ich's ſchließlich gelernt — das gehörte mit zu meinem Berufsſtudium. Aber wer hätte mich's in der Natur lehren ſollen? Mit der bin ich ja überhaupt nie in nähere Berührung gekommen. Meine früheſte Jugend verlebte ich in einem himmelhohen Vorſtadthauſe — da hing jahrein, jahraus etwas wie eine graue Regenwolke darüber, und ich glaube, die Sonne machte allen Naturgeſetzen zum Trotz extra einen Umweg, um nur nicht in dieſes Haus hineinſcheinen zu müſſen. Später aber hatte ich abſolut keine Zeit, mich mit ſo brotloſen Künſten, wie das ‚Schauen' eine iſt, zu befaſſen. Da mußte ich lernen und lernen, und mußte dazwiſchen Stunden geben, um nur überhaupt lernen zu können. Ganz wie das Kind, das für jeden Löffel Lebertran, den es nimmt, einen Kreuzer bekommt und ſich dann für die erſparten Kreuzer wieder Lebertran kauft."

Fräulein Klara hatte mit verhaltenem Atem ſeinen Worten gelauſcht. Nun er lachend geendet, fragte ſie drängend: „Aber ſpäter? Da Sie ſich doch durchgerungen hatten?"

Doktor Schöne lachte wieder: „Später? Ja, Sie kennen doch das Sprichwort: Was Hänschen nicht lernt... Später hatte ich eben wieder keine Zeit dazu. Ich machte wohl unterſchiedliche ſogenannte Erholungsreiſen. Aber ohne daß ich es wollte und wußte, wurden doch immer Studienreiſen daraus. Die führten mich ja manchmal auch durch geprieſene Landſchaften, aber in Wirklichkeit fuhr ich doch nur von einem Muſeum zum anderen, von einer Galerie in die andere. Die Natur war für mich noch nicht entdeckt."

„Und Sie hatten nie Sehnſucht danach?" fragte Klärchen mit gepreßter Stimme.

Und der Doktor ſagte ganz ruhig „nein“ darauf.

Nach einer längeren Pauſe, während welcher beide recht angelegentlich den Waldboden zu ihren Füßen betrachtet hatten, widerſprach er ſich jedoch ſelbſt.

„Vielleicht hatte ich ja Sehnſucht danach,“ ſagte er ſtill und ernſt vor ſich hin. „Nur kannte ich den Gegenſtand meiner Sehnſucht ſelber nicht. Mir iſt da plötzlich eine Erinnerung aufgetaucht, ein Bild, das meinem Gedächtnis entſchwunden war wohl ſeit der Zeit meiner Jugend. Damals, wenn ich müde von meinen Studienheften aufblickte, traf mein Blick immer auf ein rotblühendes Blumenſtöckchen, das in einem der vielen Fenſter unſeres himmelhohen grauen Hauſes ſtand. Und ich weiß jetzt plötzlich wieder, daß ich damals ein ungeheures Verlangen trug, auch ſo ein Blumenſtöckchen zu beſitzen oder lieber gleich mehrere, viele, ein ganzes Fenſter voll. Und die Sonne ſollte darauf ſcheinen, die Sonne, die ich wenigſtens auf dem Heimweg von der Schule manchmal zu ſehen bekam. Ich glaube, das iſt Sehnſucht nach Freiheit, Sehnſucht nach der unbekannten freien Natur geweſen.“

Nach einer längeren ſchweigſamen Pauſe ſprach er weiter, als ſpräche er zu ſich ſelbſt: „Auch ſpäter hatte ich noch oft dasſelbe Gefühl. Und meiſt ganz unvermittelt. Wenn ich in einer Galerie nichts fand, das in näherer Beziehung zu meinen Studien ſtand, oder wenn mich das verſtändnisvoll tuende Geſchwätz der anderen Beſucher anekelte, da hätte ich den kalten Räumen immer entlaufen mögen, ohne zu wiſſen wohin. Und dann ſah ich immer ſo etwas Lockendes vor mir wie die Sonne oder wie das rotblühende Blumenſtöckchen in dem grauen Hauſe ... Vielleicht war das auch nur Sehnſucht nach der freien Natur. Aber ich wußte es nicht. Ich wanderte alſo geduldig weiter von Bild zu

Bild und dachte höchstens: Wenn ich nur wenigstens einen intimen Bekannten, einen Freund hätte, dann wäre es schon besser! Daß ich mich doch einmal ausplaudern könnte nach Herzenslust."

„Und Sie hatten niemand?" fragte Klärchen leise.

„Niemand." Er sagte das Wort ganz ohne Erregung, ohne Sentimentalität. Wie etwas Selbstverständliches. Aber dann reckte er sich plötzlich in die Höhe, als wolle er etwas Störendes von sich abschütteln, und fuhr in dem früheren heiteren Ton fort: „Verzeihen Sie — ich wollte Ihnen gewiß nicht den schönen Sommermorgen stören mit Erinnerungen an die Gefühlsduseleien meiner Jugend. Wie ich sehe" — er deutete dabei auf ein kleines rotes Büchlein, das ihr im Schoße lag — „haben Sie interessantere Gesellschaft in Ihre grüne Waldeinsamkeit mitgenommen. Bei Ihnen ist es ja nicht indiskret, zu fragen: Was lesen Sie denn?"

Klara hielt ihm das Büchlein hin. Ihr war so eigentümlich schwer ums Herz, so weh, daß sie nicht antworten konnte. Weinen hätte sie mögen, wenn sie sich nicht geschämt hätte, weinen über den einsamen Mann neben ihr, dessen Jugend ohne Sonne, ohne Liebe gewesen, der nicht einmal wußte, wie arm er war, wenn ihm nicht ab und zu einmal die Erinnerung kam und die Sehnsucht nach der rotblühenden Blume ... Wie reich, wie unendlich reich war ihre Jugend, war ihr Leben dagegen gewesen! Elternliebe, Kindheitsfreuden — all das Glück, das, nicht genossen, auch verloren ist für immer — sie hatte es kennen gelernt.

Und hätte es so gerne geteilt mit ihm.

Er hatte das Buch aus ihrer Hand genommen und den Titel aufgeschlagen. Da wandte er sich lächelnd zu ihr und fragte: „Märchen? Wie kann ein erwachsener Mensch Märchen lesen?"

Nun reckte sich Fräulein Klärchen in die Höhe, wie eben kurz vorher Doktor Schöne sich emporgereckt hatte. Und es klang ganz gefaßt und sachlich, als sie mit mühsam erzwungenem Lächeln entgegnete: „Kinder haben's freilich besser. Die lassen sich die Märchen erzählen. Wir Erwachsenen müssen sie eben lesen."

„Aber warum? Oder wozu? Ich für meine Person habe nie welche gelesen. Und man hat mir auch nie welche erzählt. Sind denn Märchen so interessant?"

Fräulein Klärchen hatte Mühe, bei der Sache zu bleiben. Ihm hatte man nie Märchen erzählt! Der Mann an ihrer Seite kam ihr immer ärmer, immer bedauernswerter vor. Aber tapfer kämpfte sie ihre Gefühle nieder und antwortete so leichthin, als es ihr nur möglich war: „Mein Gott, man kann doch nicht immer nur gelehrte Werke lesen! Oder nur Goethe! Das Büchlein da hab' ich lieb. Es ist wie ein Strauß von Feldblumen. Und wissen Sie, in manchem Blümchen, das oft recht bescheiden und unscheinbar am Waldrand steht, lebt eine starke Heilkraft für mancherlei Gebrechen. Und in den kleinen Geschichten, die uns Baumbach in seinen Sommermärchen erzählt, liegt auch recht tiefe Lebensweisheit. Und schön sind sie beide: die Blumen und die Märchen. Ich glaube, das allein schon gibt ihnen das Recht, zu sein. Wozu also Erwachsene Märchen lesen sollen? Wenn um keines anderen Grundes willen, so doch dem Sonnenschein zuliebe, der uns aus dem Büchlein entgegenlacht. Das Büchlein hab' ich sehr lieb."

Klärchen hatte sich in dem Bemühen, ihre Empfindungen zu verbergen, in eine förmliche Begeisterung hineingeredet.

Lächelnd sah ihr der Doktor in das vor Eifer gerötete Gesicht. Aber es war ein überlegenes Lächeln —

wie ſich's etwa zeigen mag, wenn man über den Ernſt lächelt, mit dem uns ein Kind von den Leiden ſeiner Puppe erzählt. „Sie machen mich ja wahrhaftig ganz neugierig auf dieſe Wundergeſchichten!“ ſagte er, ſchlug das Büchlein auf und begann zu leſen: „Es war einmal —“ Aber da unterbrach er ſich ſchon wieder ſelber und rief lachend: „Na natürlich, ſo fangen ſie wohl alle an. Das weiß ſogar ich, trotzdem man mir niemals Märchen erzählt hat. Nur glaubte ich immer, es hieße: Es war einmal ein König. Hier ſteht aber: Es war einmal ein junger Magiſter.“

Fräulein Klärchen gab keine Antwort. Da las der Doktor weiter in dem roten Büchlein, las, wie der junge Magiſter von dem Fremden, deſſen Name Griesgram war, die graue Brille bekam, und wie er mit der Zeit ein grämlicher Junggeſelle geworden war, der es verlernt hatte, ſich an der Welt zu freuen. Mählich verſchwand dabei das überlegene Lächeln aus dem Geſichte des Leſenden, und immer eifriger wandte er Blatt um Blatt.

Klärchen ſaß daneben und wagte ſich nicht zu rühren. Sie verwünſchte nur im ſtillen den Zufall, der den Doktor gerade heute da hergeführt, ſie verwünſchte ſich ſelber, daß ſie den achtlos Fortſchreitenden angerufen hatte und daß ſie ihm jetzt das Buch in die Hand gegeben hatte. Sah's nicht wie Abſicht aus, wenn er nun etwa ſelber darauf verfallen ſollte, daß da ſo eine gewiſſe Ähnlichkeit herrſche zwiſchen ihm und dem jungen Magiſter? Wahrhaftig, der Vergleich lag doch nahe genug! Gerade ſo wie der lief er durchs Leben, mit der grauen Brille des Griesgrams auf der Naſe, und hatte es verlernt, ſich an der Welt zu freuen.

Klopfenden Herzens ſagte ſich Klärchen das ganze Märchen vor: wie der Wieſengeiſt Ranunkulus die

beiden, den Magiſter und die Müllerstochter, vor die Wichtleinshöhle beſtellt, wo der Magiſter die ſeltene Blume Herzfreude und die Müllerstochter einen Schatz finden ſoll, wie die Müllerstochter dort, dem Geheiß des Wieſengeiſtes zufolge, den ſchlafenden Mann küſſen muß, daß dieſem die graue Brille von der Naſe fällt und im Geſtein zerſplittert. „Und er ſah wieder nach langer Zeit ſonnenbeglänztes Frühlingsgrün, bunte Blumen und blauen Himmel und mitten in all der Herrlichkeit ein Mädchen, ſchön wie eine Maienroſe und ſchlank wie eine Lilie. Und er umſtrickte ihren Leib und gab ihr die drei Küſſe zurück, und dieſen folgten andere ungezählt.“

Doktor Schöne klappte das Buch zu und gab es Klärchen zurück. „Sie haben recht, es ſteckt viel Lebensweisheit in dieſen Sommermärchen. Wenigſtens in dem erſten, das von dem Magiſter mit der grauen Brille des Griesgrams erzählt. Weiß Gott, ich habe viel gedacht und nachgedacht in meinem Leben, über alle möglichen Probleme — nur über mich ſelber nie. Und wie ich jetzt die kleine Geſchichte da las, war mir's plötzlich, als ſei ich ſelber der junge Magiſter, der mit der grauen Brille vor den Augen durch die Welt rennt, ohne ihre Schönheit zu ſehen, ohne ſich an ihr erfreuen zu können. Haben Sie dieſe Geſchichte geleſen?“

Fräulein Klärchen wünſchte ſich, ſie ſäße ſieben Klafter tief unter der Erde. Sollte ſie ja ſagen oder nein?

Aber der Doktor wartete auf gar keine Antwort. Ohne ihre hilfloſe Verlegenheit zu bemerken, redete er aufgeregt weiter: „Jetzt aber weiß ich, wie ſchön die Welt iſt! Dieſer herrliche Ausblick auf das Hochgebirge“ — dabei ſchaute er ihr Geſicht an — „dieſe intimen Schönheiten des Waldes“ — er zeigte nach rechts und

nach links und blickte doch nicht hin — „das blaue Himmelsgewölbe und die leuchtende Sonnenscheibe daran“ — und dabei hatte sich längst eine schwarzdrohende Wetterwolke vor die Sonne geschoben und die ganze Landschaft in ein düsteres Licht getaucht. „Ich weiß jetzt auch, wie ergreifend schön ein einfaches Volkslied sein kann, sogar ein frohes Lachen habe ich gelernt. Und alles durch Sie. Und wenn mich jetzt wieder einmal die Sehnsucht meiner Jugendjahre überkommen sollte, dann werde ich nicht mehr die rotblühende Blume des grauen Hauses vor mir sehen, sondern das einsame Haus an der Donau, den Wald hier und Sie, Fräulein Klara. Ich bin ein anderer Mensch geworden, ein froherer — durch Sie. Lassen Sie mich Ihnen danken.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, die sie willenlos seinem Drucke überließ.

Nun aber schreckte sie plötzlich empor und wollte aufspringen. „Es regnet!“ Wie eine Erlösung kamen ihr die schweren Tropfen vor, die durch das Geäst auf sie herniederklatschten.

Mit sanfter Gewalt zog der Doktor sie auf ihren Sitz zurück und legte seinen Regenmantel um ihre Schultern. Nur ein ganz klein wenig streifte seine Hand dabei das zarte Gelock des goldschimmernden Haares, eine Sekunde lang nur berührte sein Finger den weichen Samt ihres Nackens, aber die kurze Berührung trieb ihm das Blut zum Herzen, und ihm war, als müsse er seine Hände vergraben in dem schimmernden Gelock, als müsse er das liebe Gesicht umfassen und an seine Lippen pressen. Und seine ganze schöne Theorie von „Weibern, die einen Mann suchen“ und von „Weibern, die das Weib in sich nicht finden können“ war plötzlich vergessen und er wußte nun mit einem Male: das war es

gewesen, was ihn so ruhelos gemacht die letzte Zeit, das war es gewesen, was er gesucht wie etwas Fehlendes, das war es, was ihm die Welt eine Zeitlang in so rosiges Licht getaucht: dieses liebe blonde Geschöpf an seiner Seite, das so klug war wie ein Weiser, so gut wie eine Mutter und so unschuldsvoll wie ein Kind.

„Wir sind hier unter den Bäumen geschützter als im Freien draußen," sagte er gepreßt. Und es war, als ob nun auch in seiner Stimme die Angst zitterte. „Und überhaupt — Sie dürfen jetzt nicht so fort von mir. Ich habe Ihnen noch für anderes zu danken. Sie haben mich ja noch etwas gelehrt, was ich bisher nicht wußte: daß es Frauen gibt, die so ganz anders sind, als ich mir bisher immer alle vorgestellt. — Fräulein Klara — ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll, ich habe derlei nie gesprochen, weil ich es nie empfunden hatte, aber wenn wir jetzt voneinander gehen sollen auf Nimmerwiedersehen, dann sind Ihre schönen Sommermärchen eine traurige Lüge, und es wäre besser gewesen, die graue Brille nicht von den Augen zu nehmen. Lieber sein Leben lang blind sein, als einen Blick tun dürfen in die Sonne und dann wieder zurück müssen in die Finsternis!"

Fräulein Klärchen, die doch von Jugend an gelernt hatte, so fest auf eigenen Füßen zu stehen, wußte sich keinen Rat und Ausweg mehr. Angstvoll richtete sie den Blick auf den Mann neben ihr, und als sie sah, wie auch aus seinen Augen die helle Angst herausſah, da konnte sie nichts anderes tun, als ihre Arme um ihn schlingen, daß der schützende Wettermantel von ihren Schultern auf den nassen Waldboden fiel.

Und es war ganz wie im Märchen — —

Als die beiden nach einer Stunde halb durchnäßt dem einsamen Gasthause an der Donau zuschritten,

rief die Wirtin ganz entsetzt ihrem Manne zu: „Ja du, unsere Sommerleut'! Die hat aber der Regen ordentlich derwischt!“

Der Hausvater blickte durch die nassen Scheiben, wackelte schmunzelnd mit dem Kopfe und meinte: „Aber schön langsam kommen s' daher. Und Hand in Hand gehn s' wie zwei Liebesleut'! Ja, ja, ich sag's ja alleweil: all's braucht seine Zeit und 's rechte Wetter dazu. Wann d' Sonn' scheint, pfeifen die Amseln, und wann's regnet, quaken die Frösch'. Die zwei dort hätten bei schönem Wetter ihr Lebtag nit z'samm-g'funden. So hat halt unser Herrgott heut wieder regnen lassen. Der weiß allemal am besten, was sich g'hört.“

Zwei Minuten danach rief er den Kommenden einen munteren Gruß zu. „Schön's Wetter heut! Gelten S', Herr Doktor?“

Und die beiden schüttelten das kalte Naß von sich und antworteten strahlenden Auges wie aus einem Munde: „Herrlich ist's!“

Mein Grisly.

Abenteuer eines Grenzvermeſſers in Alaska.

Von Benno Alexander.

Mit 11 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Seit Jahr und Tag bin ich an der alaskiſchen Grenzvermeſſung mitbeteiligt geweſen, die zurzeit gemeinſchaftlich von den Regierungen Kanadas und der Vereinigten Staaten dem Ende zugeführt wird. Die Grenzlinie zwiſchen Alaska und dem kanadiſchen Yukongebiet zieht ſich vom St. Eliasberg durch wilde Einöden längs des 141. Meridians bis zum Eismeere gen Norden hin.

Ende Mai 1909 hatte unſere Vermeſſungsexpedition an den jähen, unerforſchten Nordabhängen der St. Eliasalpen, im Schatten des 3600 Meter hohen Grenzberges Natazha ihr einſames Lager aufgeſchlagen.

Eines Morgens begab ich mich auf die Suche nach unſeren Packpferden, die ſich nachts zuvor verlaufen hatten. Spät am Nachmittage verlor ich ihre Spur auf dem felſigen Grunde, und plötzlich trieb vom Stillen Meere her durch die Gebirgspäſſe einer der hier ſo häufigen, oft lange anhaltenden Frühjahrsnebel herein, der mir jede Ausſicht raubte. Ich ſtillte meinen Hunger notdürftig mit verdorrten Beeren, die hie und da noch vom Vorjahre her an den Büſchen hingen, und endlich blieb mir nichts weiter übrig, als im Freien zu übernachten. Ich erwartete beſtimmt, am nächſten

Der Verfaſſer in ſeinem Zelt.

Morgen bei klarem Wetter alsbald den rechten Weg zu finden.

Bei meinem Erwachen hatte ſich indes der Nebel in eine geradezu ägyptiſche Finſternis verdichtet. Ich

hatte allerdings meinen Hinterlader und zwei Patronen mitgenommen, mußte aber natürlich bei solcher Witterung auf etwaige Jagdbeute verzichten und wieder die wenig einladenden Beeren versuchen. Dann saß ich ungeduldig da und rauchte meine Pfeife. Als sich endlich der Nebel ein wenig lichtete, setzte ich meinen Weg fort in der Hoffnung, irgendwelche Landmarken wiederzuerkennen, da ich in der Hast des Aufbruches leider meinen Kompaß im Kamp zurückgelassen hatte.

Zwar blieb die Sonne verborgen, doch beharrte ich bei meinen Versuchen. Gelegentlich bemerkte ich Renntierfährten; ein andermal hörte ich einige Schneehühner gackernd durch den Nebel entschwirren. Ich konnte sie allerdings nicht sehen, aber ihre Nähe erhöhte meinen Hunger.

Es ist hierzulande nicht weidgerecht, ein Stachelschwein zu schießen, da dieses so unbeholfen dahinwatschelt, daß es leicht eingeholt und mit einem Knüttel getötet werden kann. Das Tierchen wird deshalb oft „Goldsuchers Freund“ genannt und hat schon manchem Verirrten das Leben gerettet. Heute sah ich natürlich keins.

Gegen Abend stieß ich am schlammigen Ufer eines Flüßchens auf beunruhigend große Bärenspuren, die meine Marschrichtung kreuzten. Dieser unwillkommene „Ephraim“, wie man hier den Grisly, den Graubären, nennt, war offenbar ein alter Geselle, denn seine Krallen waren stark abgenützt und die dritte am linken Vorderfuße fehlte gänzlich. Diese Entdeckung verursachte mir ein erhöhtes Gefühl der Verlassenheit, und mein schweres Gewehr schien plötzlich viel leichter.

Zum Glücke wußte ich damals noch nicht, wie zahlreich gerade hier diese grauen Riesenbären sind. Wenige

Wochen ſpäter erlegte mein Freund Dickie Martindale binnen wenigen Minuten drei dieſer Unholde.

Früh ſank abermals die nebeltrübe Nacht hernieder. Bei einem Bächlein vor einem überhängenden Felſen zündete ich ein mächtiges Lagerfeuer an. Mein langjähriger Zeltgenoß Ralph Robſon und ich ſelbſt fanden

Ein Grenzvermeſſer, Wildgänſe fütternd.

hernach die Stelle zufällig wieder. Vor mir lag eine kleine graſige Ebene, dahinter umzirkelte mich düſterer Tann. Lange ſaß ich, nachdenklich rauchend, vor meinem Feuer oder kaute zur Abwechſlung wie die Eingeborenen Kornellenzweige, um meinen ungeduldig knurrenden Magen zu beſchwichtigen. Ab und zu entſchleierten ſich einige Sterne, doch mein ſehnſüchtigſt erwarteter Wegweiſer, der Nordſtern, blieb verborgen. Zuletzt über-

mannte mich die Müdigkeit. Ich legte einen tüchtigen Armvoll Holz auf das Feuer und ſtreckte mich daneben auf hochgehäuften Zweigen der Balſamföhre zum Schlummer nieder.

Wie lange ich ſo im Schlafe gelegen, und ob ich geträumt, das vermag ich nicht zu ſagen. Urplötzlich aber fuhr ich mit einem Schrei des Entſetzens auf.

Der Angſtſchweiß perlte auf meiner Stirn, und eiſige Schauer rieſelten mir am Rückenmark hernieder, wie ich ſie ſeit den gruſeligen Räubergeſchichten aus meinen Kindertagen nicht gefühlt.

Die Glut war niedergebrannt. Schnell warf ich neue Zweige auf die Kohlen, ſaß neben den emporjagenden Flammen. Die Büchſe ſchußfertig, wartete und ſtarrte ich angeſtrengt hinaus in die Finſternis. Nun ſchienen ſich endlich meine wirren Gedanken zu ſammeln.

Dort, dort hinten, mir gegenüber, wo der nächtige Wald, den ich doch nicht ſehen konnte, aufragen mußte, dort lauerte etwas auf mich — dort ſchlich das Schickſal! Was meine Augen nicht wahrnahmen, das fühlte ich: ich war nicht mehr allein!

Jetzt war das namenloſe Etwas zu meiner Rechten, ſich wiegend und ſchleppend, jetzt vor mir, jetzt zur Linken — nun kehrte es wieder um.

Mein Geſicht und mein Gewehr folgten dem unheimlichen, ſchrecklichen Geheimnis da drüben im Dunkel und Grauen. Kein Luftzug rührte ſich, rings alles ſtill wie das Grab. Dann knatterte das Feuer plötzlich wie Totenſalven.

Und nun, o Wunder, ſchnell wie das Grauſen gekommen, war meine Furcht dahin. Ich mußte über mich ſelber lachen. Alles ſchien mir ganz klar: unter dem Einfluß wüſter Traumgebilde hatte ich mich jedenfalls vor den bloßen, ſchwankenden Schatten der Nacht geängſtigt.

Ich schürte das Feuer, zündete meine Pfeife an, suchte mein Lager wieder auf, starrte ins Flammengeflacker und war unversehens wieder eingeschlafen.

Kaum glaubte ich die Augen geschlossen zu haben, da riß es mich jählings abermals empor. Mit gesträubtem Haare, keuchend und schwitzend in unnennbarer Bangigkeit, saß ich da. Wieder auf den Knien, zog ich die Büchse an mich. Wieder war das Feuer fast erloschen. Das Schweigen, die Einsamkeit, die Öde und die Nacht schienen mir mit knochigen Fingern den Atem aus der Kehle zu pressen. Mit fliegenden Händen entfachte ich die Glut. O Entsetzen! Da ist es wieder, das tödliche Unding, das mir wie mit Funkelaugen die Seele durchbohrt. Hin und wieder schwankt es — hin und wieder — und bereits scheint es viel näher gekommen!

Am St. Elasberg vorbei.

Ich habe oft vom sogenannten „Schrecken des Unbekannten“ gehört. In jener Nacht habe ich ihn kennen gelernt.

Unheimliche, wirre Gedanken jagten einander durch mein Hirn, als ich so eine lange, lange Zeit mit der Büchse im Anschlage auf den Knien kauerte. Das plötzliche, laute Aufprasseln der Flammen brachte mich endlich wie zuvor zu mir selbst zurück, und wieder war das Angstgefühl blitzgleich entschwunden. Doch diesmal spottete ich meiner eigenen Torheit nicht mehr, und mit dem Schlafe war es ein für allemal vorbei. Mächtige Äste schleppte ich heran, bis hohe Flammen vor mir aufloderten. —

Endlich — endlich stahl sich die graue Morgendämmerung durch das Tannicht. Es war kälter geworden, und der Nebel hatte sich in einen stetigen Landregen verdichtet. Nachdem ich meinen Leibgurt — es war jetzt wirklich ein „Schmachtriemen" geworden — enger geschnallt, überschritt ich den halbrunden Grasplan, der meinen Lagerfelsen vom Gehölz trennte. Am Waldrande stutzte ich, denn ich bemerkte ungeheure Bärenspuren. Vorwärts und rückwärts deuteten sie, immer vorwärts und rückwärts, in stets sich verengerndem Bogen tief in den lehmigen Boden eingepreßt. Ralph Robson, dem ich die Fährten später zeigte, schwur darauf, sie seien achtzehn Zoll lang und neun Zoll breit gewesen. Das ist so Ralphs Manier, aber er übertrieb diesmal nicht allzusehr.

Schließlich begegnete mir auch der Abdruck der linken Vordertatze mit der verlorenen Kralle. Ferner gewahrte ich, was mir tags zuvor entgangen, daß das linke Hinterbein lahm sein müsse, denn es schleppte augenscheinlich nach. Das unsichtbare Nachtgespenst gewann Gestalt.

Ein jeder kennt wohl das Gefühl, das einen beschleicht, wenn man irgendwo unversehens, aber unverwandt angestarrt wird. Man fühlt sich dadurch

beunruhigt und wird sich dessen zuletzt in unerklärlicher Weise bewußt. So hatte jedenfalls auch der heißhungrige Blick einer mordgierigen Bestie selbst den Schlaf eines Todmüden unterbrochen.

Ich bin in den Wildnissen des fernsten Nordwestens seit langen Jahren zahllosen Bären begegnet, die meist schleunigst die Flucht ergriffen. Jetzt aber fielen mir alte, halbvergessene Geschichten ein von jenen „Menschenfresser-Löwen", die — bejahrt, verkrüppelt und halbverhungert — keiner behenden Beute mehr nachjagen können und deshalb menschliche Opfer beschleichen. Das sind von allen Raubtieren die verschlagensten und gefährlichsten, und zu dieser Art

Unsere Expedition auf dem Eise.

zählte zweifellos mein Grisly. Höchst wahrscheinlich hatte er mich gestern schon verfolgt und wäre beim gänzlichen Erlöschen meines Lagerfeuers über mich hergefallen, wenn er mich schlafend gefunden. Jetzt war ich gewarnt. Obwohl ich immerhin bedauerte, nur zwei Kugeln zu besitzen, fühlte ich mich immerhin bedeutend erleichtert in dem Bewußtsein, es schließlich doch mit einem greifbaren Gegner und mit keinem Höllenspuk zu tun zu haben.

Dies war bereits der dritte Tag meiner Wanderung. Mein in der nächtlichen Aufregung vergessener Hunger kehrte mit nagender Doppelwut zurück und trieb mir einstweilen meinen Grislybären aus dem Sinn.

Nachdem ich über eine Meile zurückgelegt, begann mir das Herz doch wieder schneller zu schlagen. Denn erstens tauchte plötzlich vor mir einer der selbst in diesen menschenleeren Ödnissen gelegentlich vorgefundenen geheimnisvollen Totenhügel auf wie ein unheilverkündender Mahnbote, und dann kreuzte ich gleich darauf auf einer moorigen Bodenstelle wiederum die mir jetzt so wohlbekannte Bärenspur. Einige hundert Fuß weiterhin waren die nunmehr ganz frischen Fährten sogar unverkennbar in meiner Marschrichtung ausgeprägt. Dies gab mir ernstlich zu denken. Das schlaue Scheusal wanderte offenbar parallel mit mir dahin in der Berechnung, mich zuletzt kampfunfähig zu sehen.

Unter den obwaltenden Umständen war ich denn auch kaum überrascht, als ich endlich, gegen die Tagesmitte, den Feind zu Gesicht bekam. Ungefähr hundert Schritte zur Linken und ziemlich gleichen Tritt mit mir haltend, schlenkerte, scheinbar ungeschickt, der Riesenbär dahin, den mächtigen Kopf seitwärts schwingend und mich aus seinen boshaften Schweinsaugen aufs schärfste belauernd. So ein widerlicher, widerlicher

Die Nordabhänge des St. Elasberges.

Geſelle! „Er ging an meiner Seite im gleichen Schritt und Tritt“ — aber leider nicht als guter Kamerad.

Dürr, räudig, lahm und teilweise kahl, blieb doch dieser verzweifelte Buschklepper des Tierreiches das gewaltigste und abschreckendste Ungeheuer, das mir je zu Gesicht gekommen. Bloße Worte vermögen den Eindruck eines solchen, zum Äußersten getriebenen

„Wieder zog ich die Büchse an mich."

Mordgesellen kaum zu beschreiben. Offenbar ganz kürzlich vom Winterschlafe erstanden, hatte mich dieser Wegelagerer zum ersten Schlachtopfer nach langer Fastenzeit ausersehen.

Wohl trommelte mir in den Ohren das Blut zum Streite, und unter anderen Verhältnissen — wäre ich

meiner ſelbſt ſicher und nicht zugleich unruhig und abgehetzt geweſen — hätte ich auf dieſe Entfernung unbedingt losgedrückt. So aber beherrſchte ich mich, um meines Erfolges ganz, ganz ſicher zu ſein.

So wanderten wir denn nun ſelbander über die einförmigen Waldhügel dahin. Einmal, als ich halb verzweifelt gerade auf ihn los ſchritt, wies er mir winſelnd die Zähne, und ſeine Rückenhaare richteten ſich ſichtlich empor. Widerwillig nur ging er davon, unausgeſetzt über ſeine breiten Schultern zurückſchielend. Ein andermal, als ich mich niederſetzte, um auszuruhen, ſtellte er ſich auf den Hinterbeinen bis zu ſeiner ganzen Höhe auf und witterte gierig, die gewaltigen Vorderpranken gegen den kahlen, leeren Leib gedrückt — ein ſchrecklicher Anblick. Dann zogen wir weiter im ſtrömenden Regen, über gefallene Stämme und zwiſchen triefenden

Der Mount Natazha.

Bäumen — immer auf und ab, auf und ab. Plötzlich bemerkte ich, daß ich anfing mit mir selber zu sprechen, und versuchte nun, mich besser zusammenzunehmen. Bald darauf fiel ich über einen schlüpfrigen Baumstamm. Als ich mich wieder aufraffte, war mein Grisly zwanzig Schritte näher. Wie, wenn ich mich so verletzt hätte, daß ich hilflos liegen geblieben wäre?

Endlich sah ich vor mir eine kleine, ziemlich buschfreie Lichtung, zur rechten Hand von einer glatten Felswand begrenzt. Auf diesen Abhang hin lenkte ich meine Schritte, mein Bär unentwegt mir zur Linken und jetzt nur noch sechzig Schritte entfernt. Unbewußt begann ich zu singen. Aber das Gebaren meines Begleiters rief mich bald zu mir selbst zurück. Der schlottrige und doch so zielbewußte Bursche drückte sich beim Klange meiner Stimme flach auf den Boden und kroch weitere zehn Schritte heran. Darauf schwieg ich, blieb stehen und griff nach der Sicherung des Gewehres. Wieder saß er auf den Hinterpranken, faltete die Vordertatzen übereinander, stierte mich an und wiegte den unförmlichen Schädel. Jetzt wußte ich auch, was ich gesungen: es war die schaurige Kiplingsche Ballade vom Jäger Matun.

Bis auf weniger als fünfzig Schritte hatte er sich herangepirscht, als wir vor dem lotrechten Felsenwall anlangten, in dessen Mitte eine tiefe, schmale Längsöffnung bis zum Boden niederklaffte.

Mit dem Rücken nach dieser Spalte gekehrt, saß ich davor nieder, um nachzudenken. Mein Quälgeist machte ebenfalls bereitwilligst halt, reckte sich nach alter Weise mit schwankendem Kopfe und gefletschten Zähnen empor und überwachte mich aufs allerschärfste.

Viel länger durfte es so nicht weiter gehen, und plötzlich kam es mir wie eine Eingebung. Selbst in

meinem erſchöpften Zuſtande konnte ich auf dieſe Entfernung hin kaum fehlſchießen. Schlimmſtenfalls

Am 141. Meridian.

wußte ich jetzt aber auch dicht hinter mir einen Zufluchtsort, den Engſpalt, in den das Ungetüm mir nicht wohl zu folgen vermochte. Im entſcheidenden Augenblicke ließ mich die Kaltblütigkeit nicht im Stich. Ich

ſtützte meinen linken Ellbogen aufs Knie, legte ſorgfältig an, zielte ſicher aufs Herz meines höchſt intereſſiert zuſehenden Grisly und drückte los. Mit furchtbarem Gebrüll brach der Graubär im Feuer zuſammen und

Ralph Robſon und Dickie Martindale.

wälzte ſich am Boden, während ich die verſchoſſene Patrone ſchleunigſt durch meine letzte erſetzte. Schon glaubte ich, dieſelbe ſei nicht mehr vonnöten, als ſich der Grisly aufraffte und auf mich zuraſte. In einer Entfernung von zwanzig Schritten warf ihn mein zweiter Schuß aufs neue nieder. Doch war er im Nu wieder auf den Beinen, während ich mich ſeitwärts in die enge Ritze klemmte. Damals wünſchte ich — zum erſten und letzten Male — der Umfang meines

Brustkastens wäre kleiner gewesen. Denn bereits wenige Fuß von der Außenseite blieb ich elendiglich stecken, gerade als mein Todfeind mit glühenden Augen,

Großes Festmahl.

blutig geifferndem Rachen und einem wilden Wutgeheul auf meine Feste losstürmte. Vergebens versuchte er köpflings einzudringen, obwohl seine Zähne in unheimlicher Nähe schnappten und sein heißer Brodem mich streifte. Bald biß er in tollblinder Wut ins krachende Gestein, bald scharrte und kratzte er im

unnachgiebigen Felsenboden, und endlich fischte er gar nach mir mit gewaltigen Pranken, bis seine Krallen mich fast ritzten.

Wenige Minuten schienen mir wie Stunden. —

Endlich aber erlahmten seine Bewegungen. Er sank zu Boden, preßte einigemal seine Tatzen auf das aus zwei Brustwunden sprudelnde Blut, als ob er es stillen möchte, rollte langsam auf die Seite, tat einen letzten, tiefen Atemzug und regte sich nicht mehr.

Vorsichtig beobachtete ich meinen Grisly, aber er war tot und er blieb tot.

„Gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge", wie ich war, gelang es mir erst nach längeren Versuchen, mich zu befreien.

Zum Nachtessen hatte ich frischgerösteten Bärenschinken, der, wie vorauszusehen, sehr zähe war. Aber ich war durchaus nicht wählerisch.

Kein Alpdrücken störte mich diesmal aus meinem tiefen Schlummer. Spät erst am nächsten Morgen wurde ich durch helle Sonnenstrahlen geweckt.

In weiter Ferne leuchteten vertraut die Doppelspitzen des Mount Natazha, von letzten, langsam zerflatternden Nebelschwaden umweht. Am Fuße dieses Grenzberges lag unser Kamp. Eine kurze Strecke diesseits, dort, wo wir am 141. Meridian, der internationalen Scheidelinie, das erste Grenzdenkmal nördlich von den St. Eliasalpen errichtet hatten, unweit vom Kletsanbach, stieß ich auf meine beiden Zeltgenossen Ralph Robson und Dickie Martindale. Wie der Rest unserer Genossen hatten sie seit längerer Zeit nach mir geforscht.

Dickie verknallte alsbald die zehn Schüsse seines Magazinrevolvers. Das war ein verabredetes Signal und bedeutete: „Das Ganze halt und sammeln!"

Die Pferde waren bereits vorgestern wieder freiwillig im Kamp erschienen. Sie hatten sich inzwischen wohl auf ihre Hafersäcke besonnen.

Dem „Sammeln“ folgte natürlich die unvermeidliche „Kritik“. Jeder wäre selbstverständlich „meinen“

Nach der „Kritik“.

Grisly auf andere, schnellere und bessere Art losgeworden. Aber das war doch eigentlich meine Privatangelegenheit, da ich es war, den er hatte fressen wollen.

Inzwischen hatte unser Koch einen tüchtigen Imbiß vorbereitet, dem wir gebührende Ehre erwiesen.

Dann zogen mich Ralph und Dickie beiseite zu einem lauschigen Winkel im Busch. Ralph setzte sich links, Dickie lagerte sich rechts, und ich thronte in der

Mitte und mußte mein Bärenabenteuer noch einmal genau und ausführlich ſchildern.

Beide waren ganz aufgebracht, weil ihnen ſo etwas nicht paſſiere. Mein Erlebnis ſchien ſie aufs höchlichſte zu intereſſieren. Sie wünſchten ſogar, „mein Grisly wäre ihr Grisly geweſen“. Das wünſchte ich auch — aus ganzem Herzen. Den hätten ſie gerne haben können.

Zwiſchen den Stunden.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von H. Schobert.

(Nachdruck verboten.)

Wie ein eiskalter Strahl durchzuckte es ihn plötzlich vom Kopf bis zu den Füßen. Kerzengerade ſprang er auf und ſtarrte um ſich. Wo war er denn eigentlich? Wie kam er hierher? Wieviel Uhr konnte es ſein?

Eine Turmuhr in der Nähe gab Antwort. Drei tiefe Schläge dröhnten ihm in die Ohren.

Drei Uhr morgens!

Ja, um Gottes willen, was war denn mit ihm geſchehen? Wie kam er in dieſe ihm völlig fremde Gegend?

Er wußte nur, daß er ſich um halb zwölf Uhr mittags auf das Sofa in ſeinem Zimmer gelegt hatte, weil unerträgliche Kopfſchmerzen ihn folterten, ſo heftig, ſo qualvoll, wie er ſie noch nie geſpürt hatte. In ſeinem ganzen Leben war er ſtets geſund geweſen; erſt jetzt, während der Vorbereitung zum Aſſeſſorexamen, hatten ſich manchmal Eingenommenheit des Kopfes, Schwindel und Schmerz gezeigt. Aber er hatte nicht beſonders darauf geachtet. Das alles würde ja mit den anſtrengenden Vorbereitungen zum Examen aufhören und er wieder ganz friſch werden. Nur geſtern, ja geſtern — das war furchtbar geweſen! Und während er nachdenk-

lich in das fahle Grau des heraufdämmernden Morgens ſtarrte, fühlte er wieder das kreiſelnde, meſſerſcharfe Schneiden in ſeinem Gehirn wie geſtern. Nur viel, viel matter, nur wie eine leiſe anklingende Saite.

Und dann?

War er dann aufgeſtanden? Hierher gegangen? — Wo aber war er am Abend geweſen?

Unmöglich ſich zu erinnern — unmöglich, unmöglich!

Er blickte mit ſtarren Augen vor ſich hin.

Vor ihm aus grünem Raſen hoben ſich weiße Propyläen, denen muſchelförmige Bänke ſich anſchloſſen. Hohe, dichtbelaubte Bäume dahinter ziſchelten leiſe im aufſpringenden Morgenwinde, Blumenrabatten ließen Farbe und Düfte ahnen.

Mit einer müden Wendung ſeines Kopfes ſah er ſich nochmals ringsum.

Alles fremd!

Und dazu dies tote, graue Licht, das ſich zwar allmählich hob, aber alle Umriſſe ſchwer, wie aus Stein gehauen, ſeltſam unwirklich und beklemmend erſcheinen ließ!

Leo Lotz ſeufzte tief auf, und das Grauen, das zuerſt nur wie ein feiner Kälteſtrahl ihm den Rücken hinabgerieſelt war, wurde ſtärker und ſtärker.

Woher kam er? Was hatte er während der letzten Stunden ſeines Lebens getan? Warum ſtand etwas hinter ihm wie ein drohendes, unheimliches Geſpenſt, von dem ihm trotz allen Grübelns nichts bekannt war? Nichts als dies würgende Angſtgefühl! — Er hob die Hände wie zur Abwehr in den grauenden Morgen und ſah — ſah mit Entſetzen, daß ſie blutig waren — halb feucht noch, halb ſchon angetrocknet, aber blutig bis in die Manſchetten hinein. Auch dieſe rot, ebenſo das

Hemd, die Weste, die Beinkleider, selbst die Aufschläge des offenen Rockes.

Ein halberstickter Schrei rang sich von seinen Lippen.

Es war etwas mit ihm geschehen, etwas, von dem er nichts mehr wußte, weil er gar keine Erinnerung daran hatte. Daß es aber etwas Schreckliches gewesen — das fühlte er dumpf. — Blut an ihm — er selber in dieser Morgenfrühe an einem ihm völlig unbekannten, einsamen Orte — immer noch mit dem leisen, wühlenden Schmerz im Kopfe! — Was konnte das bedeuten?

Instinktiv griff er nach der Stirn, als müsse er seine Gedanken zusammenpressen, sie zwingen, ihm ein Bild der letzten Stunden zu entrollen, und da fühlte er wohl sein weiches Haar in straffem Scheitel unter den Fingern, aber die Kopfbedeckung fehlte!

Das Rätsel, das ihn umgab, wurde immer dichter, immer grauenhafter sein Seelenzustand.

Was konnte nur mit ihm geschehen sein?

Wie zerbrochen fiel er wieder auf die Bank zurück, auf der er bisher gesessen. Die dumpfe, schreckliche Leere in seinem Kopf entsetzte ihn, das krampfhafte Suchen nach einer Verbindungsbrücke zwischen gestern und heute trieb eiskalte Tropfen auf seine Stirn. Grauen erfaßte ihn angesichts dieser dunklen, unausfüllbaren Leere und der unerklärlichen, rätselhaften Blutspuren.

Inzwischen war der Morgen heraufgezogen, weicher wurde das Licht, ein verschlafener Vogellaut klang aus den Bäumen. Den einsam Dasitzenden schüttelte trotz der lauen Luft ein Fröstеln, das sich bis zum Zähneklappern steigerte.

Eines war sicher, er mußte schleunigst fort von hier, niemand durfte ihn so sehen!

Einen scheuen Blick warf er um sich, aber der überzeugte ihn, daß er allein war — ganz allein. Behutsam

faßte er mit der Rechten in die Taſche ſeines Beinkleides, denn fremdes Blut klebte ja an den Fingern. Ob ſeine Geldtaſche noch da war? — Gott ſei Dank, ja!

Als er ſie nun herauszog, um ſich von dem Inhalte zu überzeugen, bemerkte er, daß von der Faſſung des Ringes, den er am kleinen Finger trug, ein langes, dunkles Frauenhaar herabhing.

Er ſtarrte darauf nieder und fühlte, wie ihm dabei übel wurde. Der Juriſt in ihm regte ſich, und traumhaft zogen wilde Bilder durch ſein Hirn. Zwar nicht zu faſſen, darum aber nur deſto quälender.

Und aus dieſen Bildern löſte ſich plötzlich etwas — ein heller, klagender Frauenſchrei.

Ja — den hatte er gehört, den gab ſeine Erinnerung jetzt deutlich zu, wenn auch ſonſt noch alles Nacht blieb.

Ein Schrei, den er jetzt noch zu hören glaubte, und der ihn erzittern ließ.

Dann murmelte er halblaut, mechaniſch vor ſich hin: „Wer bin ich? — — Leo Lotz — Referendar, ſtehe dicht vor dem Aſſeſſorexamen, wohne Georgſtraße 159 Hochparterre; und heute iſt Dienstag, denn geſtern war Montag! — — Iſt heute aber auch ſicher Dienstag? — Wohne ich wirklich Georgſtraße 159? Iſt dies hier Berlin?“

Eine klägliche Angſt packte ihn plötzlich, wie er ſie nie gekannt, Tränen liefen ihm über das Geſicht. Er zitterte und zauderte, fürchtete ſich aufzuſtehen und mußte doch fort — fort, in ſeine Wohnung! — Da würde er allmählich ſein Bewußtſein, ſeine Erinnerung wiederfinden.

Nochmals verſuchte er aufzuſtehen. Der Kiesboden neben ihm wies dunkle Punkte — wahrſcheinlich war das auch Blut; und nun hörte er auf einmal ein leiſes Klirren an ſeiner Weſte.

Er griff hinab und hielt ein feines goldenes Kettchen in der Hand mit einem daran befestigten Amulett, so groß etwa wie ein Markstück, dessen Oberfläche in unregelmäßige Figuren geteilt und mit Hieroglyphen bedeckt war. Ganz neu mußte es noch sein, denn das Gold blinkte hell, als wäre es niemals auf heißer Haut getragen worden.

Im ersten Augenblick des Schreckens wollte Leo Lotz das Schmuckstück wegwerfen, dann aber krampfte er seine Finger ganz fest darum. Vielleicht brachte es Aufklärung, vielleicht gab es ihm die Erinnerung an seine verflossenen Lebensstunden zurück!

Langsam, fast taumelnd verließ er endlich seinen Platz und ging bis an die Straße; vielleicht fand er ein Gefährt, oder konnte sich wenigstens orientieren, wo er war.

Aber auch der Straßenname schien ihm fremd, jedenfalls kannte er diese Gegend nicht.

Die Straße war dicht mit Bäumen bestanden. Er lehnte sich an einen Stamm und sah zum Himmel auf. Rosige Wölkchen zogen über schimmernde, fast noch weißliche Bläue. Es wurde schon Tag. Aber noch still wie ausgestorben lag die breite Straße da, die sich allmählich mit Licht zu füllen begann.

Eine schreckliche Angst packte Lotz. Wenn Leute ihn so sahen, mit Blut besudelt, ohne Hut — was mußten die von ihm denken! Fester lehnte er sich mit dem Rücken an den dichtbelaubten Baum, als hoffe er dadurch verborgen zu werden, und dann wartete er in der träumerischen Stille auf irgend etwas, das ihn retten konnte.

Und es kam! — Ein Wagen ratterte in der Ferne, kam näher, fuhr an ihm vorüber — eine halbgeschlossene Droschke, deren Lenker, die Zügel lose in der Hand,

ſeinem Pferde das Heimfinden überließ und mit ſanft geneigtem Haupte ſchlief.

Als der Roſſelenker dicht neben ihm war, ſprang Lotz in den Wagen, zog die Decke bis an den Hals hinauf und rief: „Georgſtraße 159!“

Unwillig brummte der Kutſcher, denn er wollte vom Nachtdienſt nach Hauſe. Da aber die genannte Straße ihm nur einen kleinen Umweg ausmachte, ſo nahm er die unerwartete Fuhre noch mit und trieb den Gaul an, ohne daß der aber ſeine Geſchwindigkeit verſtärkte.

Mit einem Aufſeufzen der Befreiung lehnte Lotz ſich in die Ecke und ſtarrte vor ſich hin. Wie ſonderbar das alles war! Fühlte er ſich nicht wie gerettet? — Was hatte er aber denn nur begangen, daß ihm wie einem Verbrecher zumute war?

Er ſah nicht, wie die Straße allmählich belebter wurde, wie in einem Café die letzten Lichter erloſchen, weil der Tag ſeinen ſtrahlenden Einzug hielt, hörte nicht die pfeifenden Bäckerjungen, die johlenden Nachtbummler — er grübelte.

Da war endlich die Georgſtraße. Ihm ſchien, als ſei er eine Ewigkeit gefahren. Mit der Hand fuhr er an die benommene Stirn, und da ſah er wieder das getrocknete Blut, ſah Kette und Amulett.

Nun noch zwei Häuſer! Er mußte den Kutſcher bezahlen, aber mit den blutigen Händen ging das nicht gut.

Er fuhr in die Bruſttaſche, ſuchte nach dem Taſchentuch, fand es, ſchlang es um die Finger und reichte ſo — verbunden wie ein Verletzter — das Geld dem Kutſcher. Dann war er draußen, ſprang mit zwei Sätzen über das Trottoir und ſtand gleich darauf in ſeinem Zimmer.

Gott sei Dank!

Daß der Kutscher dem sonderbaren, hutlosen Fahrgaste mit bedenklichem Kopfschütteln nachgesehen und, ehe er fortfuhr, noch einen langen, prüfenden Blick auf das Haus und dessen Nummer geworfen, hatte Lotz nicht mehr bemerkt.

Er stürzte zunächst ein paar Glas Wasser hinunter und trat dann vor den Spiegel. Ein grünlich bleiches, fast totes Gesicht starrte ihm daraus entgegen mit erloschenen Augen, bläulichen Lippen und einem so sonderbaren Ausdruck in den Mienen, daß er heftig erschrak.

Er sah auf den Abreißkalender über dem Schreibtisch. Der zeigte Montag den 23. Mai. Aber — war heute auch wirklich Dienstag? In seinem Zimmer sah es so feierlich still und aufgeräumt aus, daß er ebensogut längere Zeit fortgewesen sein konnte. Er wußte es jedenfalls nicht.

Allmählich fing er an, sich zu entkleiden, aber als er den blutdurchtränkten Anzug nun in den Händen hatte, kam wieder Furcht und Schrecken über ihn. Gesicht und Kragen waren rein, die Flecke begannen erst in Schulterhöhe, ihm selber konnte also nichts zugestoßen sein. Geschwind nahm er den Anzug und hängte ihn zuhinterst in den Kleiderschrank, warf die blutige Wäsche zusammengeballt in den äußersten Winkel, schloß zu — und zog den Schlüssel ab. Auf den Stuhl legte er frische Wäsche und einen anderen Anzug, die Stiefel rieb er blank. „Wie ein gewiegter Verbrecher," dachte er. Aber es kam ihm zum Bewußtsein, daß er das alles doch mehr mechanisch als mit Überlegung tat.

Dann wusch er sich von Kopf bis zu Fuß, als wollte er sich die Haut abreiben, starrte gedankenlos in das

blutige Waſſer, das er ausgoß, leerte die ganze Karaffe noch hinterher und legte ſich dann ins Bett, denn das nervenzerreißende, aufpeitſchende Bohren und Winden in ſeinem Gehirn hatte ſich wieder verſtärkt.

Als er nun ſo ſtill dalag, den Kopf auf dem Kiſſen, kam wie von weither, bis er allmählich das ganze Zimmer zu füllen ſchien, jener helle, klagende Frauenſchrei, der allein ihm die Brücke zwiſchen dem Heute und Geſtern war.

Er ſetzte ſich aufrecht — er horchte! — Alles war ſtill. Nur ſein Blut begann zu rauſchen, ſein Herz klopfte wild, Schweißperlen feuchteten ſeine Stirn.

Dann gab er ſich einen gewaltſamen Ruck. Jetzt hieß es zuerſt einmal ſchlafen. — Dann — ja dann würden die Nerven beruhigt ſein, das Gedächtnis zurückkommen.

Und er ſchlief wirklich ein. Jäh — gewaltſam ſtürzte ſich der Schlaf auf ihn und hüllte ihn in ſeinen Mantel.

Nur mit Mühe kam er wieder zu ſich, als es wiederholt an ſeine Tür klopfte.

„Wer iſt da?“ ſchrie er heiſer und ſprang auf.

„Ich — Frau Brückner mit dem Frühſtück! — Es iſt zwölf Uhr, Herr Referendar.“

Ja, das war die ruhige, etwas ölige Stimme ſeiner Wirtin, die ihn da aus ſchwerem, unerquicklichem Schlafe riß.

Er ging zur Tür und riegelte auf, dann legte er ſich wieder nieder. Daß er fortwährend mit dem Hinterkopf auf dem Kiſſen herumfuhr, wußte er kaum.

Die alte Frau ſetzte den Kaffee auf den Nachttiſch und ſagte lächelnd: „Es iſt auch ein Brief von dem Fräulein Braut da!“

Er ſah den großen, weißen Umſchlag auf der zuſammengefalteten Zeitung liegen, und das gab ihm einen Ruck. Ja richtig! Sabine, ſeine Braut! Er hatte

doch gestern abend zu der Mutter Justizrätin kommen sollen! — War er nicht dagewesen?

Das Dunkel in ihm lichtete sich nicht, so fest er die Zähne auch zusammenbiß.

„Aber, wie sehen der Herr Referendar denn aus?“

Frau Brückner erschrak wirklich und starrte ihn entsetzt an.

„Ich habe scheußliche Kopfschmerzen!“ Er drehte das Gesicht zur Seite und überlegte, was er fragen sollte, um sich vielleicht einen Faden durch das Labyrinth der letzten Stunden zu verschaffen.

Aber die Frau kam ihm zuvor. „Darüber klagten der Herr Referendar ja gestern mittag schon. Das kommt wohl vom vielen Arbeiten.“

Also erst seit gestern hatte er seine Erinnerung verloren.

„Wann ging ich gestern eigentlich fort, Frau Brückner?“ fragte er weiter. „Ich erinnere mich nicht mehr so genau.“

„Wohl so zwischen sechs und sieben,“ gab sie bereitwillig Auskunft. „Als ich ging, lag der Herr Referendar noch auf dem Sofa. Als ich wiederkam, waren Sie weg. — Ach, und auch noch den Anzug gewechselt? Der graue war es doch gestern — und heute liegt der dunkelblaue hier!“

„Der graue Anzug muß gereinigt werden,“ sagte er.

„Schön, werde ich besorgen. — Aber — ist die Welt nicht scheußlich, Herr Referendar! Da haben sie heute morgen ein hübsches junges Mädchen ermordet aufgefunden — im Tiergarten, an einem ganz einsamen Platze! — Scheußlich! Die Kehle mitten durchgeschnitten! — Solch ein gemeiner Kerl! — Daß man den nicht gleich aufhängen kann!“

Sie hatte die Zeitung entfaltet und reichte sie ihm.

Ihm wurde es rot vor den Augen, und der geöffnete Brief ſeiner Braut fiel ungeleſen auf die Decke.

„Ja, ja, Frau Brückner,“ ſagte er nur und winkte matt mit der Hand.

Sie ging hinaus. Jetzt riß er die Zeitung an ſich; mit weit aufgeriſſenen Augen verſchlang er den Polizeibericht.

Ein Mädchen getötet — anſcheinend an derſelben Stelle, an der die Leiche lag, denn die ganze Umgebung war getränkt von Blut. Schwarze Haare, kragenloſe Bluſe, ſo daß das Meſſer keinen Widerſtand fand, als es in den Hals der Toten gefahren war. Kein Fingerzeig, wer der Mörder ſein könnte — nichts!

Ihm wurde plötzlich übel, und er ließ das Blatt fallen.

Konnte er das geweſen ſein in dem Zuſtande von Unbewußtſein, in den er ſeit geſtern gefallen war? Unbewußt war ihm doch alles, was geſchehen — nur der Schrei, der gräßliche Frauenſchrei!

Sein Haar ſträubte ſich. Unmöglich!

Was aber war unmöglich, wenn jemand ſein Bewußtſein verlieren und doch handeln konnte wie vielleicht ein normaler Menſch!

Und das Blut! Das Blut!

Die Zähne begannen ihm zu klappern, die Augen traten aus ihren Höhlen, als er immer und immer wieder zu leſen begann.

Aber es war ja ein Ding der Unmöglichkeit, daß er, Leo Lotz, der ſich nicht erinnern konnte, jemand in ſeinem Leben etwas Unrechtes getan zu haben, in einem Zuſtand anormaler Geiſtesverwirrung ſo weit kommen konnte, ein Verbrechen auf ſich zu laden, einen Menſchen — ein wehrloſes Weib zu töten!

All ſeine Jugenderinnerungen ſuchte er hervor,

um ſich nur auf eine Grauſamkeit zu beſinnen. Es gelang ihm nicht. Solange er denken konnte, hatte man ſein gutes Herz, ſein weiches Gemüt gelobt. Das alles konnte ſich doch nicht mit einem Schlage gewandelt haben!

Würde Sabine ihn lieben können, wenn ein Verbrecher in ihm lebte?

Er hielt das für ausgeſchloſſen. Aber ſie liebte ihn!

Jetzt endlich nahm er ihren Brief auf und las ihn.

„Liebſter Leo! Warum biſt Du geſtern abend nicht gekommen, obgleich Du es mir ſo feſt verſprochen hatteſt? Mama und ich haben bis zehn Uhr auf Dich gewartet. Aber als wir ſahen, daß dann die Häuſer geſchloſſen wurden, habe ich lange geweint. Du darfſt nie und nimmer allein laſſen

Deine kleine Sabine.

PS. Heute kommſt Du doch! Ganz, ganz beſtimmt — ja? — Hier ſteht ein Kuß für dich!“

Was ſollte er tun? Sich mit Freundesbeſuch entſchuldigen, mit Krankheit — oder ruhig hingehen?

Er mußte unbedingt hin und ſeine Verſäumnis von geſtern abend entſchuldigen. Vielleicht — nein, hoffentlich war alles nur Hirngeſpinſt, und die Sache klärte ſich ganz natürlich auf.

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch. Aber im Umſehen war er wieder in Grübeleien verſunken. Obgleich er fühlte, daß ſein Gehirn jetzt ganz normal arbeitete, ließ die Erregung über die klaffende Lücke in ſeiner Erinnerung nicht nach, trotzdem er ſich bewußt wurde, daß es ein Unſinn war, ſich mit dunklen Dingen zu quälen, die abſolut noch nicht feſtſtanden.

Aber während er ſich das alles klarzumachen verſuchte, empfand er doch, daß er in den letzten Stunden wie unter einem unerklärlichen Zwange ſtehend ge-

handelt hatte, genau ſo, als wäre er wirklich ein Verbrecher, der ſorgſam jede Spur ſeiner Tat verwiſchen mußte, um ſich zu ſichern.

Und da fiel ihm plötzlich ein, daß einmal in der fröhlichen Studentenzeit ein Kollege von der mediziniſchen Fakultät ihm eine Schrift geborgt hatte, in der von den ſogenannten Dämmerungszuſtänden Nervenkranker die wunderbarſten Dinge erzählt waren, und in dem betont wurde, daß gerade dieſe merkwürdigen Zuſtände noch dunkles Land für die Ärzte bedeuteten.

„Quatſch!“ hatte er damals geſagt, als er auch ſeinem beſten Freunde Kern die Broſchüre zum Leſen gegeben. „Wie kann ein vernünftiger Menſch ſolchen Zuſtänden anheimfallen? — Irre — ja; das kann ſchon ſein! Aber wir vernünftigen Menſchen, würden wir wohl jemals unſere Erinnerung — außer bei Trunkenheit — völlig verlieren können? — Sehen wir ſo aus?“ Er hatte ſich dann zu ſeiner vollen Höhe aufgerichtet, die Hände eingeſtemmt und Kern herausfordernd angeſehen.

Wie deutlich ſtand ihm die Szene in dieſem Augenblicke wieder vor Augen!

Aber auch des Freundes Entgegnung hörte er wieder: „Menſch! Wer weiß denn, ob in ſolchen Stunden des einzig wachen Unbewußtſeins uns nicht irgend ein ataviſtiſches Gelüſt übermannt, das vielleicht — ſeit Jahrhunderten von unſeren Vorahnen her geknebelt in uns liegend — plötzlich frei wird und uns zu unausdenkbaren Streichen verführt! Übrigens ein ſchauderhafter Gedanke! Gib das Buch zurück! Wir Juriſten brauchen keine dicken, ſondern helle Köpfe!“

Leo Lotz ſprang auf und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. Zum Teufel mit allen Gedanken! Eſſen wollte er jetzt, ſpazieren gehen dann — und vielleicht

zu einem Arzte, damit er ihm half, das vermaledeite Dunkel zu lüften, oder — der ihn kräftig auslachte.

Danach sehnte er sich am meisten, nach einem befreienden Lachen, in das er einstimmen konnte, und vor dem jeder Spuk verflog.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber der Nervenarzt, den er aufsuchte, lachte gar nicht. Er sagte ihm sogar, daß die Fälle, in denen ein Mensch das Bewußtsein seines Ichs auf Stunden — ja Tage und Jahre vollständig verlor, durchaus nicht so selten seien. Daß kein Weg von dem einen zum anderen Ich hinüberzuführen brauche.

Und er erzählte ihm eine ganze Reihe von Fällen, in denen das zweite Ich ebenso normal gehandelt hatte, wie etwa das erste gehandelt haben würde, und daß nur die Augen Verräter geworden seien.

Leo Lotz hörte nachdenklich zu. Er erinnerte sich jetzt, mehrfach von verschwundenen, umherirrenden Menschen gelesen zu haben, deren Angehörige verzweifelt nach ihnen suchten, bis sie endlich irgendwo — manchmal sogar an weit entlegenen Orten — aufgefunden wurden. Er hatte das meist skeptisch belächelt und irgend einen verborgenen Grund angenommen, der das Untertauchen des Betreffenden wünschenswert erscheinen ließ.

Nun saß er mit etwas vorgeneigtem Kopfe neben dem Arzt und hörte zu, was der sagte.

Plötzlich blickte er auf. „Aber daß ein Mensch in solchem Zustande — wohlverstanden ein ehrenhafter Mensch — Dinge begehen könnte, an die er sonst nie auch nur gedacht haben würde — das, Herr Doktor, ist doch wohl ganz unmöglich?“

„Unmöglich? — Was ist überhaupt unmöglich, wenn es sich um so unerforschte Gebiete der Seelenkunde

handelt? — Erfahren von einem ſolchen Falle habe ich allerdings noch nichts — und möchte daher auch nicht eher daran glauben. Im allgemeinen verläuft die Sache wohl harmlos. Ihnen aber, Herr Referendar, kann ich nur raten, ein paar Tage auszuſpannen, an die See zur Erholung zu gehen und ſich nicht in kraſſen Ideen zu ergehen. Das Dunkel lichtet ſich oft ganz unerwartet, und das Erinnerungsvermögen arbeitet dann wieder tadellos.“

Leo Lotz ſtrich ſich über die Stirn. „Iſt das nicht ein Zeichen von Idiotismus, Herr Doktor?“ fragte er noch. „Eine Sache, die oft wiederkehren kann?“

Der Doktor zuckte die Achſeln. „Solche Anfälle können wiederkommen, notwendig iſt das aber nicht. Ein Fall von Idiotismus liegt aber keinenfalls vor. Gerade die geiſtig begabteſten und tüchtigſten Menſchen neigen zu ſolchen Zuſtänden durch Überreizung der Nerven. Freilich empfiehlt es ſich für die Zukunft, ſtets eine Viſitenkarte bei ſich zu tragen, um die Rekognoſzierung zu erleichtern.“

Leo Lotz hatte kaum mehr zugehört. Eine Frage bohrte in ihm, der er nicht ſo recht Ausdruck zu geben vermochte. Aber jetzt, als er merkte, daß der Arzt zu Ende war, raffte er ſich doch dazu auf.

„Iſt es möglich, daß in einem ſolchen Zuſtande der Bewußtloſigkeit Verbrechen begangen werden können?“ fragte er und ſah ſeinem Gegenüber ſcharf in die Augen. „Iſt das überhaupt denkbar? Mich als Juriſten intereſſieren natürlich derartige Fragen beſonders,“ ſetzte er haſtig hinzu, denn ihm ſchien, als ob der Arzt eine überraſchte Bewegung machte.

„Warum denn nicht? — Mir freilich iſt in meiner Praxis noch kein derartiger Fall vorgekommen. Ich entſinne mich auch nicht —“

Und Leo Lotz ſtand dann wieder mit demſelben Gefühl dumpfer Angſt, das ihn bisher gefoltert hatte, auf der Straße. Die Unterhaltung mit dem Arzt hatte ihm keine Erleichterung gebracht. In ihm und um ihn blieb nach wie vor alles dunkel. Auch die Kopfſchmerzen hatten ſich wieder verſtärkt.

Und jetzt würde Sabine ihn erwarten.

Er ging eilig. Sein Herz ſchwoll vor Sehnſucht nach der Geliebten, aber er war feſt entſchloſſen, kein Wort von dem Geſchehenen verlauten zu laſſen. Ein Gefühl von Scham ſchloß ihm den Mund, Scham, daß ihm, dem friſchen, geſunden Manne, ſolche Unmöglichkeiten paſſieren konnten. Erniedrigt kam er ſich dadurch vor, darum durfte niemand etwas davon erfahren. Mit einem Jubelſchrei flog ſeine Braut ihm an den Hals.

„Endlich, Leo! Endlich! — Ich habe ſolche Sehnſucht nach dir gehabt und ſolche Angſt.“

„Warum denn Angſt?“ fragte er lächelnd und ſah ihr in die feuchten Augen.

„Ich weiß nicht. Eine andere könnte ja —“

„Aber Sabine!“ tadelte die Rätin lächelnd. — „Da ſiehſt du, Leo, wie du ſie mit deinen täglichen Beſuchen verwöhnt haſt.“

„Warum biſt du denn nicht gekommen? Und haſt nicht einmal Nachricht geſchickt, obgleich du es ſo feſt verſprochen hatteſt!“

„Ich hatte ſo furchtbares Kopfweh, daß ich alles darüber vergaß.“ Er ſtrich mit der Hand über die Stirn. „Dergleichen kannte ich noch gar nicht.“

„Ja, du ſiehſt elend aus, Liebſter! Aber nun iſt es vorüber — nicht?“ Sie zog ihn auf ſeinen gewohnten Platz und glitt beruhigend mit ihren kühlen Fingern über ſein Haar. „Wenn nur das Examen erſt vorüber wäre! Dann gibt es Erholung!“

„Der Doktor hat mir jetzt ſchon einen dreitägigen Luftwechſel verordnet. Ich ſoll an die See.“

Ihr liefen langſam zwei Tränen über das Geſicht. „So lange ſoll ich dich hergeben, Liebſter?“

„Sei nicht unvernünftig, Sabine! Zuerſt die Geſundheit! Und Leo ſieht wirklich ſchlecht aus,“ ſagte die Rätin ſtreng.

„Nächſtes Jahr bin ich deine Frau,“ flüſterte ſie, ſich zärtlich an ihn ſchmiegend. „Dann trennen wir uns nie mehr.“

„Nie, Sabine!“

„Wir wollen Mama bitten, daß wir mit dir an die See gehen. Unſere Geſellſchaft wird dir ja wohl nicht ſchaden, Leo!“ neckte ſie.

Sie gingen in das Nebenzimmer, während die Juſtizrätin ihre Abendzeitung las.

„Denkt euch,“ rief ſie plötzlich, „nicht weit von der grauſigen Mordſtelle hat die Polizei einen feinen, neuen runden Herrenhut gefunden, der vielleicht zur Entdeckung des Täters führen wird.“

„Oh, das wünſchte ich!“ ſagte Sabine. „Wer ſolche Scheußlichkeit begeht, ein armes Mädchen hinzumorden, der verdient nichts anderes, als auch hingerichtet zu werden. Da bin ich ganz mitleidlos.“

„Ich auch!“ beſtätigte die Mutter.

Leo Lotz hatte ſich auf den nächſten Stuhl geſetzt. Das Blut brauſte ihm in den Ohren, der Hals war ihm wie zugeſchnürt, er konnte kaum atmen.

Und die Rätin las weiter vor: „Der Hut trägt den Firmenſtempel eines der erſten Geſchäfte und unter demſelben ein eingeklebtes goldenes L.“

Sie kam nicht weiter. Ein Stöhnen von den Lippen ihres Schwiegerſohnes ließ ſie erſchreckt aufblicken. Auch Sabine ſchrie auf.

Er lag gegen die Lehne des Sessels gesunken — wie erschlagen. Seine Augen waren geschlossen, die Haut grünweiß, dicke Schweißtropfen standen an den Schläfen und auf der Stirn.

Nachdem sich die beiden Frauen ein Weilchen um ihn bemüht hatten, schlug er die Augen wieder auf und sah wild um sich, während seine Zähne zu klappern begannen.

„Um Gottes willen, Leo!“ sagte die Rätin erschrocken, und die weinende Sabine abwehrend setzte sie energisch hinzu: „Du bist wirklich krank, Leo! — Geh nur an die See, aber gleich! Wir gehen auf keinen Fall mit. Du mußt absolute Ruhe haben!“

Dabei befeuchtete sie seine Stirn mit kaltem Wasser, gab ihm zu trinken und strich mütterlich liebevoll über seine bleichen Wangen.

Mit aller Gewalt nahm er sich zusammen, zwang sich zu einem Lächeln und sagte dann: „Seid nicht böse, bitte — meine Kopfschmerzen von gestern. — Sie gehen wohl bald vorüber.“

„Du gehst gleich nach Hause, Leo — gleich! Und legst dich zu Bett. Ich sehe morgen mit Sabine nach dir, wie es geht.“

Er sträubte sich noch ein wenig, aber im Grunde war es ihm ganz recht, daß die Damen ihn entließen. Wie hätte er es hier noch aushalten können, wo jeder Atemzug ihn würgte und er doch nicht wagen durfte, sich unbeherrscht zu zeigen. Auch die Zeitung, auf die er mit brennendem Verlangen stierte, konnte er nicht an sich reißen, um das Gehörte mit eigenen Augen zu verschlingen. Was hätte die Rätin von ihm gedacht! — Und — es war ja jetzt gar kein Zweifel möglich! Der Hut gehörte ihm, war erst vor ein paar Tagen gekauft. Die Verkäuferin würde sich ja seiner sofort erinnern,

da er wegen des Buchſtabens, der nicht nach ſeinem Geſchmack geweſen, Anſtände gemacht hatte.

Scheu blickte er zu den beiden Damen hin. Machte die das L denn nicht ſtutzig?

Nein! Sie waren nur in Sorge um ihn, dachten gar nicht daran, auch nur die geringſte Beziehung zwiſchen ſeinem Namen und dem Hutbuchſtaben zu finden. — Wie ſollten ſie auch dazu kommen? Er war ihnen doch als einwandfreie Perſönlichkeit bekannt, anſtändig und vertrauenswürdig von Charakter und Gemüt. — Nein, nein! Ihn würden ſie nie verdächtigen, es gab ja ſo viele Namen, die mit einem L anfingen!

Er wiſchte wiederholt über ſein Geſicht, auf dem der Schweiß immer neu perlte.

„Geh nach Hauſe, Leo,“ mahnte nochmals die Rätin, „und lege dich nieder. Wird es nicht beſſer, ſchicke zum Arzt. Verſprich mir das — hörſt du?“

Er verſprach alles, küßte Sabine und ſchlich mit wankenden Knien die Treppe hinab. Dann aber, als er ſich unbeobachtet wußte, ſtürmte er um die Ecke. Eine Zeitung mußte er haben um jeden Preis.

Gleich drei Nummern kaufte er und ſchlug dann den Weg zum Tiergarten ein. Es zog ihn zu dem Ort des Verbrechens, wie man ja jedem Verbrecher nachſagt, daß er die Stätte ſeiner Untat mit Vorliebe noch einmal aufſucht.

Dieſer heftige Wunſch in ihm verwirrte ihn nur noch mehr.

Was veranlaßte ihn dazu? Das ſchreckliche Unterbewußtſein in ihm vielleicht, das allein von ſeiner Tat wußte?

Am liebſten hätte er ja laut hinausgelacht. Aber merkwürdig, was er ſich auch denken, ſich vernünftig vorreden mochte — er kam damit nicht weiter!

Digitized by Google

Die Zeitungen in der ſchlaff herabhängenden Hand durchquerte er den Tiergarten bis zu der Stelle, wo man die Leiche gefunden hatte. Auf dem Grasboden ſah man noch dunkle Flecke, ein paar Zweige waren geknickt, der Raſen niedergedrückt. So viel konnte er bei dem weiten Abſtand erſpähen, denn Menſchen in Haufen ſtanden und gingen auf dem breiten Promenadenwege, um einen Blick auf die Mordſtelle zu werfen. All dieſe Leute trieb nur die Neugier, die Luſt am Grauſigen her, das ihnen einen Nervenkitzel verſprach.

Und vor all dieſen Leuten, vor dieſen neugierigen Augen ſcheute er ſich plötzlich; mit abgewendetem Kopfe ging er vorüber, hörte aber doch alles, was ſie da redeten und mutmaßten.

„Ein ganz Feiner ſoll es geweſen ſein, denn der Hut war ein teures Stück. Und da hat er gelegen — da!“

Der Mann, der das ſagte, wies mit der Hand nach links, wo der Weg eine Krümmung machte und ein Baumzweig ſo niedrig hing, daß ein großer Menſch leicht in die Verlegenheit kommen konnte, dadurch ſeine Kopfbedeckung zu verlieren.

„Ja — wenn ſie den man kriegen!“ erwiderte der Angeredete in zweifelndem Ton.

„Na, unſere Polizei wird ſchon hinter ihm her ſein, die wird ihn ſchon erwiſchen!“

„Eine noble Belohnung haben ſie ja für die Entdeckung ausgeſetzt. Das tun ſie zwar immer in ſchwierigen Fällen, aber —“

„Wird ſich ſchon einer melden, der den Kerl geſehen hat.“

Lotz ſah ſich ſcheu um. Sahen ſie ihn nicht alle an, die hier halb zweifelnd, halb neugierig ſprachen, ſtießen ſie ſich nicht heimlich an und deuteten auf ihn?

Gewaltſam brach er ſich Bahn, ſonſt wäre er erſtickt. In das tiefſte Dickicht kroch er, und beim letzten Tageslicht las er noch einmal aufmerkſam die Zeitungsartikel über das Verbrechen, den Fund des Hutes und die ausgeſetzte Belohnung von fünfzehnhundert Mark.

Da wurde ihm plötzlich übel. Er mußte ſich mit dem Rücken feſt anlehnen und fühlte, daß Tränen ihm aus den geſchloſſenen Augen rannen, heiße Tränen über ſein unverdientes, grauſames Schickſal, das ihn zu zermalmen drohte.

Geſtern abend um dieſe Zeit mußte er von Hauſe weggegangen ſein, ſchon ohne Bewußtſein ſeiner ſelbſt. Menſchen waren ihm ſicherlich begegnet, hatten ihm auch wohl in das Geſicht geſehen und wußten alſo, wo er geweſen war. Nur er ſelbſt wußte es nicht! Er nicht!

Nun war es ganz dunkel und ſtill um ihn geworden, hie und da blitzten elektriſche Lichter auf, und er fühlte plötzlich, daß er Hunger hatte, quälenden Hunger. Er mußte irgendwo etwas eſſen.

Ein kleines, ſtilles Lokal lag an der Ecke der erſten Straße, in die er einbog. Er trat ein und beſtellte etwas. Mit Heißhunger ſchlang er das Gebrachte hinab. Und dann fiel ihm plötzlich ein, wie lange er ſich wohl noch der Freiheit zu erfreuen haben würde, wenn ſie ſeinen Hut rekognoſziert hätten. Hinter Gefängnismauern würden ſie ihn ſetzen — und dann — und dann —

Er ſprang auf, legte das Geld auf den Tiſch und ſtürmte davon.

Fort aus Berlin! Auf alle Fälle fort!

Unterwegs beſann er ſich wieder anders. Was nützte ihn denn eine Flucht? Faßten ſie ihn nicht hier, dann ſicherlich anderswo, denn ſie würden ihn ja verfolgen!

Er blieb ſtehen und ſah die lichtdurchflimmerte Straße hinab. War er nicht unſinnig mit all dieſem Sinnieren und Grübeln? Dabei mußte ja jeder vernünftige Menſch verrückt werden!

— — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Polizeipräſidium hatte ſich ſchon am Morgen nach dem Morde ein Droſchkenkutſcher gemeldet und verlangt, eine Ausſage zu machen. Zu einem Kriminalkommiſſar geführt, erzählte er von dem ſeltſamen Fahrgaſte, den er zwiſchen drei und vier Uhr morgens in ſeinem Wagen heimbefördert hatte.

„Et war zwar 'ne janz andere Jegend, Herr Kriminal," ſagte er zum Schluſſe, „aber der Menſch kann doch loofen, beſonders mit 'nem böſen Gewiſſen. Und dat er ſich die Hand verbinden dat und janz voll Blut war, dat ſtimmt."

Er ſchüttelte noch nachträglich bedenklich den Kopf, gab dann noch des ſonderbaren Fahrgaſtes und ſeine eigene Adreſſe an und ging mit dem erhebenden Gefühl ab, dem Staate einen großen Dienſt geleiſtet zu haben. Und die Belohnung bekam er vielleicht auch.

Der Kommiſſar, der alles zu Protokoll genommen hatte, erteilte ſeine Weiſungen, denn wenn auch kaum eine der inzwiſchen eingelaufenen zahlreichen Mitteilungen von Belang ſein würde, geprüft mußten ſie doch alle werden. —

Leo Lotz ſchlief inzwiſchen einen totenähnlichen Erſchöpfungsſchlaf, aus den ihn Frau Brückner erſt mit der Ankündigung riß, daß ſeine Braut mit ihrer Mutter in der nächſten Konditorei auf ihn warteten.

Er kleidete ſich eilig an, aber niemals war ihm ſein Minnedienſt ſchwerer geworden als an dieſem Vormittage. Mit brennendem Kopf und geröteten Augen, mit nervös zuckenden Lippen, bleich und fahl trat er

Sabine gegenüber, die bei seinem Anblick entsetzt zurückfuhr. Auch die Justizrätin erschrak, sagte aber nichts, schlug vielmehr eine Spazierfahrt in die Umgegend vor, wo man gemütlich zu Mittag essen und sich erholen konnte.

Sabines überraschtes Gesicht verriet, daß davon vorher zwischen ihnen keine Rede gewesen war.

Lotz küßte der Rätin dankbar die Hand. Ja, das war wohl das beste! Hinaus ins Freie! Da würden seine Nerven sich beruhigen, so daß er nicht in jedem Vorübergehenden einen Verfolger erblickte. Es war ja alles so gräßlich sinnlos — diese Angst, dies Peinigen seiner selbst! Er wußte doch nichts von jenen Stunden, folglich konnte man ihn nicht haftbar machen für das, was darin geschehen.

Die frische Luft tat ihm wirklich gut, die Fahrt beruhigte ihn allmählich, und Sabine war zärtlich und lieb zu ihm wie immer.

Unterwegs griff er zufällig in die Tasche. Da vermißte er plötzlich den Schlüssel zu seinem Kleiderschranke. Wenn die Brückner nun spionierte, den Anzug fand, den er verleugnet hatte, weil er über und über mit Blut besudelt war!

Er bekam einen roten Kopf und hatte das Gefühl, sofort wenden lassen und nach Hause rasen zu müssen, um den vergessenen Schlüssel zu holen. Ein paarmal holte er tief Atem, wie ein Reif legte es sich ihm wieder auf die Brust.

Die Rätin beobachtete ihn stumm. Sie wußte nicht recht, was sie aus ihm machen sollte. Jedenfalls gab ihr sein Wesen zu denken. Das waren nicht nur Kopfschmerzen vom angestrengten Studium — irgend etwas anderes quälte ihn noch außerdem.

— — — — — — — — — — — — — —

Es klingelte an Frau Brückners Tür. Ein Kriminalbeamter, der die Aussagen des Droschkenkutschers nachprüfen sollte, hatte bald herausgefunden, wer der Fahrgast jener Nacht gewesen sein konnte, da es Georgstraße 159 viele möblierte Herren nicht gab.

Frau Brückner erschrak nicht wenig, als der Beamte sich bei ihr durch seine Marke legitimierte.

„Mein Mieter?“ schrie sie in den höchsten Tönen der Erregung. „Mein ordentlicher, solider Referendar und solch ein unsinniger Verdacht?“

Mit dem Beamten betrat sie das Zimmer, mußte sich aber sofort einen Augenblick setzen, denn der Schreck war ihr in die Knie gefahren.

„Wissen Sie, wo Ihr Mieter seine Hüte hat?“ fragte er.

Sie wies mit der Hand auf das obere Fach des Kleiderschrankes, in dessen Tiefe die Hüte zu liegen pflegten. Da lag aber nur ein alter schwarzer, steifer Hut. Der Beamte prüfte trotzdem sorgsam das Innere. Richtig! Von derselben Firma, mit demselben L gezeichnet wie der gefundene Hut. Befriedigt nickte der Beamte.

„Den neuen hat er auf,“ sagte Frau Brückner herzutretend; aber während sie das aussprach, wußte sie plötzlich ganz genau, daß er ja mit dem Strohhut fortgegangen war — und daß der neue Hut fehlte.

Ihr wurde kalt, sie mußte sich wieder setzen, weil ein merkwürdiges Zittern in ihre Knie kam.

Der Beamte wußte es aber besser. Er war mit dem in der Nähe der Mordstelle gefundenen Hute bereits in dem Laden des Verkäufers gewesen, hatte nachgefragt und eine genaue Beschreibung des Käufers erhalten, dem man erst kürzlich den Hut nach der Georgstraße 159 geschickt hatte. Ein Irrtum war gänzlich

ausgeſchloſſen, denn das eingeklebte L war nicht nach dem Wunſche des Herrn geweſen, er hatte ein anderes verlangt, man konnte noch deutlich die kleine Abweichung im Seidenfutter, wo das erſte geſeſſen, erkennen.

Der Beamte muſterte den Inhalt des Schrankes weiter. Er ging ſehr ſorgfältig dabei zu Werke.

Und da — Frau Brückner ſchrie laut auf — aus der hinterſten Ecke holte er den zuſammengeballten hellgrauen Anzug hervor, vollſtändig mit Blut beſchmutzt, das ebenfalls blutige Hemd ſorgfältig hineingeſtopft — derſelbe Anzug, nach dem ſie damals gefragt, von dem ſie ſicher wußte, daß ihr Mieter ihn an dem Tage des Mordes getragen hatte.

Warum beſtritt er das am nächſten Morgen, erfand allerlei Ausreden?

Die Kehle wurde der armen Frau trocken, einen Augenblick ſchloß ſie ſchwindelnd die Augen.

„Sie erinnern ſich doch des Tages, an dem der Herr Lotz dieſen Anzug zuletzt getragen hat?“ fragte der Beamte.

„Nein!“ ſtotterte ſie in namenloſer Angſt.

Er ſah ſie ſcharf an. „Das glaube ich Ihnen nicht. Nun, ſchließlich iſt Ihr Zeugnis ja auch belanglos. Wir haben ein anderes, das ſicherer iſt. Nur hüten Sie ſich, durch Verſchleierung von Tatſachen ſelbſt ſtraffällig zu werden.“

Sie ſank ganz in ſich zuſammen und ſtöhnte leiſe.

Er trat dicht vor ſie hin. „Zum letzten Male trug Ihr Mieter den Anzug Montag nacht und kam mit demſelben blutbedeckt Dienstag gegen Morgen in ſeine Wohnung zurück,“ ſagte er kalt. „Erinnern Sie ſich nun?“

Sie nickte ſtumm. Aber dann ſetzte ſie doch eilig

hinzu: „Das heißt, er trug ihn am Montagnachmittag, als ich ihn zuletzt sah. Mehr weiß ich nicht.“

„Auch nichts von diesem Blut?“

„Nein.“

„Können Sie sich erinnern, ob in seinem Waschgefäß das Wasser rot gefärbt war?“

„Er hatte alles ausgegossen — bis auf einen kleinen Rest,“ gestand sie bange. „Der sah aus wie mit Mundwasser vermischt.“

Der Beamte lächelte. Er packte jetzt das Gefundene zusammen, und während er darauf niedersah, fragte er so beiläufig: „War Ihr Mieter ein solider Mann?“

„Ja! Ja!“ Sie schrie es fast hinaus. Mit diesem Zeugnis konnte sie ihm am Ende helfen. „Er hat doch eine Braut — ein hübsches junges Fräulein. Und die Mutter ist eine Justizrätin.“

Der Beamte notierte die Adresse, dann sagte er: „Sie haben sich einstweilen durchaus ruhig und verschwiegen zu verhalten, Frau! Warnen Sie Ihren Mieter nicht, und erzählen Sie ihm kein Wort, sonst — könnten wir uns an Sie halten!“

Mit wankenden Knien schlich Frau Brückner in ihre Küche zurück und schloß sich ein. Was waren denn das für entsetzliche Dinge, die sie da eben miterlebt hatte? Ihr ruhiger, feiner Herr des Mordes verdächtig! — Ein Mensch, der so fröhlich lachen konnte, der so außerordentlich solid war! — Unmöglich! — Wie sollte er überhaupt an diese Person gekommen sein, die da im Tiergarten ermordet aufgefunden worden war? Er ging doch allabendlich zu seiner Braut! — Aber der blutige Anzug? Damit — das stand fest — hatte er sie belogen. Und der Hut? Jetzt fiel ihr auch ein, wie sonderbar er die letzten Tage gewesen war — ganz verstört. Ja, konnte denn so etwas möglich sein?

In der Abendzeitung las ſie dann, daß die Ermordete als eine böhmiſche Kellnerin rekognoſziert worden war. Das ſprach nicht gegen eine Bekanntſchaft mit ihrem Referendar. Der kam doch in verſchiedene Wirtſchaften. Und wenn ein vornehmer Herr heiraten wollte, ſchaffte er eben eine frühere Liebe beiſeite, die ihm hinderlich ſein konnte.

Schaudernd kroch ſie unter dieſen Vorſtellungen ins Bett und löſchte ſchleunigſt die Lampe, als ſie ihren Mieter heimkommen hörte. Ihr war, als fühle auch ſie ſchon einen eiskalten Stahl am Halſe, und das Gruſeln verſtärkte ſich bis zum Entſetzen, als ſie ihn ſo lange unſicher umhertappen hörte, ehe er ſeinen Türgriff fand.

Aufſeufzend zog ſie ſich die Decke über den Kopf, als Leo Lotz ſeine Türe endlich geſchloſſen hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Geſtärkt an Geiſt und Körper wachte Leo Lotz am nächſten Morgen auf. Mit klarerem Kopf als bisher konnte er an jenen Tag zurückdenken, der wie ein Felſen auf ſeiner Seele laſtete. Mußte denn etwas geſchehen ſein, nur weil er ſich nicht erinnern konnte? Gewiß — es war da manches merkwürdig, unerklärlich. Aber wenn er erſt eine Zeitlang gar nicht mehr daran gedacht haben würde, kam vielleicht doch noch das Bewußtſein zurück, das er jetzt vergeblich ſuchte.

Er ſtand auf, kleidete ſich an und klingelte nach dem Frühſtück. Daß die Brückner ſich ſo ſeltſam benahm, darauf achtete er gar nicht. Bis geſtern war er entſchloſſen geweſen, ſich im Examen zurückſtellen zu laſſen, um erſt ſein geiſtiges Gleichgewicht völlig wiederzuerlangen, jetzt beſann er ſich anders. Arbeit war noch immer ein gutes Heilmittel gegen allerlei Beſchwerden geweſen. Faſt liebevoll ſetzte er ſich vor

seine Bücher, die er seit Montag mittag nicht mehr angesehen.

Da klopfte es, und auf seinen Ruf trat ein Herr ein, der sich als Kriminalbeamter zu erkennen gab.

Es war derselbe, der gestern die Haussuchung vorgenommen hatte.

Sobald der Referendar erfuhr, um was es sich handelte, wurde er totenbleich. Der Kopf sank ihm auf die Brust, und er bedeckte die Augen mit der Hand. Da war es ja — das Gefürchtete, das ihn mit einem Schlage in den Abgrund der Verzweiflung werfen würde.

Aber was auch kommen konnte, er würde es wenigstens nun loswerden — dieses dauernde Angstgefühl, ein Verbrecher zu sein, diese schreckliche Furcht, die ihn bisher ständig gefoltert hatte. Nichts konnte so schlimm sein wie dieser Zustand in den letzten Tagen. Hatte er etwas verbrochen ohne sein Wissen und seinen Willen — gut, dann würde er es wenigstens endlich erfahren.

Sich erhebend, reckte er sich, als würfe er eine schwere Last von sich, und folgte dem Beamten zum Polizeipräsidium.

„Was haben Sie dazu zu erklären?“ fragte der Kommissar, nachdem er Lotz die Aussagen des Kutschers vorgelesen, ihm Hut und Anzug, die er als sein Eigentum anerkannte, vorgelegt hatte. „Erzählen Sie mir, wo Sie in der fraglichen Nacht gewesen sind, wie der Hut in die Nähe der Mordstelle gekommen und der Anzug blutig geworden ist.“

Leo Lotz sah den Sprechenden, dessen klare Augen durchdringend auf ihm hafteten, ruhig an. „Ich weiß es nicht, Herr Kommissar. Ich weiß nichts, was mit jener Nacht zusammenhängt, nicht das geringste.“

„Nichts?“

„Nichts! — Wie herausgeſchnitten aus meiner Erinnerung ſind jene Stunden. — Was auch geſchehen ſein mag, ich weiß nichts!“

„Das klingt —“

„Unglaubwürdig — ich weiß es! Aber der Arzt, den ich befragte, beſtätigte mir das Vorkommen ſolcher Zuſtände.“

„Sie können auch nicht erklären, woher das Blut an Ihrem Anzuge ſtammt?“

„Nein!“

„Der Droſchkenkutſcher bezeichnete Ihre Handlungsweiſe in jener Nacht als eine zwar auffallende, aber durchaus bewußte. Sie ſprangen in den Wagen, zogen die Decke über den befleckten Anzug und verſuchten die blutige Hand beim Zahlen mit dem Taſchentuch zu verdecken. Auch ſpäter die Maßnahmen in Ihrer Wohnung zeugen durchaus von bewußtem Beſtreben, alles zu verdecken, zu verheimlichen. Warum das, wenn Sie ſich nicht ſchuldig wußten?“

„Halb war es Schreck, halb Scham und Entſetzen über den Zuſtand meines äußeren Menſchen, den ich mir nicht erklären konnte. Ich fühlte immer noch völlig unklar, handelte nur wie unter einem Zwange.“

Wieder ein raſcher, ſcharfer Blick des Kommiſſars auf den bleichen jungen Mann. Es lag ſo gar nichts Verbrecherhaftes in dem offenen, intelligenten Geſichtsausdruck. Es war immerhin möglich, was er ausſagte.

„Herr Kommiſſar,“ ſagte Lotz plötzlich, „glauben Sie, daß es irgend einen Nutzen haben könnte, ein Detektivbureau zu beauftragen, meinen Spuren in jener Nacht nachzugehen? Mir ſelber kann nicht mehr an der Aufklärung liegen wie Ihnen. Es müſſen ſich doch Spuren finden —“

Der andere ſtrich ſein Kinn. Wenn dieſer Menſch

nicht hier unschuldig war, dann war er jedenfalls der abgefeimteste Schurke, den es gab. „Ich denke, unsere Kriminalpolizei macht ebensogute Arbeit," antwortete er zurückhaltend, „und Sie können sich wohl denken, daß wir uns nach den vorgefundenen Spuren nicht so leicht abbringen lassen werden. Die Sache wird genau untersucht, und ich bitte Sie deshalb auch, sich zu weiteren Auskünften für uns stets bereitzuhalten."

„Das ist selbstverständlich, ich bin ja selber Jurist. Dieser unselige Fall muß aufgeklärt werden, es handelt sich ja doch auch um meine Existenz."

Der Kommissar hatte sich erhoben. „Es war kein Mißtrauensvotum, das ich Ihnen mit meinen Worten ausstellen wollte," begütigte er unwillkürlich und setzte nach einer kleinen Pause hinzu: „Übrigens — wollen Sie die Tote sehen? Ich bin bereit, Sie zu begleiten."

Der Referendar zauderte. Er hatte nie Leichen sehen mögen. Und hier handelte es sich noch dazu um eine Ermordete, als deren Mörder er sogar in Betracht kam. Ein eisiger Schauer schüttelte ihn. Aber er fühlte auch die prüfenden Blicke des anderen.

Mit aller Willenskraft richtete er sich in die Höhe: „Ich bin bereit, Herr Kommissar!"

In der Tat hatte den sein Zögern wieder stutzig gemacht. Das war doch alles so sonderbar!

Eine Droschke brachte sie nach dem Leichenschauhaus. Während der Fahrt sprach keiner ein Wort. Leo Lotz, eine Beute der gräßlichsten, immer stärker werdenden Abneigung gegen das Kommende, sank ganz in sich zusammen, je näher sie der Hannoverschen Straße kamen; der Kommissar rauchte ruhig seine Zigarre, er schien seinen Nachbar ganz vergessen zu haben.

Dann stiegen sie aus, gingen das kurze Stückchen durch den Garten und betraten den gestreckten Raum,

in dem hinter dicken Glaswänden die Toten lagen. Gleich die erste Leiche war die Ermordete. Ein junges, üppiges Mädchen mit schreckentstellten Zügen, am Halse die breite, klaffende Todeswunde. Schwarzhaarig, nicht häßlich, aber ziemlich gewöhnlich aussehend, in blutdurchtränkter weißer Bluse und dunklem Rocke.

In halber Ohnmacht lehnte Leo Lotz mit dem Rücken an der Wand, den faden, süßlichen Geschmack auf der Zunge, der solchen Zustand zu begleiten pflegt. Nur mit äußerster Willensanstrengung konnte er seinen Blick auf die Tote richten.

Er kannte sie nicht.

Dieses Dutzendgesicht war allerdings auch nicht geeignet, sich dem Gedächtnis einzuprägen, aber trotzdem — er kannte es nicht.

Seine Augen glitten über die nackten Arme, denn die kurzen Ärmel reichten nur bis an die Ellbogen, blieben einen Augenblick an den kräftigen Händen mit den breitgedrückten Nägeln hängen, gingen dann wieder in die Höhe und umfaßten unter der durchbrochenen Bluse die schimmernden weißen Schultern — und da — — Es schüttelte ihn plötzlich so, daß seine Zähne zusammenschlugen, große Schweißtropfen seine Stirne feuchteten. Da kam es wie ein Wogen und Wallen in die finstere Mauer seiner Gedächtnislosigkeit; sie hob sich noch nicht, aber er wußte plötzlich ganz genau, daß seine Hände in jenen dunklen Stunden etwas Weiches, Warmes umfaßt gehalten.

Eisig quoll es ihm den Rücken herauf, seine Haare sträubten sich — das fühlte er deutlich. Mit einem dumpfen Laut sank er zur Seite.

Der Kommissar richtete ihn auf, schob den Arm in den seinen und sagte ruhig: „Kommen Sie an die Luft.“

„Ich habe Tote nie ſehen können," ſtammelte Lotz entſchuldigend.

Und dann ſaß er wieder im Wagen und fuhr in ſeine Wohnung — allein! Mit ihm fuhr ein Grauſen, das ihn ſchüttelte.

„Aber das Meſſer," dachte er, „wo wäre das Meſſer, mit dem ich getötet haben könnte?"

Er beſaß keines, womit man eine ſolche Wunde hätte beibringen können; ſeine einzige Waffe war in ſeinem Schreibtiſche, ein Revolver. An den dachte er in dieſem Augenblicke mit einer Art von Sehnſucht als dem einzigen feſtſtehenden Punkte in dieſem Wirrſal von Angſt und Unbegreiflichkeiten.

An der Mordſtelle war kein Meſſer gefunden worden, und doch konnte die Wunde nur von einem ſcharfen, dolchartigen Inſtrumente herrühren, ſo tief und lang, wie ſie war. Aber wenn er ſchon in jenen Stunden ſo viel Unbegreifliches getan haben ſollte, dann war es auch nicht ausgeſchloſſen, daß er irgendwo ein Meſſer gekauft und es ſpäter irgendwo wieder verſteckt hatte. Er begriff ja ſelbſt jetzt noch nicht einmal, warum er mit ſo viel Raffinement gehandelt hatte, nachdem er ſich bewußt geworden, daß er mit Blut beſudelt war. Auch da hatte er noch unter einem unbegreiflichen Zwange geſtanden, wie ihm, je länger er darüber nachdachte, deſto klarer wurde.

War da ein Faden, der das unbewußt Geſchehene miteinander verband?

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Brückner war zu der Juſtizrätin gelaufen. Allein trug ſie die Geſchehniſſe nicht mehr.

Sabine verfiel in einen Weinkrampf, und auch die Rätin ſaß zitternd in ihrem Stuhle, dem ſonderbaren Weſen ihres künftigen Schwiegerſohnes während der

letzten Tage nachgrübelnd. Zweifellos war etwas mit ihm nicht in Ordnung, aber zu dieſem ſcheußlichen Verdachte vermochte ſie ſich doch nicht aufzuſchwingen, ſein Vorleben ſprach zu laut dagegen, ſein ehrenhafter Charakter, der ſich ihr ſo oft enthüllt hatte.

Sie tat alles mögliche, Sabine zu beruhigen, ſparte weder gute noch tadelnde Worte, aber es gelang ihr ſchlecht. Erſt nach mehreren Beruhigungsmitteln verfiel das junge Mädchen in einen Zuſtand der Erſchöpfung, der es der Mutter erlaubte, die Wohnung zu verlaſſen.

Eilig ging ſie zu ihrem Schwiegerſohne. Er ſaß noch immer am Schreibtiſch in ſchwerer geiſtiger Depreſſion. Als ſeine Schwiegermutter ihm die Hand auf die Schulter legte, zuckte er zuſammen und ſah verſtört auf. Seine Finger umſpannten krampfhaft den Revolver, während ſeine Augen ſcheu über das ihm ſo liebe, gütige Geſicht glitten.

„Mein armer Leo," ſagte ſie bewegt, „du biſt ſehr krank!"

„Ich weiß es nicht, Mama!"

„Ja doch — ja! Man ſieht es dir ja an. Willſt du dich nicht zu mir ausſprechen? Du weißt doch, wie lieb du mir biſt!"

Sie nahm ihm ruhig die Waffe aus der Hand und legte ſie hinter ſich. „Nicht fahnenflüchtig werden!" ſagte ſie ernſt. „Du haſt Pflichten!"

„Weißt du alles, Mama?"

„Alles, lieber Sohn, und es wird ſich aufklären!"

„Du glaubſt alſo an mich?" Er ſah ſie forſchend an.

Sie hielt dem Blicke ſtand. „Wie an mich ſelbſt, Leo!"

Da beugte er ſich über ihre Hand und küßte ſie. Es ſchüttelte ihn ordentlich. „Sag ſelbſt, warum könnte ſo etwas geſchehen ſein — dies Entſetzliche —"

„Du kannteſt das Mädchen nicht?“

„Nie geſehen! — Glaubt Sabine etwa —“

Sie ſah an ihm vorüber. „Ich weiß es nicht, Leo. Jedenfalls iſt ſie halb unzurechnungsfähig vor Schmerz und Kummer.“

Er nahm ein Blatt Papier vom Schreibtiſch und reichte es der Rätin. Sie las es langſam durch. Es enthielt die Auflöſung ſeiner Verlobung mit Sabine.

„Warum?“ fragte ſie, und ihre Stimme zitterte nun doch.

„Wenn ich auch kein Mörder bin, bin ich doch ein unheilbar Kranker! Solcher Zukunft darf ich Sabine nicht entgegenführen, dagegen ſträubt ſich mein Ehrgefühl und meine Liebe zu ihr.“

Die Rätin weinte. „Es wird ſich alles aufklären, Leo, ſei deſſen verſichert! Ein ſo ſeltſamer Zuſtand braucht deshalb noch keine unheilbare Krankheit zu ſein.“

Er aber zog den Ring vom Finger und drückte ihn in ihre Hand. „Es muß ſein, Mama — liebe Mama, mache es mir nicht noch ſchwerer!“ Sie umfaſſend lehnte er ſeinen Kopf an ihre Schulter, dann geleitete er ſie zur Türe. „Geh! Geh jetzt!“ bat er.

„Ich komme aber wieder,“ ſagte ſie, indem ſie die Treppe hinabging. —

Als er an ſeinen Schreibtiſch zurücktrat, ſah er, daß der Revolver fehlte. Ein leiſes Lächeln hob ſeine Mundwinkel. Die gute Mama! Als ob ſie damit dem Willen Tor und Tür verriegelte! — Es gab ja mehr Waffen — viele! Unendlich viele!

Alſo nun auch noch Sabine verloren! Es tat ihm ſo weh am Herzen, als müßte es brechen. Keinen Menſchen nun mehr in der Welt, der zu ihm gehörte! Dieſe beiden geliebten Frauen hatten ein ſo unendlich

großes, lichtes Stück ſeines Lebens ausgemacht, daß es ihm vorkam, als könne er ſich ohne ſie kein Weiterleben mehr denken. Was nun beginnen die endloſen Tage lang? Womit ſie fernerhin ausfüllen?

Fort aus Berlin durfte er zunächſt ja nicht, ſo ſehr es ihn auch drängte; beſonders ſeitdem er geſehen, daß er beobachtet wurde.

Als er am Abend nach Hauſe kam, fand er zu ſeiner Überraſchung die Einberufung zum mündlichen Staatsexamen auf ſeinem Schreibtiſche liegen.

Er hatte eigentlich die Abſicht gehabt, zurückzutreten, hatte er doch ſogar gefürchtet, man werde ihn unter den gegenwärtigen Verhältniſſen gar nicht mehr zum Schlußexamen zulaſſen. Er ſtarrte auf das Papier, ſchwankend, was er tun ſollte. Aber ſein Kopf war jetzt ſo klar, auch nicht das leiſeſte Stechen darin erinnerte ihn mehr an jene furchtbaren Tage, er konnte wieder ſcharf und logiſch denken wie nur je. Wenn er das Examen als Schickſalswürfel anſah? Beſtand er, gut — dann würde er weiterleben, fiel er durch, ſo ſetzte er ſeinem Daſein ein Ziel. Dann war es ja doch ein für allemal zu Ende.

Er fühlte, wie der Entſchluß ihn befreite, alles Halbe, Gequälte war von ihm abgefallen, mit erhobenem Kopfe ſah er in die Zukunft.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Aſſeſſor ging Leo Lotz aus dem Prüfungsſaal. Er hatte mit Glanz beſtanden, ſchüttelte die glückwünſchend ihm gereichten Hände, warf zu Hauſe ſeinen Frack ab und verkroch ſich dann in eine ſtille, kleine Weinſtube.

Er aß und trank. Er dachte daran, wie ſehr er manchmal vor dieſem Tage gebangt, wie viel ſelige Hoffnungen er anderſeits wieder daran geknüpft hatte.

Jetzt begriff er das gar nicht mehr. Es war ein Tag wie jeder andere — er hatte eben Glück gehabt. Seine Anstrengungen waren dabei nicht einmal sonderlich groß gewesen, aber rückdenkend schien es ihm auch, als hätte sein Verstand nie so klar gearbeitet wie gerade heute. Er war wieder gesund, geistig ganz normal, mochte geschehen sein, was da wollte.

Leo trat aus dem Restaurant und bummelte ziel- und planlos umher. Ein großer Trinker war er nie gewesen, die Flasche Sekt, die er sich zur Feier des Tages geleistet, hatte er noch nicht zur Hälfte getrunken. Allein schmeckte es eben doch nicht.

Er ging durch die Tauenzienstraße, an der Gedächtniskirche vorüber und wollte im Grunewald irgendwo Station machen, um dort zu Abend zu essen. Etwas ermattet fühlte er sich doch.

Als er eine lange, lange Strecke unter den grünen Bäumen dahingegangen war, hatte er auf einmal das Gefühl, als sei ihm hier alles fremd und geheimnisvoll; jedenfalls waren ihm die Nebenstraßen völlig unbekannt. In die nächste linker Hand, deren grüne Frische ihn lockte, bog er ein. Weiterhin las er dann den Namen eines sich hier öffnenden, nicht großen Platzes, auf dem weiße Propyläen sich aus grünem Rasen abhoben, denen muschelförmige Bänke sich anschlossen, hohe, dichtbelaubte Bäume, Blumenrabatten —

Er zuckte plötzlich zusammen. Den Platz kannte er doch seit jenem entsetzlichen Morgen! Er hatte vergebens versucht, ihn wiederzufinden, nur undeutlich in dämmerndem Nebel war er ihm in der Erinnerung geblieben. Jetzt aber kannte er alles wieder — jene Bank, den gelben Kies davor —

Also hier war es gewesen, wo ihm die Besinnung zurückgekommen war! Weit genug entfernt von seiner

Behauſung war es ja. Er ſetzte ſich auf eine Bank und legte den Hut neben ſich. Der ganze alte Jammer erwachte wieder in ihm.

Vom Kurfürſtendamm her kamen zwei junge Mädchen Arm in Arm, lachend und plaudernd; man ſah ihnen an, daß ſie aus gutem Hauſe waren. An dem Aſſeſſor vorübergehend, flog der Kopf der einen, der Blonden, plötzlich rückwärts, ein Paar blaue Augen ſtarrten ihn ſekundenlang erſtaunt an. Dann ſchüttelte ſie den Arm der kleineren Schwarzen, und Leo Lotz hörte ganz deutlich, daß ſie erregt rief: „Das iſt er ja, Hanna!“

Sie kehrten um und kamen noch einmal vorüber, geſpannt, ihn mit keinem Blick verlaſſend.

Auch er ſah ſie nun näher an, wußte aber beſtimmt, er kannte keine von beiden.

Ganz langſam gingen ſie wieder an ſeiner Bank vorbei; eine brennende Frage lag ihnen offenbar auf den Lippen.

Noch einmal dasſelbe Spiel. Und diesmal lächelte Leo Lotz ein wenig über die Neugierigen.

Da ſaß auch ſchon die lebhafte Blondine neben ihm, und mit einem ganz in Glut getauchten Geſicht ſagte ſie: „Sie ſind es — nicht wahr? — Ach, kommen Sie uns doch ein bißchen entgegen und ſagen Sie, daß Sie es ſind! Hanna und ich haben Sie doch ſchon ſo lange geſucht!“

Er ſah auf Hanna, ein ſchwarzhaariges, molliges Mädel mit ſehr bleichem, nervöſem Geſicht, aber er wußte beim beſten Willen nicht, was er den beiden antworten ſollte. Sie waren ihm völlig unbekannt.

Die Blonde ſtarrte ihm unausgeſetzt in das Geſicht, man ſah ihr den Ärger an, daß er ſo fremd tat.

„Sehen Sie doch, Hannas Geſicht iſt noch immer von

dem Schlage an der linken Seite geſchwollen," fuhr ſie wie überredend fort. „Und geblutet hat ſie! Ich ſage Ihnen, mindeſtens noch eine Stunde! Den Doktor hat ihre Mutter gleich holen müſſen! — Ja, und das Autogeld ſind wir Ihnen immer noch ſchuldig!"

Sie griff nach ihrem Pompadour, er aber hielt ihre Hand feſt.

„Sie verkennen mich, meine Damen," ſagte er. „Ich weiß von all den erwähnten Ereigniſſen nicht das mindeſte."

Bedrücktes Schweigen.

Dann ſagte eine weiche, betrübte Mädchenſtimme: „Und ich hatte ſo ſehr gehofft, unſer Retter würde vielleicht mein Amulett gefunden haben. Um den Verluſt bin ich ſo ſehr traurig!"

Mit einem Satze ſtand Leo Lotz auf den Füßen. „Ein Amulett?" keuchte er. „Wie ſah es aus?"

„Ein goldenes Kettchen mit einem Anhänger in Dreieckform, darauf Stäbchen, Kügelchen und myſtiſche Zeichen. Meine Tante hat es mir aus Indien mitgebracht. Es gibt wohl in Berlin nicht leicht etwas Ähnliches — und ich bin ſo ſehr traurig um den Verluſt."

„Als wir mit Ihnen hier auf der Bank ſaßen, hat Hanna es neulich noch gehabt," fiel Grete ein.

Leo ſchwindelte es, ſeine Hände zitterten. Ein Gefühl des Erwürgens ſchnürte ihm faſt die Kehle zu. „An welchem Tage war das?" Er ſprach kaum, er flüſterte nur erregt.

„An einem Montag ſpät abends. Wir kamen doch von Kläres Geburtstag," ſagte Grete prompt.

Er zog jetzt haſtig die Brieftaſche heraus und nahm aus einem Seitenfach den Fund.

Mit einem Jubelſchrei ſtreckte Hanna die Hand

danach aus. „Mein Amulett!“ jauchzte ſie. „Mein Amulett!“

„Warum wollten Sie uns denn aber nicht wiedererkennen?“ ſchmollte Grete jetzt. „Ich habe Sie doch gleich erkannt!“

Er ſetzte ſich wieder, ſein Herz hämmerte, er war ganz bleich. „Sie müſſen mir alles von jenem Tage genau erzählen, meine Damen — bitte alles! Denn an jenem Abende, ja — da war ich wohl krank. Ich erinnere mich leider an gar nichts mehr.“

„Krank? — Das kann ſchon ſein!“ ſagte Grete ſinnend. „Ein bißchen komiſch waren Sie jedenfalls, ſo langſam und benommen im Sprechen und in allem, was Sie taten. Aber ſonſt unſer Retter aus der Not — ein echter Kavalier!“

Sie ſah ganz ſtolz und froh aus, als ſie das ſagte. Das erlebte häßliche Abenteuer bekam nun noch einen ganz romantiſchen Anſtrich.

Aber in ihm war nur Drängen nach Aufklärung. Er nahm die weichen Mädchenhände und preßte ſie feſt zwiſchen ſeinen Fingern. Nur hören, den dunklen Spalt ſeiner Erinnerung ausfüllen, wieder Menſch werden — wie einſt!

„Wir kamen alſo von Kläres Geburtstag,“ begann Grete, „und es war ſchon ſpät geworden, weil wir ſo vergnügt geweſen waren, und Kläres Eltern, die waren ſchon in Karlsbad.“

„Wie ſpät mochte es wohl geweſen ſein?“

Die jungen Mädchen ſahen ſich ſcheu an.

„Wahrheit, meine Damen, bitte Wahrheit!“

„Es war faſt zwölf Uhr, als wir von Halenſee aufbrachen,“ geſtand Grete endlich kleinlaut. „Wir gingen zu Fuß, denn die Bowle war ſo ſtark geweſen, und wir ſchleuderten unſere Handtäſchchen bei jedem Schritt

vor- und rückwärts, weil wir so vergnügt waren, und da kam der schreckliche Mensch uns entgegen. Wir bekamen so große Angst, daß wir, um ihm zu entgehen, vom Kurfürstendamm rechts abbogen und zu laufen anfingen. Aber da war er schon dicht neben Hanna, riß ihr das Täschchen aus der Hand, und als wir schrieen, hieb er wütend mit der Faust Hanna ins Gesicht, daß ihr das Blut gleich aus Mund und Nase lief und sie ohnmächtig wurde. — Und da kamen Sie, nahmen Hanna in den Arm und führten sie auf diese Bank, lehnten ihren Kopf an Ihre Schulter, obgleich Ihr Anzug ganz voll Blut wurde — und dann lief ich nach einem Auto, und Sie hoben Hanna hinein und gaben uns Geld, und — und dann kamen wir nach Hause."

Da riß Leo plötzlich die beiden Mädchenhände an seine Lippen und küßte sie wie wahnsinnig. Weinen hätte er können vor Glück, wie sich alles so natürlich aufklärte, wie er wiedergeboren wurde aus jenen Tagen der Angst und des Entsetzens, als er an sich selber irre geworden war.

Die jungen Mädchen erschraken bei dieser gewaltsamen Huldigung und warfen sich ängstliche Blicke zu.

Er lächelte sie etwas befangen an. „Nicht böse sein!" bat er. „Aber ich möchte noch so viel — so viel wissen! Seien Sie lieb und erzählen Sie mir noch mehr — schon für das gefundene Amulett."

„Aber wir haben ja schon alles erzählt!" meinte Grete. „Mehr gibt es wirklich nicht!"

„Ich kam also von diesem Platz hier — nicht wahr? Ohne Hut, etwas schwerfällig und langsam — nicht wahr?"

„Ja! Ja!"

„Und Sie erkannten mich deshalb heute gleich wieder, weil ich, wie damals, ohne Hut saß?"

„Ich hätte Sie auch im Hut wiedererkannt, nur Hanna war ſo ängſtlich. Und ſie ſchämte ſich auch, weil ſie ſo ſtark geblutet und Sie beſchmutzt hat, aber ſie blutet ſtets ſehr ſtark, auch bei der geringſten Verletzung.“

Er ſah auf das ſtille, bleiche Mädchen neben ſich. Ihr Haar war ſchwarz, die Schultern weich und voll. Alles, was unbewußt in ſein Bewußtſein gedrungen war, fand er beſtätigt.

„Schrie Fräulein Hanna bei dem Überfall?“ fragte er.

„Nein! — Sie war ganz ſtumm. Aber ich habe laut aufgeſchrieen, damit uns jemand hörte und zur Hilfe kam. — Sie kamen ja auch!“

„Und um wieviel Uhr waren Sie zu Hauſe?“ fragte er weiter.

„Um halb zwei! — Papa kam mir ja mit ſeiner Uhr in der Hand entgegen. Er war ebenſo aufgebracht wie beſorgt! — Ich bekam viel Schelte!“

Aufjauchzen hätte er mögen! Der Mord war nach ärztlichem Gutachten zwiſchen zwölf und ein Uhr geſchehen, zu einer Zeit alſo, als er zwei jungen Mädchen — wie er nun einwandfrei nachweiſen konnte — hier ſeine Hilfe angedeihen ließ. Gott ſei Dank! Kein Titelchen mehr fehlte an ſeinem Alibibeweiſe!

Grete lachte bei der Erinnerung ſtill in ſich hinein und ſah ſehr erſtaunt auf, als Leo die Bitte ausſprach, ihren Vater noch heute ſprechen zu dürfen. Dann ſtellte er ſich in aller Form vor. „Noch heute!“ drängte er. „Es ſteht ſehr Wichtiges für mich auf dem Spiele!“

Gretes Vater war Sanitätsrat, die Joachimsthaler Straße in der Nähe; es konnte ſein, daß er gerade nach Hauſe gekommen war.

Nach einer Stunde hielt Leo Lotz ſeinen ſchriftlichen

Alibibeweis in Händen. Der Arzt hatte wie zur doppelten Bekräftigung auch seinen Stempel unter seinen Namen gedrückt. Ihn interessierte die ganze Angelegenheit sehr. Daß jemand in diesem Dämmerzustande sich wie ein verschlagener Verbrecher benehmen, ja sich selbst dafür halten könnte, war ihm neu.

— — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen brachte Frau Brückner ihrem Mieter den Kaffee. Auf der Platte lag ein Brief. Scheu und gedrückt sprach sie ihren Glückwunsch aus.

„Und ein Mörder bin ich auch nicht, Frau Brückner," sagte er ernst und strich sich über das Haar. „Ich kann es jetzt beweisen."

Sie brach in Tränen aus. „Aber, Herr Assessor — das habe ich doch auch nicht gedacht!"

„Doch! — Und meiner Braut und Schwiegermutter haben Sie es auch erzählt."

„Ja! Ja!" Sie rang die Hände. „Aber es war doch auch alles so schrecklich — so verdächtig!"

„Ist Ihnen nicht gleichzeitig mit dem Verdacht auch die Erinnerung gekommen, daß ich so gelebt habe, daß man mir Derartiges nicht ohne weiteres zutrauen durfte, Frau Brückner? Sehe ich aus wie ein Verbrecher?"

„Doch, Herr Assessor — damals schon! So schrecklich verstört, scheu und verschlossen! Und dann der fehlende Hut! — Und warum hatten Sie mir kein Wort von dem blutigen Anzuge gesagt?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß es nicht! — Ich war krank! — Jetzt erst — ganz allmählich dämmert mir die Erinnerung. Aber immer noch unklar und nebelhaft." — Er streckte ihr die Hand entgegen. „Also — vergessen Sie alles. — Was sind wir denn, auch wir richtenden und rächenden Menschen? Blinde,

Unverſtändige, wenn es ſich um Ausnahmefälle handelt. — Das weiß Gott!“

„Die Frau Juſtizrat war geſtern abend auch hier,“ beſtellte die Frau, noch immer ſchluchzend und bis in die Erde hinein beſchämt und reuig.

Leo fuhr auf. So ſchnell hatte er ſich noch niemals angezogen, ſo ſchnell war er noch niemals die Straße hinabgelaufen.

Die Juſtizrätin öffnete ſelbſt.

„Mama — Mama!“ jubelte er und fiel ihr um den Hals.

„Mein lieber Junge!“

Er jauchzte auf. „Es iſt alles geklärt. Kein Schatten liegt mehr auf mir! Sofort gehe ich auf das Polizeipräſidium und bringe den Beweis meiner Schuldloſigkeit. — Wo iſt Sabine?“

Da ſtürzte ſie ſchon in das Zimmer. „Leo! Mein Leo!“

Lachend und weinend hielten ſie ſich umfaßt.

— — — — — — — — — — — — — —

Schon bei ſeinem Eintritt kam Leo der Kriminalkommiſſar freundlich und mit ausgeſtreckter Hand entgegen. „Wir haben den Mörder. In dieſem Augenblick wird er ſchon dingfeſt gemacht ſein. Ich gratuliere!“

Der Aſſeſſor zog ſeinen Alibibeweis hervor und bat ihn, das Schriftſtück durchzuſehen.

Aber während der andere las, fiel ihm noch etwas ein. „Aber mein Hut? — Wie kam wohl mein Hut an jene Stelle?“ fragte er.

„Sie werden in Ihrem Dämmerzuſtande wohl auch im Tiergarten geweſen ſein,“ meinte der Kommiſſar. „Ein Zweig hat dort Ihre Kopfbedeckung abgeſtreift, ohne daß Sie es beachteten. Jedenfalls lag er nicht weit

vom Tatorte des Mordes am Rande des Weges unter einem Baume."

Leo ſtrich ſich über die Stirn. „Ich glaube, ich fühlte einmal eine plötzliche Kühle auf meiner Stirn, ein Leichterwerden des Kopfes."

„Alſo ſehen Sie! — Sehen Sie! — Alles zuſammen war wirklich eine Anhäufung von Indizien, die ſtutzig machen mußte!"

Der Aſſeſſor ſtrich ſich aufatmend über die Stirn. „Gott ſei Dank für die endliche Klarheit! — Aber bei Indizienbeweiſen werde ich nach dieſem Erlebniſſe doch in Zukunft recht vorſichtig ſein. Es iſt etwas ſehr Bedenkliches, nur danach zu urteilen. — Leben Sie wohl, Herr Kommiſſar!"

Und dann umfingen Leo Lotz die Wellen des großſtädtiſchen Lebens wieder, in die er erleichtert und froh hineinſchritt.

Früchte, die der Herbst beschert.

Von B. Haldy.

Mit 14 Bildern nach Originalaufnahmen des Verfassers.

(Nachdruck verboten.)

In das dumpfe Bangen um den scheidenden Sommer mischt sich wie ein nochmaliges letztes starkes Aufflackern aller Sinne die herzhafte Freude an den kraftvollen, leuchtenden Farben des Herbstes. Für empfindsame Gemüter allerdings bedeutet die Zeit vom Bratmond ab einen barbarischen Eingriff in ihre ästhetischen Gefühle. Nichtsdestoweniger schätzen viele Menschen den Herbst höher ein als den Frühling, ganz abgesehen von den realen Werten, die er zeitigt. Die zarte, gebrochene Farbentönung, das weiche Ineinanderübergehende ist eben nicht jedermanns Geschmack; der Herbst dagegen hat für gesunde Gemüter etwas Frisches, Fröhliches, Aufmunterndes.

Die Hauptwirkung des Herbstes liegt in seinen dekorativen Farben und in seiner klaren Luft. Scharfe, helle Farben ohne Aufdringlichkeit und ohne knallige Effekte, trotz aller Leuchtkraft dezent nebeneinander gesetzt und als Ganzes geschmackvoll arrangiert. Mit den einfachsten Mitteln — nur mit Blättern und Früchten, denn die Blüten sind zum allergrößten Teil verschwunden.

Mit Rot schafft der Herbst das meiste, dann mit Gelb und hartem Grün, dazwischen blauschwarze und purpurne Beeren, in den Gärten auch ein paar in zartem

Weiß. Und die Beeren geben der Herbstespracht die „persönliche Note“. Rot in dichten Trauben der Schneeball und die Eberesche, bescheidener Maßholder und Heckenkirsche. Äußerlich appetitlich schwarz, innerlich aber höchst unappetitlich Liguster, Holunder, Faulbaum. Blau die Schlehe und orangefarben die leuchtenden Samenmäntel des Pfaffenhütchens. Rot beherrscht fast unumschränkt die Farbensinfonie, die anderen Farben klingen mehr oder weniger bescheiden dazwischen.

Weißdorn.

Das Rot hat seinen Grund. Es sichert den Fortbestand der Art. Ein wenig merkwürdig klingt das, aber es ist so. Rot ist eine Lockfarbe für die Vögel, die sich nach bestem Können an den gebotenen Beerengaben gütlich tun. Die Kerne, die Samen, gehen nicht den Weg des Vergänglichen, der Vogelmagen verschmäht sie, und sie verlassen ihn „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“. Wer weiß, wo sie hinfallen? Darin liegt Prinzip, denn die Pflanze sucht andere, fernab liegende Gebiete. Und sie tut's durch gütige Mitwirkung des Vogelmagens. Darum wundert man sich manchmal, wo beerentragende Sträucher herkommen, die sonst weit und breit nicht zu finden sind.

Die Gaben des Herbstes sind reich, sie können ein riesiges Vogelheer ernähren. Aber es gibt Gourmets darunter, Sachverständige und auch Böotier eines guten Tisches. Später freilich werden die Ansprüche herabgeschraubt, und man nimmt, was da ist. Auch unter den Vierfüßlern gibt's Feinschmecker, namentlich unter den zierlichen, eleganten Marderarten. Was die aber haben wollen, muß süß sein und saftig, und das Dessert muß den vorangegangenen Mahlzeiten entsprechen.

Das poesievolle Bild des leuchtenden Herbstes wird somit also recht prosaische Wirklichkeit. Hier wie überall in der Natur, obzwar sich der selbstgefällige Mensch einbildet, daß alle Farbenpracht nur zu seiner Nasen- und Augenweide da sei. Die Natur verfolgt mit bunten Farben sehr selbstsüchtige Zwecke, und ihre scheinbare Liebenswürdigkeit ist daher keineswegs auf den Menschen gemünzt.

Im allgemeinen tritt man denn auch den Gaben, die der Herbst draußen in der Natur beschert, mit einer gewissen Vorsicht gegenüber. Es mag sein, daß da eine gewisse atavistische Regung mitspielt, die in leuchtenden starken Farben Warnfärbungen erblickt, ähnlich manchen Tieren. Zum allergrößten Teil sind diese Befürchtungen unbegründet, denn die deutsche Flora weist nur wenige Beerensträucher mit stark giftig wirkenden Früchten auf. Immerhin läßt sich auch hier die Tatsache feststellen, daß gerade die am schönsten gefärbten Beeren am schlechtesten schmecken. Es ist weiter zu berücksichtigen, daß nicht jeder Organismus in der gleichen Weise nach dem Genuß der Beerenfrüchte reagiert. Während bei dem einen nicht die geringste Wirkung eintritt, können beim anderen Erscheinungen auftreten, die in der Tat an den Einfluß von Giften erinnern. In den

meisten Fällen aber wird die sanfte Wirkung des gutmütigen Rhabarbers die Folge sein.

Bemerkenswert ist die Erscheinung, daß sich der Fruchtansatz der Beerensträucher ähnlich dem der kultivierten Obstgehölze verhält. Manche Jahre bringen einen sehr reichen Fruchtsegen, während andere eine auffallende Armut aufweisen. Nun findet in der Natur selbst wieder ein Ausgleich insofern statt, als bei der großen Artenzahl der Gewächse der Fehlbetrag weniger in Erscheinung tritt und für den menschlichen Haushalt pekuniär nicht fühlbar wird. Tritt allerdings der Ausfall der natürlichen Ernte infolge irgendwelcher klimatischer Erscheinungen und dergleichen auf, so kann er sich im Haushalt der Natur recht nachteilig fühlbar machen und für die Tierwelt immerhin unerfreuliche Nachteile nach sich ziehen. Doch sind derartige Vorkommnisse selten und meist örtlich beschränkt.

Azarolweißdorn.

Betrachtet man die Früchte des Herbstes ein wenig vom botanischen Standpunkt aus, so wird man bald finden, daß sie recht verschiedener Art sind. Gemeinhin nennt man zwar so ziemlich alles „Beere", was im

Herbst im kleinen Format draußen an den Hecken als Frucht prangt; der zünftige Botaniker erklärt sich aber damit nicht immer einverstanden und hat für vieles bestimmte Bezeichnungen, die allerdings hier nicht so sehr von Wichtigkeit sind. Immerhin mag erwähnt werden, daß gerade unsere häufigsten Herbstfruchtsträucher, die Weißdornarten, keine Beeren, sondern Steinfrüchte tragen.

Hagebutte.

Gerade dieser soeben erwähnte Weißdorn aber kam bei unseren Voreltern in einen Ruf, der ihn mit einem förmlichen Nimbus umgab. Wo er stand, lag ein Schatz vergraben. Die Anhänger dieser okkulten Behauptung hatten sich allerdings auf alle Fälle in Erwartung unvorhergesehener Schwierigkeiten bei der Hebung solcher Schätze mit einem gewissen Vorbehalt versehen: wer den Schatz heben wollte, der bedurfte ganz bestimmter persönlicher Eigenschaften, Künste und Begabungen. Da aber Derartiges von gewöhnlichen Sterblichen kaum zu erwarten war, so mag es seine Ursache haben, daß man bis heute noch keinerlei Schätze unter einem Weißdornbusch gefunden hat. Eigentümlich ist aber die Sage von der Feindschaft zwischen Schwarzdorn und Weißdorn, die so groß sein soll, daß der erstere

verdorrt, sowie sich der letztere in seiner Nähe befindet.

Dieser Nimbus um den Weißdorn ist auch so ziemlich das Merkwürdigste, denn mit den teigigen Früchtchen ist's nicht weit her. Eine schönere, großfrüchtige Form aus dem Orient wird jetzt vielfach in Gärten gezogen, der Azarolweißdorn oder die welsche Mispel. Dessen Früchte schmecken ganz angenehm, und der Strauch wird namentlich in Italien dieserhalb ziemlich stark kultiviert.

Die Klasse der Steinfrüchte stellt überhaupt ein recht großes Kontingent zu den Herbstfrüchten. In erster Linie Äpfel und Birnen, dann die kleineren Formen wie Mispel, Ebereesche und namentlich den Speierling, das berühmte Ingredienz des noch berühmteren Sachsenhäuser Apfelweins.

Wacholder.

An Hecken und Zäunen, weltvergessen und traumverloren, treibt sich ein Strauch herum, der heute völlig mißachtet ist. Seine schwarzen, saftigen Beerentrauben glitzern an blutroten Stielen in der Sonne, aber die Menschen gehen an dem freundlich gebotenen Segen vorbei und achten seiner nicht mehr. Vor drei-, vier-

hundert Jahren und noch länger, da lag die Sache freilich anders, da stand der schwarze Holunder in erster Reihe. Alles an ihm war verwendbar, von der Wurzel bis zur kleinsten Beere, ganz abgesehen davon, daß er natürlich auch zauberkräftige Eigenschaften besaß und mit der vierten Dimension auf vertrautestem Fuße stand. Heute ist er ein Aschenbrödel. Wollte aber Anno dazumal einer einmal eine Fruchttraube von ihm haben, so ging er zu dem Strauch, kniete, die Hände faltend, vor ihm nieder und sprach: „Frau Ellhorn, gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde."

Seltsam sind die Beziehungen, die der Holunder oder Holler (vom althochdeutschen Holan-tar) zu dem altdeutschen Totenkult hatte. Mit seinen Zweigen nahm man das Maß zum Sarg, der Leichenfuhrmann trug eine Peitsche aus Holunderholz, und auf den Friedhöfen gewisser Gegenden wird mit Vorliebe Holunder gepflanzt. Der alte Judenfriedhof in Prag war über und über mit zum Teil uralten Holundersträuchern bestanden.

Der Holunder war von jeher der Antifieberbaum erster Klasse, und die Blüten sind ja auch heute noch als wirksames schweißtreibendes Mittel offizinell. Das Landvolk, das bekanntlich auch bezüglich seiner pflanzlichen Heilmittel sehr konservativ ist und oft mit Recht, ist noch heute vielfach der Meinung, daß die Fähigkeit dieser Pflanze, Krankheiten zu heilen, geradezu unbeschränkt ist. In vielen Gegenden werden auch die Beeren im Haushalt verwandt.

In ähnlicher Weise hat sich das Volk eingehend mit dem Hagebuttenstrauch beschäftigt, den man freilich mehr unter dem Namen der Heckenrose kennt. Bei der außerordentlichen Bedeutung, die die Rose im Leben

früherer Zeiten einnahm, konnte es nicht ausbleiben, daß sich auch auf die wirtschaftlich herzlich unbedeutende Frucht, die Hagebutte, ein wenig von dem Glanz übertrug. Die Sage der frühchristlichen Zeit will wissen, daß der Strauch mit Vorliebe da gedieh, wo früher die altgermanischen heiligen Haine der Frigga standen. Deshalb durften die Zweige nur an einem Freitag, dem Tag der Frigga, gepflückt werden. In manchen Gegenden nennt man die Hagebutte Judasbeere, weil sich Judas an einem Hagedornstrauch erhängt haben soll.

Eibe.

In Österreich verwünscht man Leute, die einem lästig sind, in den Hetscherlberg (Hetscherln = Hagebutten). Dieser Hetscherlberg ist weit weg, mindestens so weit wie das Pfefferland; er ist höchst langweilig, man findet auf ihm nichts weiter als Hetscherln und begegnet keiner lebenden Seele, daher gilt er auch schwatzhaften Frauen als der wahre Ort der Verdammnis.

Über alle Früchte der deutschen Flur erhaben war aber Frau Kranewitt oder Machandel, die Wacholderbeere. Die mannigfachen ihr innewohnenden Heilkräfte, zum Teil angedichtet, zum Teil wirklich vorhanden, machten sie zur „heiligen Beere“. Sie hilft

gegen Gift und Huſten, Rheumatismus und Flechten, Seitenſtechen und Schlafſucht, gegen Schwermut und Blödſinn, kurz einfach gegen alles. „Frau Machandel“ war unübertroffen. Das Volk bewies ihr eine Ehrfurcht, die ihresgleichen nirgends mehr findet und die in bald zärtlichen, bald reſpektvollen Namen wie Heideſegen, Waldſegen, Gnadenregen und ſo weiter ihren Ausdruck findet. Dazu kommt noch die merkwürdige Erſcheinung, daß die Beeren zwei Jahre lang reifen; im erſten ſind ſie grün, im zweiten ſchwarz. Ihre Beliebtheit — nur die reifen ſind natürlich verwendbar — hat aber oft einen ſehr realen Hintergrund: wegen des Schnapſes, den man, namentlich in Gebirgsgegenden, aus ihnen bereitet. Intereſſant iſt ferner die Tatſache, daß die Wacholderbeeren als energiſches Desinfektionsmittel galten, und in zahlreichen Peſtordnungen des Mittelalters und ſonſtigen ärztlichen Vorſchriften bei Epidemien in dieſer Zeit finden wir ſehr oft die Anordnung, Wacholderbeeren zu kauen. Insbeſondere ſollten ſie durch ihren aromatiſchen Geſchmack den Peſthauch unterdrücken. Bis man in einer

Sanddorn.

ſpäteren Zeit ganz andere Auffaſſungen vom Weſen und von der Bekämpfung einer Seuche annahm. Als Räuchermittel geht übrigens die Wacholderbeere auch heutzutage noch, in erſter Linie zur Verbeſſerung der Luft, dann auch als Desinfektionsmittel, welch letzteres immerhin einige Berechtigung haben mag. Die Beeren werden einfach auf eine heiße Ofenplatte gelegt, wo ſie bald unter Ziſchen und Summen einen ſehr angenehmen, ſtark aromatiſchen Geruch verbreiten.

Des Wacholders Wohnort iſt ganz ſeinem äußeren Charakter angepaßt. Ein dunkelgrüner, durch ſeine geſchloſſene Form faſt als abſonderlicher Eigenbrödler erſcheinender Strauch, meidet er die fetten Wohnſtätten des kultivierten Pflanzenphiliſtertums und zieht ſich in großen Geſellſchaften — aber dabei wieder jeder für ſich — auf die dürren, ſandigen und ſteinigen Hänge ſonniger Striche zurück. Ein im Kampf ums Daſein Geübter, ſich ſeines inneren Wertes wohl bewußt, geht er den vom Waſſer durchzogenen Weidegründen aus dem Weg und wählt jene Bodenſtriche im Verein mit jenen köſtlichen, ſtarkduftenden und ſonnenliebenden

Berberitze.

Würzkräutern, die ihm gestatten, die kargen Nahrungsstoffe in schätzbare Heilmittel in sich umzuwandeln. Er ist ein Eigener, Einsamer, der unnahbar dort in Sonne und Licht zwischen den aromatischen Heilkräutern unseres Landes steht.

Faulbaum.

Und er hat noch einen beerentragenden Kollegen, der die Wohlhäbigkeit der einsamen Größe vorzieht: die Eibe. Ein prächtiger, dekorativer Strauch, oft auch Baum, mit seinen herzhaft dunkelgrünen Blättern, dem leuchtenden roten Samenmantel und dem zartblauen Samen. Für und wider hat man gegen die Eibe geschrieben, und Wahrheit und Dichtung konnten sich lange nicht scheiden. Indes, die rote Hülle des Samens ist nicht giftig, nur die grünen Teile weisen gewisse toxische Eigenschaften auf. Die Eibe war in Deutschland früher viel mehr verbreitet als hochgeschätzter Werkholzbaum, wie viele Funde von Gegenständen aus Eibenholz in den norddeutschen Mooren bestätigen. Später hat sich Frau Sage ihrer bemächtigt und einen schauerlichen Mythenkranz ob ihrer Gefährlichkeit um sie gewoben. Dabei zeigt sich wieder einmal die merkwürdige Tatsache, wie man versucht hat, einem Baum mit aller Gewalt einen schlechten Namen anzuhängen; ein Chronist aber spricht seine Verwunderung darüber aus,

daß die roten Früchte trotz des üblen Rufes des Baumes von Kindern dennoch ohne jeglichen Schaden gegessen werden. Die Übertreibungen gingen sogar so weit, daß man behauptete, die Nähe des Eibenbaumes bringe zu gewissen Zeiten unfehlbar den Tod, es wurden ihm also ähnliche Eigenschaften untergelegt wie heute noch dem das bekannte Pfeilgift Upas Antiar liefernden Upasbaum. Im Spessart wiederum, jenem einsamen Gebirge mit seinem abgeschlossenen, nachdenklichen Volksstamm, ist man wieder ganz anderer Meinung und behauptet dort, daß ein Stück Eibenholz seinen Träger vor jeglicher Zauberei schütze, denn „vor der Euwe ka ko Zauber bleibe".

Pfaffenhütchen.

Auffallend ist, daß sich das Volk so wenig mit dem Sanddorn und der Berberitze, dem Sauerdorn, beschäftigt hat. Der letztere, ein hervorragend schöner Herbststrauch mit reichen orange- bis blutroten Fruchttrauben, hätte doch eigentlich die Aufmerksamkeit allgemein erregen müssen. Merkwürdigerweise galt er oder gilt auch noch in manchen Gegenden für giftig, während doch gerade das Gegenteil der Fall ist. Denn die Früchte, die viel der Gesundheit sehr zuträgliche Apfelsäure ent-

halten, geben eingemacht einen recht schätzenswerten Beitrag für die Küche ab. In rohem Zustand schmecken sie stark sauer und erfordern daher, um dem Gaumen zuzusagen, einen erheblichen Zuckerzusatz.

Den gleichen Vorwurf der Giftigkeit mußten sich die hübschen, erbsengroßen, schwarzglänzenden Früchte der biederen Faulbaumarten gefallen lassen. Gut schmecken die Früchte allerdings nicht, aber ihre ganze Giftwirkung besteht in einer sehr milden Wirkung auf den Darm. Und auch die ist individuell immerhin recht verschieden.

Ihrem Rufe der Schädlichkeit auf den menschlichen Organismus haben es sicherlich viele der heimischen Früchtespender zu verdanken, daß man sie in Ruhe ließ und so ungewollt ihren Bestand sicherte. Denn der Mensch des Mittelalters hegte eine starke Scheu, gegen Giftpflanzen vernichtend vorzugehen. Er fürchtete sie und ging ihnen aus dem Weg, ohne ihnen etwas zuleide zu tun. Das entsprang auch zum Teil einer rein persönlichen Angst, denn nach seiner Ansicht hatten die Giftpflanzen durch ständigen „Umgang" mit Zauberern gewisse Eigenschaften erhalten, die sie in den Stand setzten, ihre Gegner auch fernwirkend zu schädigen. Die alten Deutschen sprachen mit Haß und Furcht von ihnen, sie wagten aber nicht, ihnen zu Leibe zu gehen.

Auch den Spindelbaum behandelte man aus diesem Grunde mit einer Art Respekt. Er war der Frigga geweiht und galt als heilig; vielleicht, daß darin noch eine atavistische Regung lag, die seinem Schutze günstig war. Denn die prächtigen Früchte, die Pfaffenhütchen, sind in Wirklichkeit gar nicht so harmlos, wie man vermuten sollte. Sie wirken brechreizend, doch kommen Vergiftungen — und auch diese sind nur leichter Art — so außerordentlich selten vor, daß man von einer wirk-

lichen schädlichen Giftigkeit nicht sprechen kann. Ein mit reifen Früchten besetzter Spindelbaum gewährt einen ungemein hübschen Anblick. Die tiefrote Fruchthülle beginnt nach vollendeter Reife zu platzen und läßt den kräftig orangefarbenen Samenmantel durchleuchten, ein dekoratives Meisterstückchen der Natur, das bei reichlichem Fruchtbehang nie seine schöne Wirkung verfehlt.

Blutroter Hartriegel.

Ungleiche Brüder in der Farbe sind die Hartriegelarten; schwarz - weißrot, geben sie das Bild des Reichsbanners. Und jeder hat seine eigene besondere Schönheit. Zuerst der blutrote Hartriegel, Maßholder, an Hecken und im Feldgebüsch überall mit seinen frühzeitig erscheinenden schwarzen Beeren auf blutroten Stielen. Auch das Laub färbt sich dunkelrot, braunrot, blauschwarz. Mit dieser Farbenmetamorphose erreicht der sonst ganz unscheinbare Strauch seine Wirkung. Mitten hineingesetzt in ein unruhiges hellfarbiges Chaos, ist er mit seinem dunklen Ernst „der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht".

Daneben glitzert sein prunkvoller Bruder, die Dürlitze. Wie leuchtende Rubine funkeln die ansehnlichen, tönnchenartigen Früchte in der Herbstsonne. Ein ungeheurer Fruchtreichtum überdeckt in manchen Jahren den stattlichen Strauch. Äußerlich sind ja die Früchte in dem saftgrünen strotzenden Laub entzückend anzusehen, geradezu zum Anbeißen. Aber wehe dem Verwegenen! Denn eine Dürlitze ist der Inbegriff alles Sauren. Schon nach dem ersten herzhaften Biß ziehen sich die Mundwinkel nicht nur bis an die Ohren — nein, bis an das Hinterhauptloch. Man hat das Gefühl, als sei durch das bißchen Saft die ganze Mundhöhle gegerbt — und nicht nur vorübergehend. Der Geschmack bleibt hartnäckig eine ganze Weile. Er ist rein sauer, ohne jede schädliche Wirkung, denn in Zucker eingemacht gibt die Dürlitze bei ihrem großen Saftreichtum einen ausgezeichneten kulinarischen Genuß.

Dürlitze.

Dann kommt die weiße Farbe, dargestellt durch den weißen Hartriegel, einen amerikanischen Staatsbürger. Man findet die glasig-weißen, quabbeligen Beeren jetzt

häufig in größeren Parkanlagen im Verein mit der altbekannten Landsmännin Schneebeere, der berühmten „Knallerbse“. Essen mag die beiden kein Mensch, nur die Vögel vergnügen sich ab und zu, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, an den wenig schmackhaften Beeren.

Noch einer soll nicht übergangen werden, ein Strauch, der in sehr vielen deutschen Hecken saftstrotzend und breitbehaglich mit gertenschlanken, kräftigen Zweigen vorherrscht: der Liguster oder Tintenbeerstrauch. In dichten, schwarzen, glänzenden Ähren, oft in ansehnlicher Zahl und Größe, stehen die Früchte in ungeheuren Mengen da. Ihre Verwendungsmöglichkeit ist indes heute gleich Null, denn kein Mensch mag sie essen, selbst die Vögel gehen nur mit Widerwillen dran. Oft genug findet sie der einziehende Frühling noch einsam und vertrocknet auf den kahlen Sträuchern. Früher einmal, schon lange ist das her, da dienten sie der Wissenschaft. Man wartete, bis sie der Frost gedrückt hatte; dann verwandelte sich der fade, süßliche Saft in ein schwarzviolettes Pulver. Und dieses Pulver gab eine vegetabilische Tinte ab, die angeblich sehr gut gewesen sein soll. Heute aber kümmert sich kein

Schneebeere.

Mensch mehr um den schwarzen Herbstsegen da draußen in den Hecken.

Auf Schritt und Tritt streut der Herbst weiter seine Gaben aus in Wald und Feld, in Flur und Busch. Kaum, daß der Mensch den Blick darum aufhebt, und wenn schon, dann gewiß nicht in der Erwägung physischen Genusses. Wir haben Äpfel, Birnen und anderes Obst, und das Kleinzeug in der strahlenden Herbstsonne ist der Verachtung anheimgefallen, dieselben Früchte, die den Gaumen unserer Vorfahren vor zweitausend Jahren nach jeder Richtung hin labten. Gewiß, sie hatten auch Äpfel, Holzäpfel, und wer heute einen solchen ißt, wird kaum leugnen können, daß der Genuß auch schon damals für einen germanischen Mund ein ausgiebiger und nachdrücklicher gewesen sein muß ähnlich dem der Dürlitze. Aber unsere Ureltern waren wenig wählerisch, und was nicht gerade unbedingt giftige Wirkungen hatte, das wurde dem Magen mit Wohlbehagen zugeführt.

Liguster.

Ob das gar so schlecht gewesen ist? Denken wir an Bärenschinken mit Hagebuttensoße, an Hirschrücken mit Himbeer- oder Brombeerkompott. Ich glaube, man hat

Anno dazumal besser gelebt, ohne Surrogate und ohne Mogeleien, als in manchem heutigen hypermodernen Kurhotel.

Das, was die Natur draußen im Herbst aus freien Stücken bietet, nutzbringend zu verwerten, kann heutzutage nicht mehr Absicht sein. Jahrhundertelange Kultur hat unsere jetzigen Obstarten geschaffen, und wir können leichten Herzens auf deren Urahnen verzichten. Die fortschreitende Kultivierung des Landes hat auch für den Aufmerksamen schon die Bestände der wildwachsenden Fruchtsträucher stark dezimiert. Man darf das nicht übersehen, wenn man bedenkt, daß die Vogelwelt zum Teil in recht erheblichem Maße von einem günstigen Ernteausfall des Herbstes abhängig ist. Auch sie hat sich freilich die Kulturerfolge des Menschen teilweise zunutze gemacht, und manche befiederten Leckermäuler sorgen schon dafür, daß die Früchte, die der Herbst ihrem Gegner Mensch beschert, ihnen zu einem erklecklichen Teil als Tribut zukommen.

Brombeere.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Unglücksfahrt des „Neptun“. — Am 30. März 1880 verließ der Schraubendampfer „Neptun“ den Hafen von Liverpool, um eine Anzahl von Raubtieren für eine amerikaniſche Menagerie nach New York zu bringen. Der Dampfer hatte in auf dem Vorderdeck beſonders angelegten Verſchlägen nicht weniger als ſechs Löwen, zwei Tiger, drei Leoparden, ſieben Hyänen, drei Elefanten und eine Menge kleinerer Tiere an Bord. Zur Fütterung der Raubtiere waren mehrere Pferde mitgenommen worden, die während der Fahrt geſchlachtet werden ſollten. Der Dampfer gehörte einem gewiſſen James Robinſon, einem Abenteurer ſchlimmſter Sorte. Die Diſziplin auf dem „Neptun“ war, wie die ſpätere Verhandlung vor dem Liverpooler Seegericht ergab, äußerſt locker. Die Wachen wurden nur unregelmäßig bezogen, und der größte Teil der vierzehn Mann ſtarken Beſatzung war ſtändig betrunken. Die Nüchternſten blieben noch die vier Menageriewärter, die zur Begleitung des Transportes von New York beſonders herübergekommen waren, ältere Leute, die ihren Pflichten, dem Füttern der Tiere und Reinhalten der Käfige, genau nachkamen und ſich von dem wüſten Treiben an Bord nach Möglichkeit fernhielten.

Am 12. April trat, wie der Kapitän als letzte Notiz in das Schiffsjournal eingetragen hatte, dichter Nebel ein, der vier volle Tage anhielt. Da bei dem unſichtigen Wetter eine Orientierung unmöglich war, wußte man ſchließlich nicht mehr, wo man ſich befand. Trotzdem fiel es keinem der Schiffsoffiziere ein, die Schnelligkeit des „Neptun“ zu verringern

oder die Wachen zu verstärken. Und dies hätte unbedingt geschehen müssen, da der Dampfer gerade jene Meeresbreiten durchfuhr, die wegen der die Schiffahrt so außerordentlich gefährdenden Frühjahrstrift der Eisberge von jedem pflichtgetreuen Schiffsführer nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln befahren werden.

In diesen Tagen, wo nur graue Nebelfluten und gurgelnde Wasser das Fahrzeug umgaben, suchte sich die Besatzung vom Kapitän bis zum letzten Heizer herab mehr denn je durch reichliche Zuführung von Alkohol über die Eintönigkeit der Fahrt hinwegzuhelfen.

Am 16. April nachmittags lief der „Neptun" zwischen zwei Eisbergen hindurch, die man allerdings in dem dichten Nebel nicht sehen konnte, deren Nähe jedoch an der rapiden Temperaturabnahme und dem Brandungsgeräusch nur zu deutlich zu spüren war. Aber auch diese Begegnung brachte die Bemannung nicht zur Besinnung. In der folgenden Nacht gegen zwei Uhr morgens hatte einer der Menageriewärter seine Schlafkabine verlassen, da die Raubtiere in ihren Verschlägen plötzlich einen wahren Höllenlärm verübten. Dem Wärter fiel es, als er das Verdeck betrat, sofort auf, daß die Temperatur abermals bedenklich gesunken war. Außerdem glaubte er auch von vorwärts das Rauschen brandender Wogen zu hören. Aus Vorsicht gedachte er diese seine Beobachtungen, deren schwerwiegende Bedeutung er von früheren Seereisen her kannte, der Wache mitzuteilen. Nirgends war aber eine solche zu entdecken. Nur auf der niedrigen Kommandobrücke lehnte ein verschlafener Matrose am Steuerrad, der dem vorsichtigen Wärter jedoch groben Tones bedeutete, er solle sich nicht um Dinge kümmern, die ihn nichts angingen.

Etwa eine Viertelstunde später — der Wärter war bereits wieder in seine Koje zurückgekehrt — ließ ein furchtbarer Stoß, dem ein mehrfaches Krachen und Splittern folgte, den ganzen Schiffskörper erzittern. Alles stürzte entsetzt an Deck, denn jeder fürchtete, der „Neptun" würde in der nächsten Minute wegsinken.

Da der Tag erst zu grauen begann und der noch immer

herrschende Nebel die Finsternis noch undurchdringlicher machte, war die allgemeine Verwirrung um so größer. Außerdem bildete das Deck ein wildes Durcheinander von Stangen, Spieren und Tauwerk, durch das man sich nur schwer einen Weg bahnen konnte. Waren doch die beiden Masten — der „Neptun“ führte außer der Dampfmaschine noch Briggtakelage — durch den Anprall abgebrochen und teilweise auf das Verdeck niedergestürzt.

Als die Leute noch halb wahnsinnig vor Angst umherrannten und eben mit dem Klarmachen der Rettungsboote beginnen wollten, ertönte plötzlich der Schreckensruf: „Die Tiere sind los!“ Und wirklich sah man jetzt auf dem Vorderdeck bei dem unsicheren Lichte der Positionslaternen dunkle Tierkörper zwischen den Trümmern der Masten hin und her huschen. Schon wollten einige Matrosen, die sich schnell mit Korkwesten versehen hatten, über Bord springen, um der doppelten Gefahr zu entgehen, als der Kapitän sie noch im letzten Augenblick zurückzuhalten vermochte. Denn da der „Neptun“ jetzt nach dem Zusammenstoß völlig regungslos dalag und selbst die schaukelnde Bewegung vollständig aufgehört hatte, konnte Kapitän Robinson den ganzen Umständen nach nur annehmen, daß sein Schiff auf ein treibendes Eisfeld aufgelaufen sei, sich darin festgekeilt habe und daher die Befürchtung, der Dampfer könnte schnell wegsinken, nicht bestände.

Die ganze Besatzung stürzte nun wieder in wilder Hast auf das Hinterschiff und drängte sich in den beiden Wohnräumen des Kapitäns zusammen, wo man eilig die Tür und die Fenster des Kajütenaufbaues verrammelte.

Bei Anbruch des Tages zeigte es sich dann, daß Robinson das Richtige vermutet hatte. Der „Neptun“ lag in der flachen Ausbuchtung eines riesigen Eisberges fest und unbeweglich. Er war auf eine sich unter dem Wasser weit vorstreckende Eiszunge aufgefahren. Jetzt konnte man bei dem stetig zunehmenden Tageslicht auch endlich die Verwüstungen überschauen, die die stürzenden Masten auf dem Deck angerichtet hatten. Die Kommandobrücke und das Kartenhäuschen waren zerschmettert worden, ebenso ein Teil der Reling, und dasselbe

Schickſal mußte den größeren Teil der auf dem Vorderdeck ſtehenden Raubtierkäfige ereilt haben, da mehrere ihrer Bewohner, drei Löwen, das Tigermännchen und drei Leoparden, zwiſchen den Trümmern bald hier, bald da auftauchten.

Noch an demſelben Vormittag wurde dann von den Tierwärtern und einigen mutigen Matroſen der Verſuch gemacht, die Beſtien zurückzutreiben. Zu dieſem Zweck hatten ſich die Leute mit den in der Kapitänskajüte vorhandenen Revolvern — andere Schußwaffen befanden ſich nicht an Bord — und auch mit langen Stangen bewaffnet, die an der Spitze dicht mit geteerten Lappen umwickelt waren. Mit dieſen primitiven, in Brand geſetzten Fackeln hoffte man die Raubtiere am leichteſten einſchüchtern zu können. Aber trotz dieſer Hilfsmittel mißlang der Verſuch vollkommen und koſtete außerdem noch einem der Matroſen das Leben. Dieſer hatte ſich zu weit vorgewagt und war von einem der Löwen im Sprunge niedergeriſſen und zerfleiſcht worden, ohne daß man ihm zu Hilfe eilen konnte. Sein die Nerven aufpeitſchendes Hilfegeſchrei, das erſt verſtummte, als die übrigen Leute ſchon wieder unter Deck geflüchtet waren, ſchüchterte alle derart ein, daß niemand zum zweiten Male ſich hinauswagen wollte. Die Beſatzung war alſo in den beiden Wohnräumen des Kapitäns, aus denen nur eine einzige Tür auf das Deck führte, eingeſchloſſen, und zwar ohne alle Nahrungsmittel und ohne einen Tropfen Trinkwaſſer, denn die Vorratsräume lagen im Vorſchiff, und dort trieben ſich die Raubtiere umher.

Als drei Tage verfloſſen waren — inzwiſchen hatte man, ſobald ſich eine der Beſtien bis in Schußnähe an die Kajütfenſter heranwagte, regelmäßig aus den Revolvern ein völlig ergebnisloſes Feuern auf die Raubtiere unterhalten — ſpornte Hunger und Durſt die Leute des „Neptun“ zu einem nochmaligen Verſuch an, der Beſtien Herr zu werden oder doch wenigſtens bis zu den Vorratskammern vorzudringen. Mit Beilen wurde ein Loch in den Fußboden der Kajüte geſchlagen, ſo daß man in den Laderaum hinabſteigen und von da aus weiter durch den Maſchinenraum in das Vorſchiff gelangen konnte. Drei der Wärter machten ſich denn auch, wieder aus-

gerüstet mit Revolvern und Fackeln, auf den Weg. Eine bange Viertelstunde verging für die Zurückbleibenden. Dann ertönten Schüsse, wildes Geschrei, und bald kletterten zwei der Wärter schreckensbleich durch das Loch im Fußboden in die Kajüte zurück. Den dritten hatte der Tiger in dem Gange zu der Kambüse angesprungen und zerrissen. Demnach beherrschten die Bestien nicht nur das Verdeck, sondern auch das Innere des Vorschiffes, wohin sie nur durch die sicherlich mitzertrümmerte Vorderluke eingedrungen sein konnten.

Wieder verging ein Tag. Da machte sich in der Nacht zum fünften plötzlich Brandgeruch bemerkbar, und schon am Morgen des sechsten Tages sah die Besatzung über dem Vorderdeck feine Rauchwolken aufsteigen. Die Fackel des von dem Tiger getöteten Wärters, die man nicht mehr hatte aufnehmen können, hatte den Dampfer in Brand gesetzt.

Am Mittag dieses sechsten Tages war die Rauchentwicklung bereits so stark, daß die frei umherschweifenden Raubtiere sich auf das Hinterdeck zurückzogen, wo die Luft noch frei von Rauchschwaden war. Die vor Hunger und Durst bereits halbtote Besatzung begann nun eine wilde Schießerei auf die gefährlichen Katzen, jedoch wieder ohne nennenswerten Erfolg, da die Revolver eine zu geringe Durchschlagskraft und Treffsicherheit besaßen. Nur das eine erreichte man mit der Zeit, daß sich die Raubtiere von dem Schiffe auf den Eisberg flüchteten, wobei sie den hinteren Mast, der schräg über Bord gefallen war, als Brücke benützten. Trotzdem wagten die Leute sich erst am Morgen des siebenten Tages aus ihrem Gefängnis heraus.

Inzwischen hatte das Feuer bereits so weit um sich gegriffen, daß das Vorschiff in hellen Flammen stand. Das Geheul der in den Käfigen noch eingeschlossenen Tiere, die nun elend verbrennen mußten, war entsetzlich. Aber niemand vermochte ihnen Rettung zu bringen, befand sich die Besatzung doch in fast ebenso furchtbarer Lage. Auf dem „Neptun“ drohte ihr der Flammentod, auf dem Eisberg das Verderben durch die Raubtiere, die sich ständig in der Nähe des Schiffes aufhielten.

Da, gegen Mittag, wurde am westlichen Horizont der Rumpf

eines großen Dampfers sichtbar, der, wie sich später ergab, durch die gewaltige Rauchsäule des brennenden „Neptun“ angelockt, seine Fahrtrichtung geändert hatte. Das war Hilfe im letzten Augenblick. Die „Kanada“, ein amerikanischer Schraubendampfer, nahm die halbverhungerten Leute auf und brachte sie nach New York. Den brennenden „Neptun“ und die Raubtiere auf dem Eisberg überließ man ihrem Schicksal.

Eine Woche später begegnete der englische Kreuzer „Cumberland“ dem Eisberge, auf dem noch zwei von den Bestien, ein Löwe und der Tiger, in völlig abgemagertem Zustande umherschlichen. Diese hatten sich während der acht Tage von dem Fleische ihrer schwächeren Artgenossen genährt. Die beiden Raubtiere waren bereits so ermattet, daß man sie ohne Gefahr einfangen und an Bord bringen konnte. W. K.

Das Nest der Kronprinzessin. — In der Nähe des dem Könige von Rumänien gehörigen Schlosses Pelesch hat sich die durch ihre Schönheit berühmte rumänische Kronprinzessin vor mehreren Jahren ein eigenartiges Lusthäuschen geschaffen, wie es wohl kein zweites Mitglied einer regierenden Herrscherfamilie besitzen dürfte. Zwischen den Wipfeln mehrerer riesiger Hochwaldtannen schwebt etwa acht Meter über dem Waldboden an starken Drahtseilen ein Häuschen, das eine im holländischen Stil eingerichtete Küche, ein Vorzimmer und einen Salon enthält — alles in Miniaturabmessungen, möbliert mit zierlichen Möbeln, und doch traulich und bequem. Dieses „Nest der Kronprinzessin“, wie man es im Volksmunde nennt, hat einen ebenso seltsamen Zugang und gleicht in dieser Beziehung einer kleinen Festung. Neben dem Häuschen erhebt sich ein hölzerner Wartturm, von dem aus eine Zugbrücke zu dem „Nest“ hinübergelassen werden kann.

Bei starkem Winde schwankt das luftige Gebäude ganz bedeutend. Als einmal an einem gerade recht stürmischen Tage der verstorbene König Georg von Griechenland „das Nest der Kronprinzessin“ besichtigte und den herrlichen Fernblick von der um das Häuschen herumführenden Galerie genießen wollte, mußte er schleunigst wieder zur sicheren Erde hinabsteigen, da

ſich bei ihm auf der hin und her wiegenden Galerie ſehr bald die erſten Anzeichen von Seekrankheit bemerkbar machten.

Mit dieſem ſonderbaren Haus eng verknüpft iſt eine kleine Geſchichte, die deutlich beweiſt, daß das vielfach angezweifelte plötzliche Ergrauen des Kopfhaares infolge ſeeliſcher Erregungen durchaus nicht in das Reich der Fabel gehört. Baurat Liman, der das „Neſt“ geſchaffen hat, erzählt folgendes: „Als vor einer Reihe von Jahren die Frau Prinzeſſin mir gegenüber den Wunſch nach dieſem Waldidyll äußerte, ging ich friſch ans Werk. Aber es war noch weit von ſeiner Vollendung entfernt, als die hohe Frau zu mir kam und meinte, in vierzehn Tagen müſſe alles fix und fertig ſein, da der Zar von Bulgarien mit ſeiner Gemahlin ſich angemeldet habe. Als Überraſchung wolle ſie dem Paare das ‚Neſt‘ zeigen und ihren erſten Tee dort geben.

Das war nun eine harte Arbeit. Tag und Nacht wurde geſchafft, und zur beſtimmten Zeit war denn auch richtig das ‚Neſt‘ fertig mit allen inneren Holztäfelungen ſamt Küche und Drumherum, nebſt Turm und Zugbrücke. Jedoch die Haltbarkeit war nicht ausgeprobt, und bange Zweifel plagten mich unausgeſetzt, ob die Tragfähigkeit auch genügen würde. Als dann der Nachmittag kam und in dem Hüttchen oben viel mehr Perſonen weilten, als ich je gedacht, neben den hohen Herrſchaften auch noch die Hofſtaaten und Miniſter, da, glaub' ich, gab's keinen ſorgenvolleren Menſchen auf der Erde wie mich. Und zudem erhob ſich noch ein heftiger Sturm mit peitſchendem Regen, ſo daß der Tee ſtatt der feſtgeſetzten halben Stunde über zwei Stunden währte — für mich eine unendliche Qual! Denn fortwährend peinigte mich der Gedanke, daß ein Riegel, ein Seil, ein Bolzen nachgeben könnte, und daß, wenn erſt der Kreis der Anweſenden dadurch beunruhigt würde, alles verloren ſei. Ich ſtellte mich direkt unter das ‚Neſtchen‘ — und wie langſam verrannen die Minuten, während der Sturm immer heftiger wurde und die Rieſentannen hin und her ſchüttelte!

Da ging ein bulgariſcher General mit dem Leibarzt des Königs vorbei, und erſterer ſagte ſcherzend zu mir: ‚Nun,

Herr Liman, Sie haben ja großes Vertrauen zu Ihrem ſchwankenden Bau da oben; wie nun, wenn er einſtürzen würde und Sie ſtehen darunter?'

‚Ja, Herr General,' ſagte ich, ‚deswegen hab' ich mich ja daruntergeſtellt; fällt er, ſo ſoll er mich als den erſten begraben!'

Aber er fiel nicht; am nächſten Morgen jedoch war ich an den Schläfen grau." W. K.

Eine Felddienſtübung des engliſchen freiwilligen Frauenſanitätskorps. — Das in England eingerichtete freiwillige Sanitätskorps von Frauen und Mädchen der höheren Stände, das anfänglich mehr wie eine Spielerei ausſah, vervollkommnet ſich, wie eine kürzlich bei Norbury abgehaltene Felddienſtübung

Der Sanitätswagen des freiwilligen Frauenſanitätskorps.

erkennen ließ, mehr und mehr. Die Mitglieder des Korps ſind beritten. Ihre Khakiuniform beſteht aus Schoßbluſe und Rock. An einem Gürtel hängen eine Feldflaſche zur Erquickung der

Verwundeten und eine Tasche mit Mundvorrat. Auf dem linken Ärmel ist das Rote Kreuz befestigt. Die Damen haben sämtliche Unkosten für die Ausrüstung selbst zu bestreiten.

Das Korpstier des freiwilligen Frauensanitätskorps..

Ein bei der erwähnten Felddienstübung mitgeführter Sanitätswagen enthielt zehn Zelte. Sie wurden von den Damen in sehr kurzer Zeit aufgestellt. Neun davon waren zur Aufnahme von Verwundeten, das zehnte für die Sanitätsoffiziere

bestimmt. Sodann wurden Tragbahren hergestellt und Wagen für den Transport von Verwundeten zweckentsprechend eingerichtet. Außerdem wurde ein Feldlazarett aufgeschlagen. Alles vollzog sich ohne männliche Beihilfe schnell und umsichtig. Endlich wurden Leute als Verwundete auf die Tragbahren gelegt und nach dem Feldlazarett und den Zelten geschafft.

Nach der Übung entfalteten die Damen auch ihre rein hausfraulichen Vorzüge. In dem Zelt für die Sanitätsoffiziere wurde Tee bereitet, und man lud die Offiziere zu einem Plauderstündchen ein.

Wie viele englische Regimenter und Kriegschiffe ihr Lieblings- und Schutztier besitzen, so hat sich auch das freiwillige Frauensanitätskorps ein solches zugelegt. Es ist eine stattliche Bulldogge, die zugleich zum Schildwachestehen abgerichtet worden ist. Th. S.

Gelungene List. — Heinrich Marschner, der Komponist der Opern „Hans Heiling“ und „Vampir“, war sehr eitel, und wer diese Schwäche zu benützen verstand, erreichte manches, was Marschner sonst nie gewährt haben würde. Er stellte sich Mozart und Beethoven gleich und pflegte bei Nennung der drei Namen den seinigen stets zuerst anzuführen.

Einst kam der bekannte Tenorist Stigelli, der Komponist des bekannten Liedes „Du hast die schönsten Augen“, nach Hannover, dem Wohnorte Marschners. Er suchte Engagement, und man sagte ihm, daß dies von Marschner abhänge. Wenn es ihm gelänge, sich diesen geneigt zu machen, würde seine Bewerbung voraussichtlich von Erfolg sein.

Am nächsten Morgen begab sich Stigelli in die Wohnung des Komponisten, ließ sich anmelden und wurde angenommen. An der Tür zu Marschners Arbeitszimmer klopfte er leise und zaghaft an.

„Herein!“ rief drinnen der Komponist.

Stigelli aber folgte dem Rufe nicht, sondern wiederholte nach einer Pause das Klopfen.

Wieder tönt aus dem Innern des Zimmers ein „Herein!“, nur kräftiger als vorher, aber mit demselben Erfolg: der Tenorist öffnet nicht, wohl aber klopft er zum dritten Male an.

Da hört er drinnen einen Stuhl zurückschieben, einen kernigen Fluch und rasche Schritte. Im nächsten Augenblicke wird die Tür heftig aufgerissen, Marschner erscheint und schreit dem Wartenden zu: „Zum Donnerwetter, Herr, sind Sie denn taub?“

Zitternd wankt der Künstler zurück, lehnt sich an die Wand und stammelt in höchster Befangenheit: „O — o, Ver—zeih—ung, meine Ver—messenheit, o —“

Marschner tritt näher, mustert den jungen, hübschen Mann und sagt teilnahmvoll: „Sind Sie krank, oder ist Ihnen etwas zugestoßen?“

„O nein, aber — meine Kühnheit — o, bitte, lassen Sie mich lieber gehen!“

Der Komponist nötigte nun den seltsamen Besucher in sein Zimmer und bot ihm einen Stuhl. „Nun, wird Ihnen wohler?“ fragte er.

„Ach nein — ich habe mich überschätzt — ich will fort!“ stotterte der Tenorist.

„Überschätzt — wieso?“ fragte Marschner.

„Ich stellte mir es leichter vor, dem größten Musiker aller Zeiten gegenüberzutreten. Ich wollte meine Stimme von ihm prüfen lassen, und jetzt, wo er vor mir steht, der weltberühmte Mann, da bin ich schwach und befangen wie ein Kind!“

In kurzen, abgerissenen Sätzen stieß der Künstler diese Worte hervor, während seine Blicke am Boden hafteten.

„Na, fassen Sie sich nur, lieber Freund,“ erwiderte der Komponist wohlwollend. „Ich glaube Ihnen gern, daß Sie aufgeregt sind, kann mir Ihre Befangenheit recht gut erklären. Aber nur Mut, Sie sehen, daß große Männer nicht immer so unnahbar sind, wie Sie glauben.“

„Hier diese geheiligten Räume, die Werkstätte Ihres Schaffens, wo die unsterblichen Werke entstanden, in denen auch ich das Glück hatte mitzuwirken —“

„Sie haben in meinen Opern mitgewirkt?“ unterbrach Marschner den schlauen Tenoristen. „Dann müssen Sie mir etwas vorsingen. Kommen Sie ans Klavier!“

Stigelli ſang, und am nächſten Tage hatte er den Kontrakt auf drei Jahre in der Taſche. O. C.

Die Träne im Leben des Kindes. — Das Kind iſt in hohem Maße ein Augenblickswesen; es läßt ſich leicht von ſeinen verſchiedenen Gefühlen ganz und gar beherrſchen und bringt dieſe wechſelnden Stimmungen auch äußerlich zum Ausdruck. Zu keiner Zeit im Leben lacht der Menſch ſo viel wie in ſeiner Jugend, nie aber tritt auch die Träne ſo leicht in ſeine Augen, als wenn er noch ein Kind iſt. Dieſes hat auch noch das Vorrecht, ſich äußerlich ſo zu geben, wie ihm wirklich in ſeiner Seele zumute iſt, und dieſe urſprüngliche Naivität und Unbefangenheit, dieſe Art Unſchuld und Wahrheit machen ja zum großen Teil den erfreuenden Reiz des kindlichen Weſens aus.

Der Erwachſene iſt ſchon ganz anders geartet als das Kind. Er hat ebenſo oft und noch tiefere Urſachen zur Träne. Aber er weiß den Schmerz zu verbeißen, das Auge trocken zu erhalten, wenn ſich auch die Tränenpforte öffnen möchte. Wir Großen laſſen uns auch mehr vom Verſtande leiten und durch die Erfahrung belehren. Das Kind aber ſteht ganz unter dem Eindruck des Augenblickes und der jeweiligen Empfindung.

Weil das Kind in der Hauptſache noch ein Sinnenweſen iſt, leidet es auch am ſchwerſten am phyſiſchen Schmerz. Wo der Erwachſene ſeinen Schmerz bei irgend einer Krankheit heldenmütig trägt, weint ihn das Kind aus und fühlt ſich wohl dadurch einigermaßen erleichtert. Wer könnte ermeſſen, wie viele Tränenbächlein allein aus dieſer ſtarken Quelle tagtäglich fließen, aus einem Born, der, ſolange es Menſchen geben wird, nie verſiegen kann!

Noch trauriger aber ſind vielleicht die Tränen, die um abſichtlich zugefügten Leides willen geweint werden. Wie viele Schmerzen werden den Kindern bereitet, die nicht nötig wären! Wir denken an die körperliche Züchtigung, denken an die unendlich vielen Mißhandlungen, die im Zorn, in der Unüberlegtheit, im Alkoholrauſch, aber auch in teufliſcher Abſicht und Bosheit begangen werden. Auf der einen Seite ſündigt man in blinder Affenliebe mit widerlicher Verzärtelung der Jugend, auf der anderen mit finſterer Strenge und Roheit. Die engliſche

Kinderschutzgesellschaft spricht in einem ihrer Berichte von einer Zählung von 428 000 gemarterten Kindern, deren Vorbeiziehen in einer Prozession 81 Stunden währen würde. Unter diesen Unglücklichen, Hungrigen, Verwahrlosten sind 61 000 Kinder mit Wunden, Striemen und Brandblasen bedeckt oder mit gebrochenen Gliedern, erloschenen Augen, stierem Blick, zugrunde gerichtet durch Mißhandlungen mit Schaufeln, Stiefeln, Lederriemen, Schürhaken, Plätteisen, kochendem Wasser, glühenden Zangen.

Aber auch über diese häufige Ursache hinaus fehlt es nicht an Anlässen, die so oft das Kinderauge feuchten. Wie viele seelische Leiden hat manchmal auch schon ein Kind zu durchkosten! Hier ist vor allen Dingen an das Furchtgefühl zu denken. Angst vor einer Strafe, überhaupt vor allem, was den Ton des Unangenehmen in sich trägt, schreckliche Wahnvorstellungen — das alles treibt zur Träne und beweist dadurch, wie viele dunkle Gefilde auch schon im Kinderleben zu durchmessen sind.

Harmloser sind die vom Kinde so häufig geweinten Tränen der Rührung. Kinder lassen sich bekanntlich leicht rühren. Eine traurige Geschichte feuchtet bald ihr Auge; weinen erst andere Personen, so lockert sich auch bald ihr volles Tränensäcklein. Diese Zähren sind aber auch leicht wieder getrocknet und schnell vergessen. Wie es überhaupt ein glücklicher Ausgleich des gütigen Geschickes ist, daß die Kindertränen leicht wieder verschwinden und bei der nächsten Freude schon wieder vergessen sind. Beide Extreme des menschlichen Empfindens folgen beim Kinde oft so schnell und unvermittelt aufeinander, daß man wohl behaupten kann, es weint oft mit dem einen Auge, während es mit dem anderen schon wieder lacht. Dagegen ist wohl die eigentliche Freudenträne dem Kinde noch völlig fremd; wenn es sich glücklich fühlt, dann kann es eben nur lachen. Auch die Träne wie das Gefühl der Wehmut sind mit dem kindlichen Wesen noch völlig unvereinbar; beides zu durchkosten, bleibt dem reiferen Alter vorbehalten.

Nicht bei allen Kindern öffnet sich die Tränenpforte gleich schnell. Physische Organisation und seelische Beschaffenheit sind verschieden und lassen das eine Kind weicher, das andere härter

Digitized by Google

erſcheinen. Mit dieſer Verſchiedenheit iſt der Wert der Kinderperſönlichkeit noch keineswegs berührt. Aber die Träne iſt immerhin etwas ſo Kindertümliches, ein ſo natürliches Ventil für allerlei Spannungen, daß es höchſt ſonderbar erſcheint, wenn Kinder nie oder höchſt ſelten Tränen vergießen.

Wenngleich die Kinderträne oft faſt um ein Nichts vergoſſen wird, ſo gibt es auch wieder gar viele, die der herbe Ausdruck eines gar langen und tiefen Leides ſind. Darum ſollte ſich der Erzieher, dem ſie zum Ankläger und Richter werden, recht ſehr bemühen, ſie, wo es angebracht iſt, zu trocknen, wenigſtens dann, wenn es ſich um einen unnötigen Schmerz handelt. Denn wenn auch unter Tränen manche Tugend reift wie unter Schmerzen die köſtliche Perle, ſo flieht doch mit dem Naß der Augen auch gar manchmal alles weiche Empfinden aus der Seele. Gerade das Beſſere im Menſchen iſt durch die vielen Tränen oft ausgeweint worden; mancher, der in der Jugend leicht zu rühren war, iſt verbittert, hart, tränenlos geworden und läßt ſpäter andere entgelten, was einſt an ihm geſündigt worden iſt. So hinterläßt die Träne ebenſo wie das Lachen ihre Spuren bis in die Jahre des Alters hinein.

Nur in einem Falle heißt es hart und feſt gegen Kindestränen bleiben. Es gibt auch heuchleriſche, ja man könnte ſagen raffinierte unter ihnen — Tränen, die das Kind aus Eigenſinn, aus Berechnung vergießt. Wenn ihm ſein Wille nicht getan wird, dann ſpielt es wohl, nachdem es alle anderen Regiſter vergebens aufgezogen hat, mit der Träne den letzten und höchſten Trumpf aus, der es ſo häufig zum Sieger im Streite mit den Eltern macht. Wenn der Liebling weint, dann gibt nicht nur die weichere Mutter nach, dann kapituliert ſogar der härtere, feſtere Vater, und das Kind bekommt ſeinen Willen. Nicht ſelten iſt die Träne die Waffe, die das Kind zum ſchrecklichen Haustyrannen macht. Da heißt es feſtbleiben auf ſeiten der Eltern; falſche Nachgiebigkeit iſt hier entſchieden vom Übel. Und nicht ſelten wird es vorkommen, daß die Eltern einmal in bitterer, zu ſpäter Erkenntnis die Tränen ſelber nachweinen, die ſie bei ihren Kindern in blinder Zärtlichkeit zur Unzeit geſtillt haben. Denn auch die Tränen,

die die Eltern ſpäter über ungeratene oder unglückliche Kinder weinen, müſſen eigentlich den Kindertränen zugezählt werden. P. Hoche.

Verbrecheriſcher Leichenhandel. — Unter Ludwig XIV. ſetzten nicht nur Kinderentführungen, Giftmorde, ſondern auch ſeltſame Verbrechen und andere Ausgeburten der Hölle Paris in Schrecken. Damals verſchwanden in wenigen Monaten auf geheimnisvolle Weiſe ſechsundzwanzig junge Männer, Angehörige beſſerer Bürgerfamilien. Die ſeltſamſten Gerüchte ſchwirrten darüber durch Paris. Als König Ludwig erfuhr, das Volk habe eine Prinzeſſin im Verdacht, ſich in Menſchenblut zu baden, drohte er dem Generalpolizeileutnant de la Reynie mit ſeiner Ungnade, wenn er nicht binnen drei Wochen Herr des ſchrecklichen Geheimniſſes ſei.

La Reynie wandte ſich in ſeiner Verzweiflung an den bekannten Lecoq, einen ſeiner beſten Geheimagenten. Lecoq verſprach, im Verlauf von acht Tagen den geheimnisvollen Menſchenräubern auf der Spur zu ſein.

Lecoq hatte einen Sohn. Dieſem ſetzte er ſeinen Plan auseinander. Den jungen Lecoq begeiſterte das Abenteuer. Als junger Stutzer, aber wohlbewacht von den Spähern ſeines Vaters, flanierte er fleißig durch die Straßen und Luſtgärten von Paris, um der gefährlichen Sirene aufzufallen, die, wie ſein Vater ſehr richtig vermutete, den geheimnisvollen Verbrechern und Menſchenräubern als Lockvogel diente. Denn darüber, daß die vermißten jungen Leute das Opfer irgend eines galanten Abenteuers geworden waren, war ſich der gewiegte Kriminaliſt von Anfang an klar. Nur kannte er den verbrecheriſchen Zweck nicht.

Der junge Lecoq erging ſich am fünften Tage nachmittags im Tuileriengarten. Da begegnete ihm eine bildſchöne, junge Dame an der Seite ihrer Gouvernante, die ihm auffallende Blicke zuwarf. Inſtinktiv fühlte er, daß er die Richtige getroffen habe. Er ſetzte ſich auf eine Bank. Einige Minuten ſpäter nahm die Gouvernante neben ihm Platz und gab ihm im Auftrag ihrer Herrin, der Prinzeſſin Jabirouska, auf den Abend ein Rendezvous an der Kirche St. Germain l'Auxerrois.

Der junge Lecoq stellte sich als Student und Sohn eines Edelmanns aus Le Mans vor und versprach, pünktlich zur Stelle zu sein.

Der Vater teilte den Verdacht seines Sohnes und verabredete alles Nähere mit ihm. Der junge Lecoq stellte sich pünktlich an der Kirche ein, wo ihn die vermummte Duenna empfing und ihn an ein Haus in der Waisenstraße geleitete. Der alte Lecoq blieb den beiden mit seinen Leuten dicht auf den Fersen. Während er seine Agenten vor dem Hause verteilte, wurde sein Sohn von der „Prinzessin" mit allen Zeichen der Freude empfangen. Von der Erscheinung des herrlichen jungen Weibes betäubt, vergaß der junge Mann sich und das mit dem Vater verabredete Signal, und erst als die „Prinzessin" den jungen Mann verließ, um Champagner zu bestellen, benützte der junge Lecoq ihre Abwesenheit und öffnete einen Schrank, aus dem ihm viele abgeschnittene Menschenköpfe entgegengrinsten. Er gab sofort das Signal. In demselben Augenblick, als Lecoq mit seinen Leuten in das Zimmer drang, erschien auch die „Prinzessin" an der Spitze von vier bis an die Zähne bewaffneten Banditen. Zehn Minuten später war die ganze Gesellschaft verhaftet.

Die sogenannte „Prinzessin", eine Engländerin, diente in der Tat einer Mörderbande als Lockvogel, die mit den Leichen der Ermordeten einen schwunghaften Handel betrieb. Die Körper kamen auf die Seziertische der Professoren der Chirurgie und wurden gut bezahlt.

Der König, der bei dem Bekanntwerden dieser scheußlichen Verbrechen den Ausbruch von Unruhen befürchtete, gab Befehl, die Missetäter alle Grade der Folter durchmachen zu lassen, und sie dann insgeheim hinzurichten. Den Doktoren und Professoren wurde bei Todesstrafe verboten, fürderhin von unbekannten Leuten kopflose Leichen anzukaufen. W. F.

Bewiesener Einfluß. — Unter der Regierung des Zaren Alexander I. erfreute sich Fürst Peter Michailowitsch Wolkonsky der ganz besonderen Gunst seines Herrschers. Alexander unternahm selten etwas, bevor er den Fürsten nicht erst um seinen Rat gefragt hatte. So sagte er einst zu ihm: „Ich habe da

einen wunderschönen Brillanten von seltener Größe, den möchte ich gern einem Freunde zum Geschenk machen. Und zwar möchte ich ihn in den Knopf eines Stockes setzen lassen. Bestelle doch die Sache beim Juwelier."

Der geizige Fürst war tief erschrocken, als er diesen Befehl des Herrschers hörte. „Aber, Majestät," widersprach er, „dieser Brillant ist doch viel zu wertvoll, als daß Sie ihn verschenken können!"

„Ich weiß wohl, was er wert ist," meinte Alexander, „doch mein treuester Freund soll ihn haben, und für diesen ist mir nichts zu teuer."

Der Fürst, der seinen Einfluß befestigen wollte, redete hin und her, der Stein sei viel zu teuer und zu kostbar, und es gelang ihm schließlich wirklich, den Zaren von seinem Vorhaben abzubringen. Er gab ihm den Auftrag, den Stock ohne den Brillanten anfertigen zu lassen.

Voller Genugtuung führte Wolkonsky den Auftrag aus.

Als der Stock fertig war und man ihn dem Kaiser brachte, überreichte dieser ihn dem Fürsten mit den Worten: „So, lieber Peter, den Stock hatte ich für dich bestimmt!"

Alexander lachte herzlich über das verblüffte Gesicht, das der Fürst jetzt machte, behielt aber seinen Stein. A. Sch.

Ein wirksamer Inhalationsapparat. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß wohl der größte Teil aller Erkrankungen, deren Ursachen man sich zumeist nicht erklären kann, auf unbeachtete oder harmlos angesehene Erkältungen zurückzuführen sind. Erkältung und Katarrh sind die hauptsächlichsten Ursachen und Anfänge vieler schwerer Leiden, denn Nasen- und Rachenverschleimungen, die ersten Folgen einer Erkältung, verursachen die plötzliche Entwicklung der bis dahin friedlich schlummernden Kleinlebewesen, die nun ihre verheerende Tätigkeit beginnen, indem sie die mit den Atmungsorganen in Verbindung stehenden Wege vollständig vergiften und verseuchen.

Trotz aller Mahnungen und Aufklärungen sind sehr viele Menschen gegenüber diesen feststehenden Tatsachen von einer unbegreiflichen Sorglosigkeit. Die Ursachen aber der Erkran-

lungen im Keime erſticken, heißt oftmals ſich oder anderen das Leben retten. Schnell handeln heißt alles gewinnen.

Zur Erreichung dieſes Zweckes wird immer ein guter Inhalationsapparat das wirkſamſte Mittel bleiben. Unter den vielen vorhandenen Syſtemen zeichnet ſich nun der „La Vie-Inhalator“ (Fig. 1) beſonders vorteilhaft aus und bildet ſozuſagen eine Klaſſe für ſich. Seine Verwendung erſehen wir aus unſeren Abbildungen (Fig. 2 und 3). Das Gebläſe beziehungsweiſe der Windball iſt in ſeiner Dimenſion ſo gewählt, daß ein ſogenannter Doppelapparat völlig überflüſſig iſt.

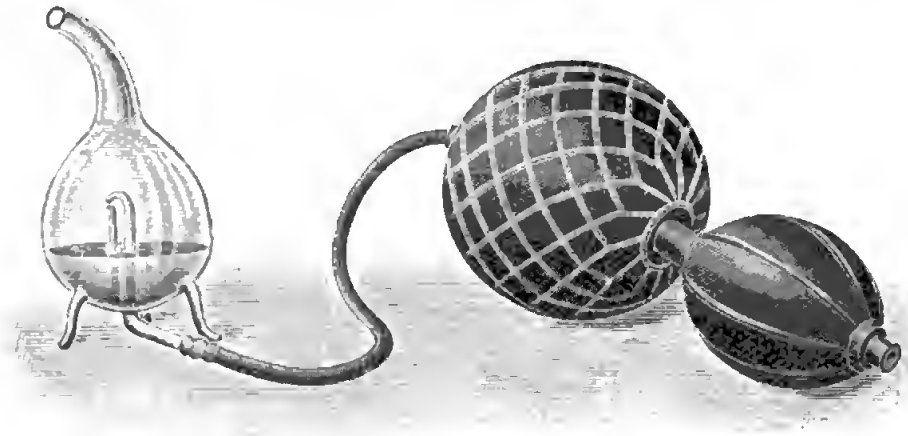


Fig. 1.

Da man bekanntlich mit einem beſtimmt begrenzten Quantum Preßluft auch nur ein ganz beſtimmtes Quantum Flüſſigkeit zerſtäuben kann, nimmt bei einer Mehrzahl von Düſen die Druckwirkung ſogar ab, anſtatt daß ſie, wie oftmals zu Unrecht behauptet wird, zunimmt. Infolge ſeiner von allen anderen Apparaten abweichenden Konſtruktion wird die angeſaugte, aber nicht zerſtäubte überſchüſſige Flüſſigkeit unmittelbar nach unten, alſo zurück in den Behälter gedrückt, ſo daß der bei anderen Apparaten erforderliche Tropfenfänger unnötig iſt und ein Ausſtrömen auch nur des allerkleinſten Quantums Flüſſigkeit in Form von Tropfen vollſtändig vermieden wird. Die Inhalationsflüſſigkeit, die durch die Betätigung des Gebläſes in einen hauchartig feinen Nebel umgewandelt wird, wie dies durch andere Konſtruktionen nie erreicht werden kann, iſt nun in der Lage, durch die natürlichen Luftwege bis in die

alleräußerſten Teile der Lunge vorzudringen und ſo die Krankheitserreger mit unbedingter Sicherheit unſchädlich zu machen.

Dem Apparat iſt eine Inhalationsflüſſigkeit beigegeben, die Sauerſtoff, dieſen für unſer Leben unentbehrlichſten Stoff, enthält. Der künſtlich erzeugte Sauerſtoff tötet einmal radikal alle Krankheitserreger und belebt zugleich die erkrankten Stellen.

Noch einige Worte über die Verwendung des Apparates. Dieſer darf nicht höher als etwa zwei Zentimeter mit der Flüſſigkeit gefüllt werden. Der überhäkelte Gummibehälter des Doppelgebläſes wird mit Luft gefüllt, was dadurch erreicht wird, daß man den Gummiſchlauch an der Schlauchtülle zudrückt. Man ſetzt dann das Ausſtrömungsrohr an den Mund, holt recht tief Atem und gibt gleichzeitig mit dem Atmen den Schlauch frei,

Fig. 2.

ſo daß die bis jetzt eingepreßte Luft den Inhalator in Bewegung ſetzt, die Inhalationsflüſſigkeit zu unendlich feinem Nebel zerſtäubt und dieſen der Lunge und allen entzündeten Organen intenſiv zuführt. Bei der Naſeninhalation gegen

Schnupfen benützt man die Naſenolive und inhaliert in der gleichen Weiſe, wie es unſere Abbildung zeigt. Um der Luftröhre temperierte Inhalation zuzuführen, braucht man nur den Inhalator mit eingefüllter Flüſſigkeit zu erwärmen.

Fig. 3.

Die Koſten für den Apparat ſind ſo gering geſtellt, daß jedermann ihn ſich beſchaffen kann. Die Geſundheit iſt doch unſer koſtbarſtes Gut, und am falſchen Ende und zu unrechter Zeit ſparen, hat ſchon viele böſen Folgen gezeitigt. Fabrikant dieſes von einem hervorragenden erſten Spezialiſten erfundenen Apparates iſt Leopold Oppen in Berlin-Halenſee, Paulsbornerſtraße 91. H. Herzberg.

Die Schwurfinger. — Bei der Eidesleiſtung iſt es gebräuchlich, die drei erſten Finger der erhobenen rechten Hand emporzuſtrecken, die zwei letzten zu beugen. Welche Bedeutung die Schwurfinger bei unſeren Vorfahren hatten, geht aus einem Dokument aus der Zeit von 1559 hervor, das einen intereſſanten Beitrag zur Symbolik des Eides liefert.

„Was durch Aufreckung der Finger, so Einer einen Eid schwört, bedeut wurde. Es ist zu merken, ein jeglicher Mensch, der lügenhaftig oder unwahrhaftig schwört, der schwört auf sich selbst vier Flüch, die bezeichnet werden durch seine Finger, der er drei aufreckt, und zwei, die er niederneigt. Von erst durch den Daumen, der der kürzte ist, wird verstanden das gegenwärtig Leben, das kurz und vergänglich ist. Wenn er also den Daumen aufreckt, das bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so abkürz mir Gott mein Leben. Der ander Finger ist länger und bedeut das künftige Leben. Und so er den aufreckt, ist so viel gesprochen: Ob ich nit wahr hab, so soll mein Seel nach dem Leben, in dem künftigen Leben, kein Ruhe finden, bis an den jüngsten Tag. Der dritte Finger ist der längste und bedeut das ewige Leben, das angehen wird von dem jüngsten Tag und bleibt ohne End: So er den aufreckt, das ist so viel bedeuten, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde mein Seel und Leichnam an dem jüngsten Tag geschaiden und geteilt von dem ewigen Leben und von der Gesellschaft und Gemeinschaft aller Heiligen und Auserwählten. Aber die andern zwei abgegangene und geneigte Finger bedeuten die in der Höll sind, und so er dieselben zwei Finger beugt oder abneigt, bedeut so viel, als ob er sprech: Ob ich nit wahr hab, so werde ich mit Leib und Seel mit denen, so in der Höll sind, ewiglich begraben." K. K.

Gefälschte und geborgte Kronen. — Nachdem in der Nacht vom 3. zum 4. Oktober 1910 König Manuel von Portugal aus Lissabon vor den Revolutionären geflohen war und diese am Tage darauf die Republik erllärt hatten, war es eine Hauptsorge der neuen Machthaber, schnellstens eine genaue Übersicht über die Finanzverhältnisse des Landes zu gewinnen, die infolge der jahrelangen Schuldenwirtschaft in schlimmster Weise zerrüttet sein mußten. Bei der Inventarisierung des Staatseigentums wurde auch die aus dem 17. Jahrhundert stammende portugiesische Königskrone, ein reich mit Edelsteinen besetztes Kleinod, herangezogen und mit einem Wert von etwa einer Million in das Verzeichnis eingesetzt, eine Summe, auf die einmal vor Jahren ein Sachverständiger sie abgeschätzt hatte.

Im April 1911 versuchte dann die republikanische Regierung die Krone zu Geld zu machen. Man ließ daher den Pariser Juwelier Salange nach Lissabon kommen. Dieser erklärte jedoch nach kurzer Untersuchung, daß das auf eine Million taxierte Kleinod kaum einen Wert von 10 000 Franken habe, da nicht einmal mehr der Stirnreif, geschweige denn die Steine echt seien. Darob große Bestürzung. Als dann auch andere Fachleute ihr Urteil dahin abgaben, das Gold der Königskrone sei nur plattiertes Silber und die Brillanten Simili, konnte es keinem Zweifel unterliegen, daß einer der letzten Herrscher Portugals, die ja sämtlich an chronischem Geldmangel litten, die echte Krone veräußert und dafür eine genaue Imitation hatte herstellen lassen. Diese unechte portugiesische Krone lagert noch heute in den Gewölben der Lissaboner Banca Republicana. Ein Käufer für sie hat sich bisher nicht gefunden.

Bietet die Geschichte Portugals ein Beispiel dafür, daß auch gekrönte Häupter in bedrängter Lage ihre Zuflucht zu nicht ganz sauberen Geschäften nehmen, so kann man wieder von einem englischen König berichten, der sich eine Krone zu seiner feierlichen Krönung regelrecht leihen mußte. Der nachmalige König Georg IV. war als Prinz ein sehr verschwenderischer Lebemann. Trotz seiner hohen Einkünfte häufte sich seine Schuldenlast von Jahr zu Jahr mehr an. In einem der vornehmsten Londoner Klubs verlor er am Spieltisch in einer Nacht allein 50 000 Pfund Sterling. Als er 1820 zur Regierung kam, borgte ihm niemand mehr einen Schilling. Trotzdem bestellte er zu seiner Krönung bei dem Juwelier Rundell in London eine Krone, die sieben Pfund wog und fast 3 Millionen Mark kostete. Sie bestand aus reinem Golde und war dicht mit Edelsteinen besetzt. 1821 war dieses Prunkstück fertig, und nunmehr wurde der Tag der Krönung festgesetzt. Aber der vorsichtige Juwelier wollte das Kleinod nicht ohne Bezahlung hergeben. Nach längeren Verhandlungen wurde dann, da Georg IV. die nötige Summe nirgends auftreiben konnte, ein schriftlicher Vertrag geschlossen, nach dem Rundell dem König die Krone für den Tag der Krönung gegen eine Leihgebühr von 200 000 Mark überlassen wollte.

So kam es, daß der Vorgänger der Königin Viktoria mit einer geborgten Krone gekrönt wurde. Diese wurde tatsächlich gleich nach dem feierlichen Akt von Angestellten des Juweliers wieder abgeholt.

Sehr bald drang das Gerücht von diesem merkwürdigen Leihgeschäft in die Öffentlichkeit. Doch niemand dachte daran, Rundell wegen dieser Vorsichtsmaßregeln, unter denen er seine kostbare Ware hergegeben hatte, zu verurteilen. Dazu sind die Engländer viel zu sehr Geschäftsleute. Man wollte sich aber trotzdem nicht vor dem Ausland noch mehr blamieren und eröffnete daher eine allgemeine Sammlung, angeblich zu dem Zweck, dem König aus Anlaß seiner Krönung ein hohes Geldgeschenk zu machen. Es kamen auch wirklich in einem halben Jahre nicht weniger als 4 Millionen Mark zusammen. Das Komitee, das die Sammlung eingeleitet hatte, bezahlte davon zunächst die Krone und überwies den Rest dem Herrscher.

Niemand war froher als Rundell, denn daß er ohne diese nationale Hilfe noch jahrelang auf sein Geld hätte warten können, wußte er nur zu genau.

Im Jahre 1831 wurde die Krone dann für die Krönung der Königin Viktoria vollständig umgearbeitet, da diese sich weigerte, den sieben Pfund schweren Herrscherschmuck zu tragen. In dieser neuen Gestalt befindet sich das denkwürdige Kleinod noch heute im englischen Kronschatz im Tower. W. K.

Sonderbare Eier. — Die am häufigsten vorkommende Absonderlichkeit ist der doppelte Dotter; weit seltener schon sind die Eier mit drei Dottern. Nach Davaine werden in den „Hallen" zu Paris, in denen jährlich über 140 Millionen Eier verkauft werden, nicht mehr als fünf oder sechs der letzteren Art gefunden, also etwa auf 23 Millionen ein einziges Ei mit dreifachem Dotter. Eier mit Doppeldotter zählt man auf dieselbe Gesamtzahl 200 bis 300; besonders häufig will man sie in den Sendungen aus der Normandie beobachtet haben. Meist sollen sie von Hühnern gelegt werden, die der Brahmaputrarasse angehören.

Hie und da finden sich auch Fremdkörper mit in einem Ei eingeschlossen. So fand der berühmte Architekt Perrault, der

zu gleicher Zeit ein geschickter Arzt und Naturforscher war, einmal eine Stecknadel und ein anderes Mal einen kleinen Stein in einem Ei eingeschlossen.

Eier ohne Dotter kommen auch vor, ja sie sind nicht einmal so selten, als man gewöhnlich annimmt; sie sind alle sehr klein und öfters sogar ohne Schale, also nur in die Eihaut eingehüllt. In Italien galt ein solches Ei zur Zeit Fabrices von Aquapendente als das hundertste und das letzte, das ein Huhn legt, bevor es mit dem Legen aufhört; daher auch der Name Ovum centesimum, das hundertste Ei. Zu anderen Zeiten betrachtete der Aberglaube solche Eier als Hahneneier; diese letztere Überzeugung ist nicht allein sehr alt, sondern auch heute noch sehr verbreitet. Das Vorkommen von Eiern ohne Schale ist aber meistens nur auf eine verkehrte Ernährung des Huhnes zurückzuführen.

Eine merkwürdige, ziemlich seltene Anomalie ist der Einschluß eines vollkommen ausgebildeten Eies oder eines solchen ohne Dotter in ein zweites. Ein derartiges Ei beschreibt F. Henneguy in „La Nature". Es stammte von einer dreijährigen Henne, die bereits öfter Eier mit zwei Dottern gelegt hatte. Es war von ganz normaler Form und wog 204 Gramm; seine Längsachse maß 90 Millimeter, seine Querachse 58 Millimeter. Außer einem normalen Dotter und Eiweiß beherbergte diese Schale noch ein vollständiges Ei von 65 Millimeter Länge und 45 Millimeter Breite. Über ein ähnliches Vorkommnis bei einem Gänseei berichtete Rayer, und Supino beobachtete 1897 ein kleineres, nur 72 Millimeter langes Hühnerei, das ein zweites Ei von 56 Millimeter Länge enthielt.

Ein weiteres Eierkuriosum. Man fand vor 18 Jahren zwei Hühnereier mit dem geringen Gewicht von 17 Gramm. Bei der Öffnung zeigte sich, daß das Eiweiß mit einem Teile des Dotters eine halbmondförmige Schalenbildung eingegangen war, die, der äußeren Schale vollständig ähnlich, einen gelblich glänzenden Bruch zeigte. Der Rest des Eidotters bildete eine kräftig konsistente Masse, von Häuten umschlossen, die in der Spitze des Eies lagerte und die Veranlassung war, daß das Ei auf seiner Spitze stehen konnte. C. T.

Wie die Marokkanerin ihren Mann fesselt. — Ein eigenartiges Liebeselixir verrät ein soeben aus Marokko zurückgekehrter französischer Offizier. „Das Mittel," so erklärt der Offizier, „soll unfehlbar sein, aber ob es auch außerhalb Afrikas seine Zauberkraft bewährt, kann ich natürlich nicht voraussagen."

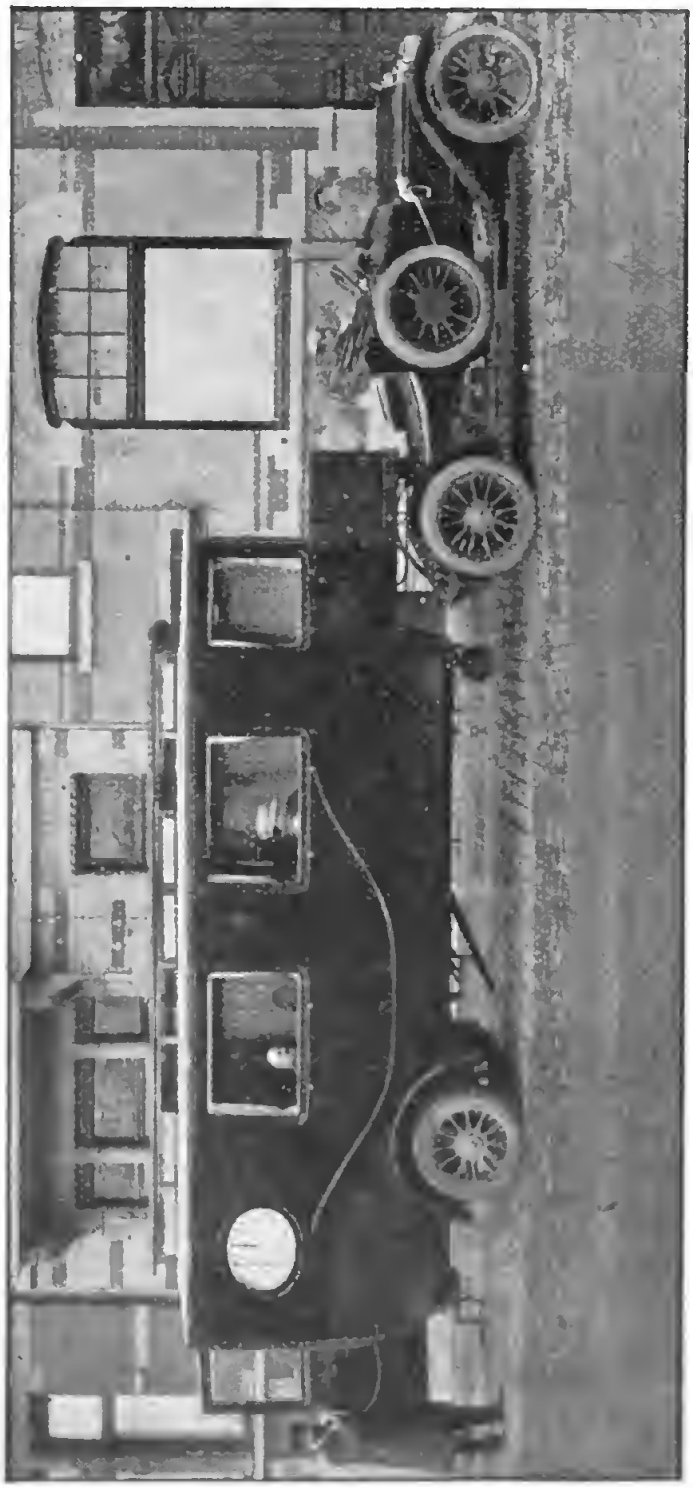
Die Marokkanerin, die ihres Mannes Liebe wiedererobern möchte, bedient sich folgender Methode: Zunächst zieht sie in gerader Linie einen Streifen reinen Honig von der Mitte ihrer Stirn bis zum Kinn und fängt den langsam herabtropfenden Honig in einem großen Löffel auf. Dann muß sie die Spitze ihrer Zunge mit einem Feigenblatte reiben, bis sie blutet, und sieben Salzkörner in diesem Blute auflösen. Diese Mischung kommt in den Löffel mit dem Honig, zusammen mit weiteren sieben Salzkörnern, die die Dame einen Tag und eine Nacht lang zwischen den Augenbrauen getragen hat. Das Elixir wird dann noch durch so viel Erde ergänzt, als man etwa auf drei Fünfzigcentimestücke häufen kann. Die Erde aber muß von der Stelle stammen, die vorher von dem nackten Fuß der Frau berührt wurde. Wenn dann der etwas leichtfertige Herr Gemahl diese Mischung genossen hat — wie man ihn dazu bewegt, ist Sache weiblicher Erfindungsgabe — dann ist er fortan unfehlbar treu und verzehrt sich in Liebe. O. v. B.

Automobilreisewagen. — Einen großen, wirklich bequemen Reisewagen zu bauen, war bisher eine ungelöste Aufgabe geblieben. Die Ursache aller Mißerfolge war die, daß lange Karosserien auf vierrädrigen Unterrahmen den Verdrehungen, welche die Unebenheiten der Fahrstraße hervorbringen, auf die Dauer nicht widerstehen können. Der hier im Bilde wiedergegebene Reisewagen ist nach dem Prinzip der Traktorzüge gebaut. Diese haben einmal den Vorteil, daß keine Verdrehung auf die Karosserie übertragen werden kann, ferner kann der Anhänger in kurzer Zeit an- und abgekuppelt werden. Wie die Erfahrung zeigt, nimmt das mächtige Fahrzeug mit Leichtigkeit ganz kurze Biegungen, auch fährt dieser Wagen infolge seiner großen Eigenmasse außerordentlich sanft.

Der Hauptvorteil liegt jedoch in dem großen Raum, den er zur Verfügung stellt und dessen Einrichtung wir uns etwas

Digitized by Google

näher ansehen wollen. Auf einer zusammenklappbaren Treppe gelangt man durch eine Tür am hinteren Ende in den Reisewagen. Dieser ist in zwei Abteile getrennt. Zuerst kommt man in die als Küche und Toilettenzimmer eingerichtete Abteilung, in der mit hervorragendem Geschick Schränke und Truhen angebracht sind. Es genügt ein Handgriff, um die Spülstelle in einen Toilettentisch mit Spiegel zu verwandeln. Gegenüber sehen wir einen Schrank mit aufklappbarem Tisch, der das Bett des Chauffeurs verdeckt. Dieser Raum wird durch zwei hohe, ovale Luken und



Automobilreisewagen mit Traktor verbunden, fertig zur Abfahrt.

durch das Fenster an der Eintrittstür erleuchtet. Wir gelangen nun durch eine Tür in den vorderen Raum, dessen weite Spiegelfenster nach allen Seiten einen unumschränkten Ausblick gewähren. Der Reiz der Aussicht wird noch vermehrt durch die erhöhte freie Lage. Rings an den Fenstern läuft eine tiefe, bequeme, einladend gepolsterte Ruhebank. Bei eintretender Dunkelheit werden seidene Vorhänge zugezogen, und elektrisches Licht durchflutet den Raum. Als elektrische Zentrale dient hierzu die benzin-elektrische Motorgruppe des Traktors. Zwei sinnreiche Verschläge lassen sich dann in der Mitte der Wohnstube aufklappen. Ihr Inneres bildet zwei geräumige Kleiderschränke, während sie selbst den Raum in zwei Schlafzimmer verwandeln. Die Bänke verwandeln sich in Betten, so daß der Reisewagen im ganzen fünf Schlafgäste beherbergen kann. Man kann sich kaum ein bequemeres und angenehmeres Fahrzeug vorstellen. Während der Anhänger irgendwo auf hoher Warte oder in einem idyllischen Walde ein kurzes Heim aufschlägt, kann der abgekuppelte Traktor ihn verlassen, um in raschem Zuge die Landschaft auszukundschaften oder Proviant zu holen. Ebenso rasch kann das Fahrzeug wieder aufbrechen, um in geräuschlos flüchtigem Zuge Gebirg und Tal zu durcheilen.

Erwähnt sei, daß das Fahrzeug infolge seiner Konstruktion außer seiner jetzigen Anwendung als Reisewagen auch vorzügliche Dienste als Generalstabs- und als Ambulanzwagen leisten kann. Mit einer etwas geänderten Karosserie wird es auch für Feldküchen und Feldbäckereien verwendbar sein. H. H.

„Sie starb am gebrochenen Herzen," hieß es vor einiger Zeit wieder einmal in den Tagesblättern bei der Beschreibung einer „Tragödie", die ihren Anfang nahm mit dem Abstürzen eines jungen Mannes in den Alpen, und die ihren traurigen Abschluß fand in dem plötzlichen Tode seiner Braut, als sie den Sturz ihres Verlobten erfuhr.

Da tauchte denn auch wieder überall die Frage auf: Ist es überhaupt möglich, daß jemand am „gebrochenen Herzen" sterben kann, oder ist dies nur eine Phrase phantasievoller Reporter?

Viele verneinen diese Möglichkeit vollständig, aber auch die meisten von denen, die sie zugeben, wissen keine Begründung

dafür und behaupten, daß auch die Ärzte keine geben könnten. Das ist jedoch, wie wir gleich sehen werden, nicht richtig.

Alle plötzlichen heftigen Gemütsaffekte üben auf die Zellen unseres Hirns starke Reize aus ähnlich wie ein elektrischer Strom. Das Zentralnervensystem leitet dann die Reize weiter auf die Blutgefäße und das Herz. Dadurch tritt häufig ein krampfhaftes Zusammenziehen, eine Verengerung der Blutgefäße ein. Wir sehen dies deutlich an dem Blaßwerden des Gesichtes bei Schreck und Angst. Alles Blut scheint dann aus den verengerten äußeren Adern verschwunden zu sein, und „kreideweiß" steht der Unglückliche da. In anderen Fällen wiederum wirkt der Reiz derartig, daß die Blutgefäße der inneren Organe verengert werden, und das Blut dringt in übermäßiger Fülle in die äußeren sichtbaren Adern. Daher das Rotwerden vor Freude und Scham. Wie sehr die ganze Blutzirkulation von solchen Gemütserregungen beeinflußt wird, erkennen wir auch daran, daß im ersten Falle Herz und Puls fast fühllos schwach gehen, weshalb man vom „Stocken des Herzschlages" spricht, und daß im letzteren Falle alle Pulsadern ungestüm schlagen, was der Dichter mit „Fliegen der Pulse", mit „Höherschlagen des Herzens" ausdrückt.

Im allgemeinen werden solche plötzlichen übermäßigen Reize bald wieder ausgeglichen; nur bei krankhaft veranlagten Herzen können sie schlimme Folgen, ja sogar den Tod nach sich ziehen. Es tritt dann meist ein mehr oder weniger plötzlicher Stillstand des Herzens, eine Herzlähmung ein. Solche schon vorhandenen sogenannten „Herzfehler" können bestehen in krankhaften Veränderungen der Herzwände oder Herzklappen, oder der das Herz mit Blut versorgenden Arterien. Tritt dann bei solchen Personen eine Gelegenheitsursache in Gestalt eines intensiven Reizes, zum Beispiel einer heftigen Gemütsbewegung, Aufregung, Schreck, Freude, ein, so versagt ganz plötzlich die Tätigkeit des Herzens.

Auch kann ein schon länger schwer erkranktes Herz bei plötzlicher übermäßiger Blutwallung tatsächlich „bersten". Von einem alten Ehepaar starb der Mann am Vormittag an einer Lungenentzündung, die Frau aber aus schwerem Gram über

den Verluſt ihres Gatten am Nachmittag desſelben Tages. Profeſſor C. Hoffmann in Wien nahm die Sektion der beiden Leichen vor und fand bei der Frau als Todesurſache die Berſtung des Herzens.

Von den Angehörigen wird nur ſelten die Sektion geſtattet, ſonſt würden viel mehr derartige Fälle erkannt und bekannt werden. Es ſind eben die Beziehungen zwiſchen unſerem Nerven- und Gefäßſyſtem ſo innig, daß das Herz und der ganze Blutkreislauf ſich an allen Aufregungen, an unſerem Leide und an unſerer Freude lebhaft beteiligen. Daher iſt es auch keine leere Phraſe, wenn man vom Fliegen der Pulſe und Höherſchlagen des Herzens bei freudigen und erhebenden Anläſſen, vom Stocken des Herzſchlages bei Schreck und Angſt ſpricht. Ja, es liegt ſogar ein guter Kern Wahrheit darin, wenn der Dichter ſeine Perſonen im Übermaße des Schmerzes zuſammenſtürzen läßt am „gebrochenen Herzen“. Dr. Th.

Geſchäftsgrundſätze des Mittelalters. — Wareneinkauf und Kundenbehandlung ſind auch heute noch wichtige Faktoren der Geſchäftsführung, und welcher Wert ſchon von den Kaufleuten des alten Nürnberg auf dieſe Punkte gelegt wurde, geht aus den nachſtehenden Kaufmannsregeln hervor.

Nach einigen Hinweiſen auf Gott und redlichen Lebenswandel heißt es: „Halte deine Waren fein ſauber, ordentlich und muſterlich, das macht Käufer und Verkäufer luſtig.

Erzeige dich nicht zornig, unluſtig, noch als wäreſt du mit heimlichen Sachen beladen, denn ſolches macht die Käufer ſcheu.

Frage viel, glaub aber nicht alles, was du höreſt; vertraue nicht einem jeden, ſo haſt du deſto weniger zu verantworten.

Bietet man dir ein Billiges und rücket zu deinem vorhabenden Ziel, ſo drücke bald ab, ehe dich's reuet.

Keinem aber gib dein äußerſtes Wort, bis er nicht zuvor ſelbſt dazu rückt. Bedenke, daß ihrer viele deine Waren auch haben und milder im Hingeben ſein möchten als du, derſelben Köpfe mußt du dich auch annehmen, willſt du anders nicht ſtecken bleiben.

Verlieren zur rechten Zeit iſt auch eine Kunſt.

Haſt du aber eine Ware allein, ſo genieß derſelben, doch mach's brüderlich.

Deine alten und guten Kunden verlaß nicht gern und drücke sie nicht zu hart, denn es tut ihnen weher als einem Fremden.

Neben eine würdige Ware setze eine unwürdige, nimm von jeder einen leidlichen Gewinn, das ist dir nützer und löblicher, als wenn du eine zu hoch spannest.

In den Märkten und Messen gilt es nicht lange besinnen; was einmal versäumt, wird nicht wieder gebracht. Denn es ist besser, mit Reu verkauft, als mit Reu behalten.

Schreibe ein, ehe du ausgibst, und nimm ein, ehe du aufschreibest, und vergesse nichts.

Lege dich keine Nacht nieder zur Ruhe, du habest denn die Handlung desselben Tags in die Bücher gebracht. Was du einschreibst, sei lauter, verständig und richtig eingetragen. Zahl keinen Wechsel vor der Zeit, damit du ihn nicht noch einmal zahlen mußt." K. K.

Vom Erzherzog Rainer. — Während eines Manövers wurde der Stab des Oberkommandierenden, des kürzlich verstorbenen Erzherzogs Rainer, von einem mächtigen Gewitter überrascht, das kein Ende zu nehmen schien. Man beschloß deshalb, in der nächsten Ortschaft zu übernachten. Der Wirt des einzigen Gasthofs wurde beauftragt, die Zimmer instand zu setzen, worauf der Erzherzog samt Gefolge sich zur Ruhe begab.

Am nächsten Morgen, ehe die Herren wieder in den Sattel stiegen, stellte sich der Wirt beim Erzherzog mit der Bitte vor: „Würden Kaiserliche Hoheit gestatten, daß ich zum Andenken an den hohen Besuch meinen Gasthof ‚Zum Erzherzog Rainer' nenne?"

„Ja — aber unter einer Bedingung!" meinte der Erzherzog lächelnd.

„Und die wäre?" fragte der beglückte Wirt mit einem tiefen Bückling.

„Daß Sie Ihren Gasthof zunächst ‚reiner' machen." A. E.

Was den Frauen versagt ist. — Im Stammbuch der im Anfang des vorigen Jahrhunderts gestorbenen Herzogin Elisabeth von H. findet sich folgendes Gedicht, das vielleicht auch heute noch die Wahrheit sagt:

Als von seinem Strahlenthrone
Seinem armen Erdensohne
Gott das Weib zur Seite gab,
Daß es aus dem Garten Eden
Mit sich nähme Blumenfäden,
Ihn zu leiten bis ans Grab,
Gab er ihr den reichsten Segen
Mit auf ihren Erdenwegen,
Stattet sie mit Gaben aus,
Daß sie sei des Lebens Blume,
Gnadenbild im Heiligtume,
Engel in dem Erdenhaus;
Und den Frauen er verlieh:
Körpersymmetrie,
Seelenharmonie,
Herzenssympathie,
Stimmenmelodie,
Lebenspoesie,
Jede Art Magie,
Nur nicht — Orthographie! C. T.

Die königliche Kuh. — König Viktor Emanuel II., der Einiger Italiens, war im höchsten Grade freigebig. Kein Wunder daher, daß er oft in unerhörter Weise ausgebeutet wurde und stets in Geldverlegenheiten steckte.

Die stetige Bedrängnis der königlichen Schatulle gab einst dem Finanzminister Sella den Mut, dem König ernstliche Vorstellungen über seine Verschwendung zu machen, und im Eifer der Rede ließ er sich zu der Äußerung hinreißen: „Euer Majestät gleichen wirklich einer Kuh, die von allen gemolken wird.“

Viktor Emanuel erzählte später oft in intimen Kreisen von dieser Strafpredigt und pflegte lachend hinzuzufügen: „Wenn er mich wenigstens noch anders genannt hätte! Aber nein, wahrhaftig — eine Kuh!“ F. Z.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Digitized by Google

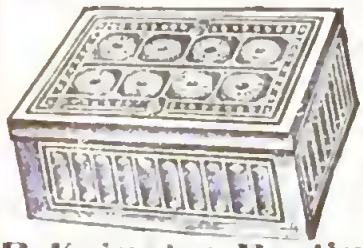
Eine Dame

welche zarte, weiße Haut u. blendend schönen Teint erlangen u. erhalten will, wäscht sich nur mit der allein echten

Steckenpferd-Seife

die beste Lilienmilchseife von Bergmann & Co., Radebeul, à Stück 50 Pfg. überall zu haben.
Ferner macht Cream „Dada" rote u. spröde Haut weiß und sammetweich. Tube 50 Pf.

Schlüssellose Sicherheits-Kassetten



mit selbstkombinierbarem Buchstaben-Schloß, mit feuersicherer Asbest-Einlage. Nur wer das Stichwort kennt, kann sie öffnen. Auf beliebiges Wort einzustellen. Unzählige Wertkombinationen, geeignet für Geld, Schmucksachen, Sparkassenbücher, Briefe, Wertpapiere usw. — Größe: 23 × 17 × 8 M **9.50**, 17 × 12 × 8 M. **8.**– und 11 × 8,5 × 5,5 M **4.**–. Verl. Sie sofort illustr. Prospekt u. Preisl. gratis. — Zu beziehen durch

B. Krinsky, Berlin-Wilmersdorf 2, Babelsberger Str. 47.

Nasenformer „Zello"

Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche in meinem Institut zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 4—8 Wochen erzielt. Mit meinem verbesserten Nasenformer „Zello" kann j e d e, auch die häßlichste Nase verbessert werden (mit Ausnahme der Knochenfehler). **Nachbestellungen aus Fürsten- und allerhöchsten Kreisen.** Jahresumsatz nachweisbar 30 000 Stück. Preis M. 2.70, scharf verstellbar M. 5.—, desgleichen mit Kautschuk M. 7.—, Porto extra. Von allerersten ärztlichen Autoritäten warm empfohlen. Lassen Sie sich nicht durch nachgeahmte Inserate täuschen, meine Nasenformer wurden nie erreicht.

Einziges Spezial-Institut für Nasenformer

Spezialist L. M. Baginski, Berlin 266, Winterfeldtstr. 34.

Digitized by Google

Entwicklung und Befestigung der Büste

durch unseren unübertroffenen Büstenentwickler!

Schon immer war es der höchste Wunsch einer jeden Dame, eine schöne, volle Büste zu besitzen. Nun ist gerade in dieser Hinsicht die größte Mehrzahl unserer Damen stiefmütterlich bedacht worden, so daß dieses Manko weidlich von gewissen Leuten ausgenutzt wird, um Salben, Pillen und Tränklein zu horrenden Preisen an den Mann zu bringen; leider helfen diese Sachen nur immer dem Verkäufer, niemals aber der Käuferin.

Vorher Nachher

Wir behaupten hiermit, **daß jeder Creme vollständig wertlos** ist. Warum? Weil nur die Massage, welche selbstverständlich bei jeder Einreibung ausgeübt werden muß, von Wert ist. Diese Massage können Sie auch mit Vaseline usw. ausüben, aber bedeutend billiger.

Unser Büstenentwickler „**Thilossia**", gesetzlich geschützt, ist nun ein Produkt jahrelanger Forschung der bedeutendsten Professoren, so daß selbst jeder Laie sofort davon überzeugt wird, daß mit einem Thilossia-Apparat ein wirklicher Nutzen, also **Vergrößerung und Befestigung der Büste erreicht werden muß.** Unser Thilossia-Apparat saugt täglich mehrmals frisches Blut in die Brüste, dieselben werden voll, straff und üppig, magere Arme und Schulterknochen verschwinden, kurz, ein nie geahnter Erfolg tritt ein. Wir haben bisher viele Tausende verkauft und sind die jüngsten Mädchen wie ältere Damen gleich entzückt und befriedigt, wie die zahllosen Anerkennungen bezeugen. **Bei Nichterfolg Geld zurück** laut Garantieschein. **Preis** des kompletten Apparates inklusive Massagecreme in Verpackung nur **7,50 M., Porto extra.** Unser Verfahren ist das Billigste, weil der Apparat **nur einmal** angeschafft wird und immer gebrauchsfertig ist, von jeder Dame **ohne Hilfe** anzuwenden. Bevor Sie Ihr Geld für nutzlose Quacksalbereien ausgeben, machen Sie mit unserem Apparat einen Versuch. Bei Bestellung Körperumfang unter den Armen ringsherum um den Brustkorb angeben. Dr. G. Weisbrod & Comp., Waidmannslust.

Über 4000 Stück im Gebrauch.

Schlafbinde

Ges. gesch. Neuheit! Gegen **Schlaflosigkeit** und **Magenbeschwerden.** Der Schlaf wird fest, traumlos und erquickend, der Kopf klar. Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Aerztlich begutachtet. Stück 3.— M.

Rudolf Hoffers, Apotheker,
Berlin 75, Koppenstr. 9.

Über 300000 im Gebrauche

Haarfärbekamm

(ges. gesch. Marke „**Hoffera**") färbt graues oder rotes Haar **echt** blond, braun od. schwarz.

Völlig unschädlich. Jahrelang brauchbar. Diskrete Zusend. i. Brief. St. M 3.—.

Rud. Hoffers, Kosmetisch. Laboratorium Berlin 75, Koppenstr. 9.

Licht-Hingfong Essenz-Destillat

1000000:fach im Gebrauch und bewährt!

Als Hausmittel unentbehrlich!

Dtz 3.80, 30 Fl. franko, nur en gros aus dem

Laboratorium L. Lichtenheldt,
Meuselbach 4 a Th. Wald.

Allen anderen Behelfen weit überlegen!

Viele Tausende Anerkennungsschreiben sind unaufgefordert bei der Firma eingegangen. Z. B.:

Ihre „Licht-Hingfong" ist mir und meinen Freunden unentbehrlich. Ich habe einmal eine Probe anderweitig bezogen, ich habe aber gefunden, daß Ihre Licht-Hingfong die beste war.

Herr H. Stoll in P.

Paschens orthopäd. Heilanstalt Dessau I. (Anh.)

Älteste u. größte Anstalt Norddeutschlands. Gegr. 1885. Staatlich konzessioniert. Preisgekrönt auf d. Intern. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Rückgratverkrümmungen : **Gelenkentzündungen, Hüftleiden, Klumpfüße etc.**

werden bei Erwachsenen und Kindern mit bestem Erfolg behandelt. — Prospekte und nähere Auskunft kostenlos.

Bei der Aufnahme.

Nach der Behandlung.

Gegründet 1872.

Größtes Spezialhaus für schwarze Konfektion

Otto Weber's Trauermagazin

Berlin W., Mohrenstraße 45, Ecke Gendarmenmarkt

Telephon Amt Zentrum: 2044 und 2060

kann jede Dame, welche farbig gekleidet eintrat, in vollständiger Trauerkleidung verlassen.

Einsegnungskleider

Schwarze wollene **Blusen** von 3,50 } Schwarze wollene **Röcke** von 6,00
Schwarze wollene **Kleider** v. 12,00 } Schwarze wollene **Paletots** v. 9,50
bis zu den elegantesten Ausführungen.

Beerdigungs-Anstalt „Pietät" im selben Hause. Tel. Zentr. 2055.

Telegr.-Adr.: Weber, Trauermagazin, Berlin.

Telegr.-Adr.: Weber, Trauermagazin, Berlin.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 955 F
WILSON
ANNEX